

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 9

September 1931

Jahrgang VIII

ABSCHIED VON LIEGNITZ

Der eben scheidende Regierungspräsident schickt den Schlesischen Monatsheften folgende warme Worte für das Liegnitz-Heft:

An einem naßkalten Dezemberabend betrat ich zum ersten Male, aus den damals noch bestehenden provisorischen Bahnhofskatakomben emporsteigend, das Pflaster der Stadt Liegnitz. Ich kann nicht behaupten, daß meine neue Heimat mich im Sturm erobert hätte. Aber dann habe ich monatelang jede Gelegenheit benutzt, die Stadt und ihre Anlagen zu durchstreifen, sie in ihrer näheren und weiteren Umgebung zu umkreisen und die Eigenart ihrer Verhältnisse zu studieren. So bin ich bald warm geworden. Und jetzt nach reichlich 5 Jahren, wo ein Schicksal mich von ihr losgerissen hat, wird mir bewußt, daß ich die alte Bezirkshauptstadt lieb gewonnen habe und mit ihr verwachsen bin. Die ehrwürdige Altstadt, deren mittelalterlicher Charakter zwar im einzelnen manchmal pietätvoller hätte bewahrt werden können, im ganzen aber nicht zerstört werden kann, die wunderschönen alten und neuen Parkanlagen, die unvergeßliche Silhouette mit dem klotzigen Peter umringt von drei Kirchturmpaaren, kurzum das ganze Liegnitz wird mir zeitlebens in einer Gloriele von Dankbarkeit und Glücksempfinden fest im Gedächtnis haften. Erst scheidend habe ich gemerkt, daß ich durch Arbeit und Liebe in Schlesien ganz zum Schlesier geworden bin.

Dr. Poeschel, Stettin

Oberbürgermeister

LIEGNITZ UND DIE OSTMARK

VON STADTRAT DR. ELSNER, LIEGNITZ

Diejenigen Länder, die heute zur deutschen Ostmark gehören, hatten im Mittelalter ein gemeinschaftliches Schicksal nicht. Jedes von ihnen, Preußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien, führte sein Eigenleben unabhängig von dem andern, bis schließlich im 17. und 18. Jahrhundert der brandenburgisch-preußische Staat sie unter seiner Herrschaft vereinte. Einmal allerdings hat es auch schon im 13. Jahrhundert in der Ostmark einen Fürsten gegeben, dessen Macht von der Ostsee bis zu den Karpathen reichte, der nicht nur unmittelbar über große Teile Schlesiens gebot, sondern auch an der Gründung des Ordensstaates Preußen mitwirkte, mit kräftiger Hand in die inneren Wirren Pommerns eingriff und schließlich sogar Großfürst von Polen wurde. Das war der Piastenherzog Heinrich I., der 1202 seinem Vater Boleslaus dem Langen in der Regierung des niederschlesischen Herzogtums folgte. Während seiner Regierungszeit wurde die Liegnitzer Burg, die sein Vater gegründet hatte, auf der sich seine Gemahlin, die heilige Hedwig, ständig aufhielt, und die auch die Hofhaltung der Fürsten selbst häufig beherbergte, mehr als einmal Zeugin schicksalgestaltender Entscheidungen für die gesamte Ostmark.

Am Ausgang des Mittelalters und schon am Tore der neuen Zeit sah die Liegnitzer Burg erneut ein Ereignis, das grundlegend wurde für die Zukunft des deutschen Ostens. Es war jener Erbverbrüderungsvertrag, den 1537 der brandenburgische Kurfürst Joachim II. mit dem Piastenherzog Friedrich II. abschloß. Dieser Erbverbrüderungsvertrag begründete die Ansprüche der Hohenzollern auf einen großen Teil Schlesiens. Er war somit der Ausgangspunkt für die spätere Einverleibung Schlesiens in den brandenburgisch-preußischen Staat. Ohne ihn und die auf ihn sich gründenden schlesischen Kriege wäre die Einheit der deutschen Ostmark unter Preußens Führung von Memel bis Oderberg wohl nicht zustande gekommen und Schlesien nach dem Aussterben der Piasten ein Teil der böhmischen Krone der Habsburger geblieben. Dann würde Schlesien heute wahrscheinlich das Schicksal der Deutschböhmen im tschechoslowakischen Staate zu teilen haben. So ist damals auf der Liegnitzer Burg der Grund zu der späteren Vereinigung der Südostmark Schlesiens mit den nordostdeutschen Gebieten Preußen und Pommern gelegt worden.

Es ist eine alte Erfahrung, die die Geschichte an vielen Beispielen lehrt, daß Länder und Völker, die durch Abstammung oder Lage, Wirtschaft oder Kultur aufeinander angewiesen sind, diese Schicksalsverbundenheit weit weniger empfinden in glücklichen Tagen, als wenn gemeinsames Unglück sie heimsucht. So ist es auch der deutschen Ostmark gegangen. In den langen Friedensjahren, die ihrer endgültigen Vereinigung unter den Hohenzollernkönigen im 18. Jahrhundert und ihrer Befreiung von der napoleonischen Herrschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts folgten, bestanden wohl zwischen ihren einzelnen Teilen zahlreiche äußere Berührungspunkte. Gegenüber dem immer mehr sich industriell entwickelnden Westen blieb den ostdeutschen Provinzen im wesentlichen ihr Charakter als „Kornkammer Deutschlands“ gemeinsam. Innenpolitisch galt „Ostelbien“ als die sicherste Stütze des

Das Schweiß­tuch der hl. Veronika
Gemälde vom Breslauer Meister
des Barbara-Altars



Liegnitz, Liebfrauenkirche, Sakristei

preußischen Staates in seiner alten monarchischen Struktur und außenpolitisch war Schlesien genau so wie Preußen und Posen vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Weltkrieges das Ziel panslawistischer Eroberungsträume. Aber diese Verbundenheit, die auf einer im wesentlichen gleichen wirtschaftlichen und sozialen Struktur und auf einer gemeinsamen nationalen und kulturellen Gefährdung der einzelnen Teile der Ostmark beruhte, kam doch der großen Masse der ostdeutschen Bevölkerung nur wenig zum Bewußtsein. Die Notwendigkeit einer einheitlichen Ostmarkenpolitik wurde erst von wenigen erkannt, Gemeingut des Volkes der Ostmark war solche Erkenntnis nicht.

Dies änderte sich erst, als die Zeiten des wirtschaftlichen Wohlstandes für die Ostmark vorbei waren und als die Ausrottung ihrer deutschen Kultur nicht nur in bedrohlichste Nähe rückte, sondern zum Teil zur Tat wurde: Durch den Verlust des Weltkrieges und durch die Diktate von Versailles und Genf wurde die Ostmark wesentlicher Teile beraubt, die alten deutschen Siedelungen, die der Ritterorden und die Hansa an der Ostsee und in der Weichselniederung angelegt hatten, gerieten wieder unter slawische Herrschaft und sogar über Ostoberschlesien breitete der weiße Adler Polens seine Fittiche. Zugleich durchschnitt

die neue Gestaltung Osteuropas auch den wirtschaftlichen Lebensnerv der deutschen Ostmark. Die posensche und westpreußische Kornkammer gingen verloren, ebenso wie das oberschlesische Kohlenrevier. Ostpreußen wurde zu einer Insel und damit in seinem Wirtschaftsverkehr mit dem übrigen Reichsgebiet aufs empfindlichste gestört. Die vor dem Kriege aufblühende schlesische Industrie verlor durch die Abtretung Posens und durch die Abschneuerung des russischen Marktes ihre hauptsächlichlichen Absatzgebiete. Jetzt wurde allmählich der deutschen Ostmark und ihrer gesamten Bevölkerung klar, daß sie in einer Schicksalsgemeinschaft auf Leben und Tod verbunden war.

Aber das übrige Deutschland brachte den Fragen des Ostens zunächst wenig Verständnis und Interesse entgegen. Wichtiger als die offenen Wunden, die national und wirtschaftlich dem Osten geschlagen waren, erschien dem übrigen Deutschland und auch seinen leitenden Stellen die Sorge um das Schicksal von Rhein und Ruhr. Der Osten war ja auch schon vor dem Kriege im übrigen Deutschland nur allzuwenig bekannt gewesen. Dies mußte anders werden. Denn nur mit der Unterstützung der Deutschen in West, Süd und Nord konnte der Ostmärker den Kampf um die Deutscherhaltung seiner Heimat und um den Wiederaufbau ihrer Wirtschaftskraft erfolgreich bestehen. Eine der wichtigsten Aufgaben, die der deutsche Osten in der Nachkriegszeit zu erfüllen hatte, war deshalb die Werbung für sich selbst. Es galt, dem übrigen Deutschland gegenüber den Beweis zu erbringen, daß auch hier im Osten hohe Werte deutscher Kultur auf dem Spiele standen und wirtschaftliche Höchstleistungen vollbracht werden konnten. Nicht an letzter Stelle hat die Stadt Liegnitz es sich angelegen sein lassen, an dieser Aufgabe mitzuwirken. Sie hat durch die von ihr im Jahre 1927 veranstaltete Deutsche Gartenbau- und Schlesische Gewerbeausstellung zum ersten Male nach dem Weltkrieg eine großzügige Werbung für den deutschen Osten durchgeführt. Der Erfolg blieb nicht aus. Unter den insgesamt zwei Millionen Besuchern dieser ersten ostdeutschen Großausstellung der Nachkriegszeit befanden sich Hunderttausende aus allen Teilen des übrigen Deutschlands, und weitere Millionen Deutscher erhielten durch die Presse immer und immer wieder Kunde davon, daß hier in der alten Piastenresidenz Liegnitz eine Großtat ostdeutscher Arbeit vollbracht wurde. So reihte sich Liegnitz in neuester Zeit führend in die gemeinsame Front ein, die die deutsche Ostmark in ihrem Existenzkampfe zu bilden hatte.

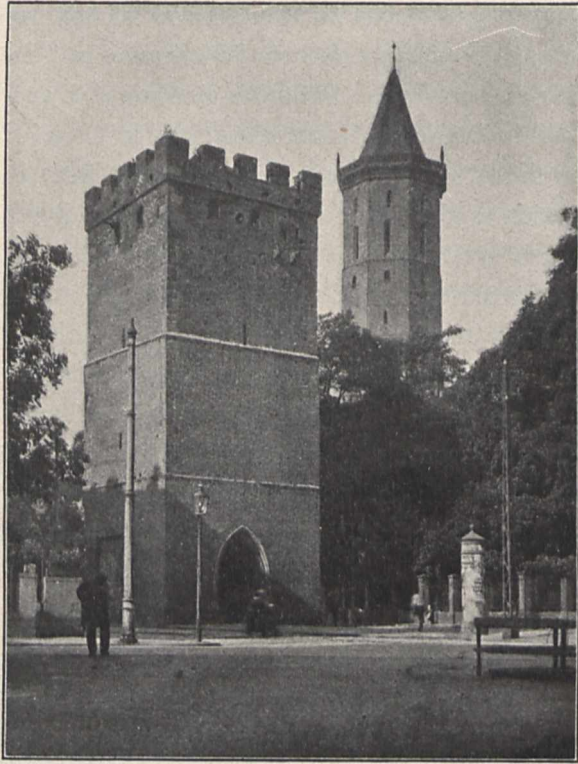
Im Jahre 1930 war endgültig der Rhein von der fremden Besatzung frei geworden. Jetzt erhielt die Regierung die Hände frei, um sich mehr als bisher der deutschen Ostmark anzunehmen. Die Osthilfe sollte nunmehr in die Tat umgesetzt werden. Doch weder die Notverordnungen von 1930 noch das Osthilfegesetz von 1931 konnten Befriedigung in der Ostmark hervorrufen. Denn dieses Gesetzgebungswerk verkannte vollkommen, daß die Schicksalsverbundenheit, die den ganzen deutschen Osten von Ostpreußen bis Oberschlesien in seinem Daseinskampfe zusammengeführt hatte, nunmehr auch in der Osthilfe zum Ausdruck kommen mußte. Statt dessen unterschied das Osthilfegesetz zwischen solchen Gebieten, in denen die Osthilfe voll zur Durchführung kommt, und solchen, in denen nur einzelne Hilfsmaßnahmen verwirklicht werden. Zu den letzteren gehört auch Liegnitz — und das mit Unrecht.

Es ist ein schwerer und grundlegender Irrtum zu glauben, daß die wirtschaftliche und

kulturelle Not, die der verlorene Krieg, die Abtretung der einst zu Deutschland gehörenden Ostprovinzen und die Neugestaltung der territorialen und politischen Verhältnisse in Osteuropa mit sich brachte, nur in den unmittelbar an der Grenze liegenden Kreisen sich ausgewirkt hätte. Den zahlreichen gewerblichen und industriellen Unternehmungen in Liegnitz, die vor dem Krieg ein reiches Absatzgebiet in Polen und den durch das Friedensdiktat an Polen abgetretenen vormals preußischen Provinzen fanden, ist dieses Absatzgebiet verloren gegangen. Sie haben in dem anderen neuen Nachbarn Schlesiens, in der Tschechoslowakei, einen Ersatz hierfür nicht finden können, da die tschechoslowakische Wirtschaft infolge der Entwicklung der tschechischen Valuta und der Gestaltung der Arbeitsbedingungen in diesem Lande im Konkurrenzkampf mit der schlesischen Wirtschaft der stärkere Teil ist. Schließlich haben diese Unternehmungen den Inlandsmarkt größtenteils eingebüßt nicht nur dadurch, daß die einst blühende deutsche Landwirtschaft in Posen als Abnehmerin der industriellen Erzeugnisse nicht mehr in Betracht kommt, sondern auch dadurch, daß die Landwirtschaft in dem deutsch verbliebenen Teile Schlesiens in die allgemeine Wirtschaftsnot hereingezogen ist und somit als Abnehmerin ausscheidet.

Diese allgemeine Entwicklung hat zur Folge gehabt, daß die Zahl der mittleren und größeren Betriebe in Liegnitz von Jahr zu Jahr abgenommen hat. Große Werke der Maschinenindustrie und der Holzverarbeitenden Industrie sind in den letzten Jahren stillgelegt worden, die einst blühende Liegnitzer Pianoforteindustrie ist dem Erliegen nahe. Von 64 Betrieben, die im Jahre 1929 50 und mehr Arbeiter beschäftigen, sind 1930 nur noch 50 vorhanden gewesen. Die Zahl der in diesen Betrieben beschäftigten Personen ist von 8299 im Jahre 1929 auf 6623 im Jahre 1930 gesunken. Das bedeutet, daß allein im letzten Jahre, von den Stilllegungen der früheren Jahre abgesehen, mehr als der fünfte Teil der gewerblichen und industriellen Unternehmungen in Liegnitz eingegangen ist. Hieraus erklärt es sich, daß die Zahl der Arbeitssuchenden von 3724 nach dem Stichtag vom 1. Januar 1929 auf 9098 nach dem Stichtag vom 1. März 1931 gestiegen ist. Diese Zahl besagt, daß schon im März 1931 rund 12 Prozent der Bevölkerung erwerbslos war, und, die Familienangehörigen der Erwerbslosen eingerechnet, weit mehr als der dritte Teil der Liegnitzer Bevölkerung unter den Folgen der Erwerbslosigkeit leidet. Das ungeheure Ansteigen der kommunalen Wohlfahrtslasten, die 1930 das Zwanzigfache der Vorkriegsjahre erreicht hatten, und die katastrophalen Steuer-rückgänge, die durch den Niedergang der wirtschaftlichen Unternehmungen bedingt sind, lassen den Zeitpunkt nicht mehr fern erscheinen, zu dem Liegnitz gezwungen ist, die Reste seiner kulturellen Einrichtungen — das Stadttheater, das Stadtorchester, die städtischen Sammlungen und Bibliotheken — zu schließen, wenn nicht Hilfe kommt. Zu dem wirtschaftlichen Niedergange, den die Stadt in den letzten Jahren genommen hat, tritt damit auch der kulturelle Stillstand hinzu. Aber soweit darf es nicht kommen. Liegnitz, das im Mittelalter eine sichere Stütze des Deutschtums in Schlesien war, an dessen Namen sich mehr als ein für Schlesien und den gesamten Osten entscheidendes Ereignis knüpft, das in neuester Zeit wiederum durch die von ihm durchgeführte machtvolle Werbung für den Osten seine Zugehörigkeit zur deutschen Ostmark mit der Tat bekräftigt hat, darf nunmehr nicht außerhalb

DAS MITTELALTER



Der Glogauer Torturm

Phot. Schumm, Liegnitz



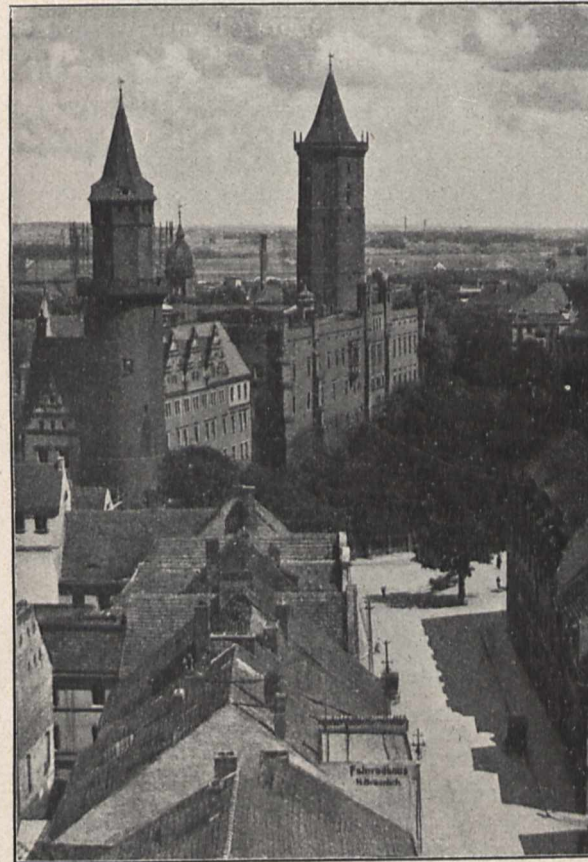
Blick auf die Liebfrauenkirche

ALTE LIEGNITZ



Peter-Paul-Kirche

Phot. Schumm, Liegnitz



Blick auf das Schloß

Altes Stadtschreiberhaus



Phot. R. Foglar

der Schicksalsgemeinschaft des Ostens bleiben. Es muß der vollen Osthilfe teilhaftig werden. Immer mehr setzt sich heute die Überzeugung durch, daß sich hier im Osten erweisen wird, ob Deutschland zu neuer politischer und wirtschaftlicher Weltgeltung aufsteigen kann. Zweifellos wird der Osten in den nächsten Jahrzehnten der Schauplatz großer weltgeschichtlicher und welt-politischer Entscheidungen sein, nicht nur deshalb, weil das durch die Friedensdiktate geschaffene staatliche und völkische Durcheinander in Osteuropa dringender Entwirrung harrt, sondern auch deshalb, weil weder die russische Frage noch die Probleme Südosteuropas bisher endgültig einer Lösung zugeführt sind. Bei diesen Entscheidungen wird Schlesien eine besondere Rolle spielen. Denn dadurch, daß Schlesien als Nachbar der Tschechei die Brücke zwischen Mitteleuropa und dem Südosten und als Nachbar Polens die Brücke zwischen Mitteleuropa und Rußland bildet, nimmt es eine einzigartige Schlüsselstellung in den ost-politischen Fragen ein. Am Zugang zu dieser Schlüsselstellung aber liegt Liegnitz. Denn hier schneiden sich alle Verkehrswege von Nord-, Süd- und Westdeutschland und von den angrenzenden Ländern Westeuropas, bevor sie zu einem Strang vereinigt dem Herzen Schlesiens — Breslau — zuströmen. Wenn deshalb heute auch Liegnitz wie alle ost-deutschen Städte wirtschaftlich zu erliegen droht und schwer um seinen Bestand zu kämpfen hat, so besteht doch die Hoffnung, daß es in künftigen Jahren einer neuen tatkräftigen deutschen Ostpolitik und bei den damit verbundenen Entscheidungen über die Zukunft des europäischen Ostens überhaupt wiederum diejenige Bedeutung erlangen wird, die ihm im Rahmen der deutschen Ostmark auf Grund seiner Geschichte und seiner Lage zukommt.



Phot. Schumm, Liegnitz

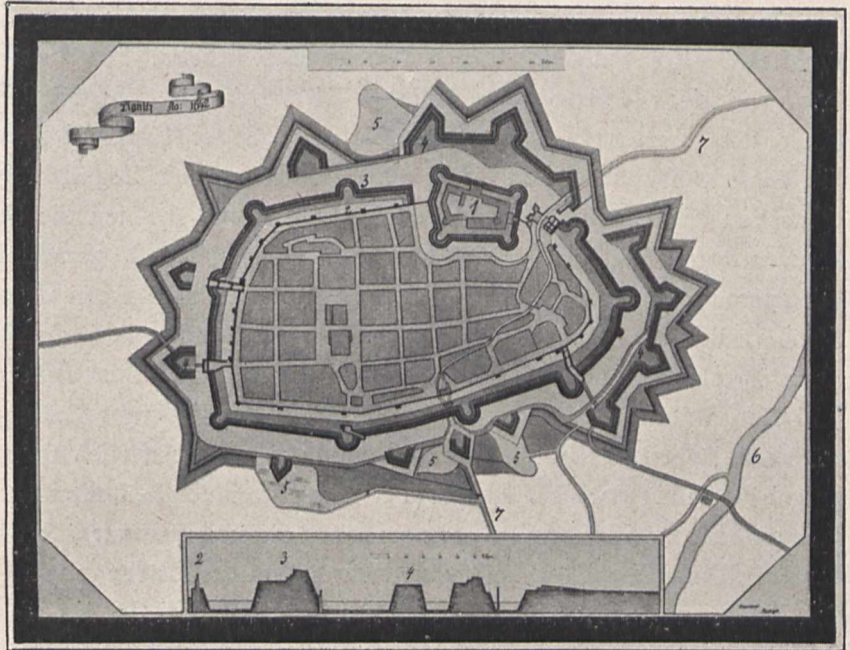
Sgraffitomalereien des alten Reichskrams „zum Wachtelkorb“ (1550)



Schloßportal, 1533 erbaut

Phot. Martin, Liegnitz

**Plan der Festung
Liegnitz aus dem
Jahre 1642**



DAS MITTELALTERLICHE LIEGNITZ

Von Professor Arnold zum Winkel

An einem unbedeutenden Nebenfluß der Oder gelegen, ist doch diese ostdeutsche Mittelstadt mit ihrer Katzbach in der europäischen Geschichte berühmt geworden.

Uralte Kultur zeichnet sie aus. Neolithische und zahlreiche bronzezeitliche Funde kennzeichnen die alte Besiedlung, frühgermanische Gesichtsurnen, vandalische Waffen und Keramiken beweisen die Zugehörigkeit des Bodens zum Bereiche der Germanen als ältester mit Sicherheit bestimmbarer Bevölkerung. Als diese gen Süden zogen, rückten Slawen nach, die später als Polen bezeichnet wurden, zunächst aber unter tschechische Herrschaft gerieten, wie die ganze „Hohe Straße“ bis zu ihrem Endpunkt Breslau.

Als slawischen Marktflecken Legnice lernen wir 1149 die Stadt kennen, die bald ein Bollwerk des Deutschtums im Osten werden sollte. Ein Burgwall dient der Bevölkerung und den Wanderern der Hohen Straße, an der Legnice einen Knotenpunkt darstellt, als Zufluchtsburg. Früh haben die Deutschen Warenverkehr und Christentum eingeführt, eine Benediktikapelle im Schutze des Ringwalls ist wohl das älteste Heiligtum gewesen.

Aber durch Barbarossas Eingreifen in die Familienkämpfe der Piasten wird Lignitz — das ist nun die mittelalterliche Namensform — 1163 Residenz des ältesten Zweiges des Piastenhauses und behauptet diese Stellung bis zum Aussterben des Gesamthauses (1675). Der erste Liegnitzer Piast, Boleslaw der Hohe, erbaut seine Burg in den Ringwall. Es erheben sich drei Pfarrkirchen in der werdenden Stadt, und die Herzogin Hedwig macht die Burg Liegnitz zum Ausstrahlungsherd christlich-deutscher Gesittung.

Dies älteste Liegnitz ist von den Tataren 1241 eingäschert worden und sein Fürst, Heinrich

der Fromme, fand den Heldentod im Kampfe um christliche Kultur auf der Höhe von Wahlstatt. Ein weltgeschichtlich bedeutsames Ringen.

Aber Heinrichs ältester Sohn Boleslaw II. beruft deutsche Siedler zum Wiederaufbau der Stadt, der schon 1252 soweit gefördert ist, daß der Truchseß Radwan als erster Erbvogt die Verwaltung übernimmt. Die neue Deutschenstadt Legnitz folgt dem Bauplan der ost-deutschen Siedlerstädte. Vom rechteckigen Ringe strahlen die Straßen, sich rechtwinklig kreuzend und regelmäßige Häuserviertel umschließend, geradlinig aus, während in der Niederstadt die gekrümmten Linien der Straßen auf slawischen Ursprung zu deuten scheinen. Nach deutschem Recht leben Kaufleute und Handwerker, erhalten 1293 die Rechte der Stadt Breslau, schließlich die volle Selbstverwaltung unter selbstgewähltem Bürgermeister und Rat, während deutsche Schöppen unter des Erbvogts Leitung Recht sprechen. Das städtische Leben entfaltet sich auf dem Rathause, das nach dem Brande von 1338 massiv wieder aufgebaut und 1468 bis auf den Turm als gotischer Giebelbau vollendet wird. Unter dem Rathause dehnten sich zwei Reihen Tuchkammern, die sich nordwärts fortsetzten in der Doppelreihe der Reichkräme und östlich begleitet wurden von den Heringsbauden und deren Fortsetzung, den Brot- und Schuhbänken, über denen man 1491 das Kauf- oder Tanzhaus erbaute. Dazu die Verkaufsstände der ärmeren Krämer, die Sonnen- oder Heckenbauden — eine Fülle gewerblicher Bauden bedeckte den Ring. Zwischen Berg- und Mittelstraße unfern des Ringes dienten die Fleischbänke in zwei Reihen dem Fleischhandel und nicht weit davon der Kuttelhof am Mühlgraben den Schlachtungen der Fleischerinnung.

Früh entfaltete sich die Macht der Zünfte, die schon 1353 die Zulassung zum Rate durchsetzten und, nachdem sie in den Rat eingetreten waren, die Politik der Geschlechter nicht minder zäh fortsetzten, so daß diese selbst dem Fürstenhause gefährlich wurde.

Inzwischen hatte sich das geistige Leben reich entwickelt. Stattlich hatte die Bürgerschaft ihre Pfarrkirchen ausgebaut. Zunächst die Peterskirche, das Gotteshaus der deutschen Kaufleute und Handwerker am Ringe. Um 1327 begonnen, wurde der Ausbau zur Basilika jäh unterbrochen durch die Zerstörung der Liebfrauenkirche im Stadtbrande von 1338, welche die Beschleunigung des Ausbaues der Stadtpfarrkirche von St. Peter erforderte. So erstand die heutige Peter-Paul-Kirche, eine hochgewölbte gotische Hallenkirche, doch ohne selbständige Belichtung des Mittelschiffs, dessen Fenster unvollendet geblieben sind. Als diese Pfarrkirche notdürftig ausgebaut ist, nimmt die Stadtgemeinde auch Liebfrauen in ihr Patronat auf, baut sie als zweitürmige Hallenkirche wieder auf, und der baufreudige Pfarrer Martin Cromer beginnt 1450, durch Überhöhung des Mittelschiffs und Ausbau des Chores eine hochragende Basilika aufzuführen. Wenn also Liebfrauen die vollendetere Form aufwies, so erhielt Peter-Paul einen so reichen Kapellenkranz, daß sie fast fünfschiffig erschien. Zu diesen Stadtpfarrkirchen trat eine dritte Pfarrkirche hohen Alters, die Kirche Zum heiligen Grabe in der Nordvorstadt unter dem Schlosse, die etwa an der Ausmündung der Piastenstraße in die Glogauer Straße gestanden haben muß. Von den Herzogen liebevoll gepflegt, erhielt sie 1348 ein Domschiff angegliedert und wurde 1397—1415 zu einem prächtigen Dome ausgebaut, von dem kein Bild Kunde gibt. Außer diesen Pfarrkirchen zierten die Stadt die Kreuzkirche der Dominikaner (1277),

die Johanniskirche der Franziskaner (1294), die Magdalenenkapelle des Bischofshofes, wo der Breslauer Fürstbischof abzustiegen pflegte, die Fronleichnamskapelle des Benediktinerinnenklosters in der heutigen Gartenstraße, die Passionskirche der Kartäuser am rechten Katzbachufer, die Dreifaltigkeitskirche der Bernhardiner vor dem Glogauer Tore (1475), die alte Nikolaikirche der Kreuzherren von St. Matthias mit dem Stern in der heutigen Sternstraße, die Spittelkirche von St. Stanislaus an der Haagstraße und St. Anna in der Glogauer Straße, endlich die Begräbniskapelle von St. Jakob für Liebfrauen an der Königsallee, die von St. Michael auf dem Friedhof von Peter-Paul vor der Pforte an der heutigen Gartenstraße, und von St. Barbara auf dem Domfriedhof an der Glogauer Straße. Und immer noch bestand die Missionskapelle zu St. Benedikt, aber längst zur Schloßkapelle von St. Benedikt und St. Lorenz ausgebaut. Welch ein Reichtum an Gotteshäusern in Altliegnitz! Nicht minder reich war das Schulwesen ausgestaltet. An den Pfarrkirchen bestanden Pfarrschulen, in denen die Jugend zur Teilnahme am Gottesdienst vorbereitet wurde, bei Liebfrauen, bei der Grabeskirche und bei St. Peter. Während die erstere unbedeutend blieb, wurde die zweite zur Domschule und die Petrischule zur höheren Lehranstalt erhoben. Denn 1308 erteilte Bischof Heinrich der Pfarrschule zu St. Peter das Vorrecht, die „freien Künste“ zu lehren. So entstand die noch heute als Städtisches Gymnasium fortbestehende Gelehrtenschule, die älteste der bestehenden höheren Schulen Schlesiens, in dem altertümlichen Schulhause hinter der Peter-Paul-Kirche.

Alle diese Bauten werden überragt vom herzoglichen Schlosse mit seinen beiden massigen Türmen, dem Petersturm und dem Hedwigsturm. Es besaß zwei Zugänge, von außen über die Dominsel, von der Stadt aus neben dem Hedwigsturm. Der Bau stammte in seinem ältesten Teile aus romanischer Zeit, war aber in gotischer Zeit, und zwar die Türme während des Konstanzer Konzils, ausgebaut worden. Es war das feste Bollwerk der Stadt, eine Festung für sich und doch mit der Stadtbefestigung verbunden.

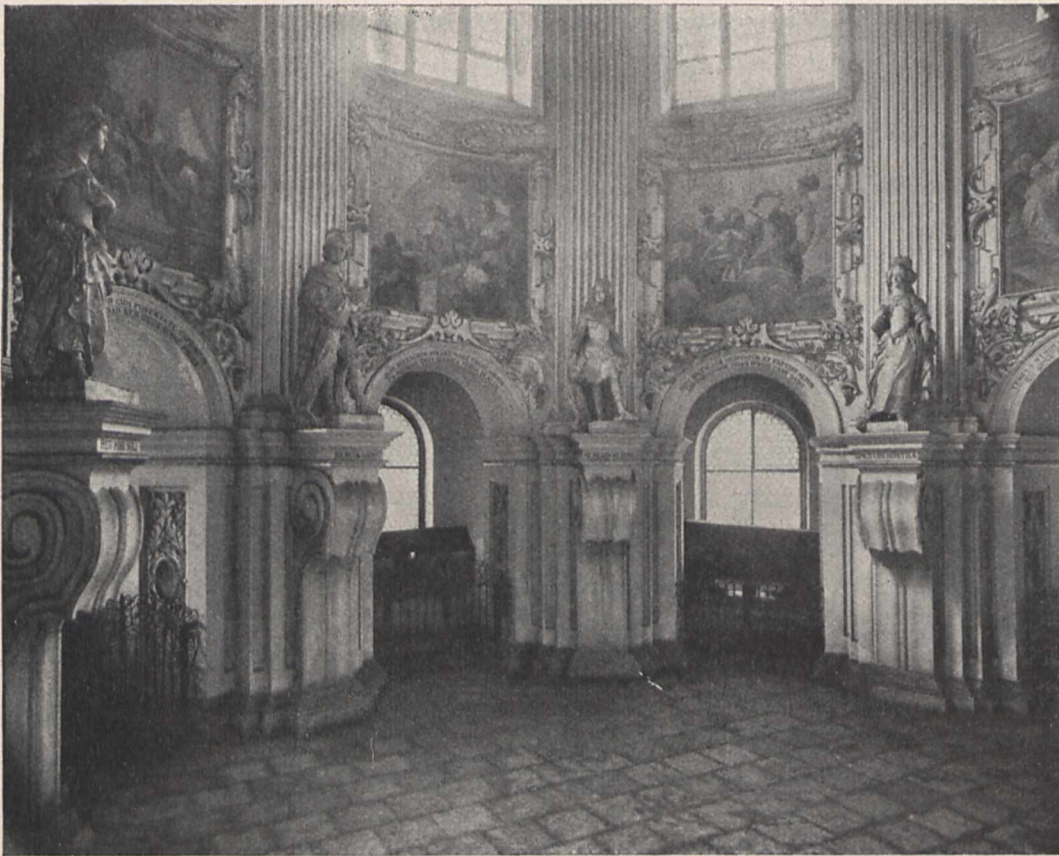
Diese Stadtwehr war ursprünglich ein Pfahlwerk gewesen, das allmählich durch starke Ringmauern, von etwa 30 Türmen überragt, ersetzt worden war; vier Tore und mehrere Pforten durchbrachen die Mauer. Bollwerke und Basteien, Sümpfe und Festungsteiche sicherten die Ringmauer vor Überfällen, so daß die Stadt als eine der stärksten Festungen Schlesiens galt und niemals erstürmt worden ist.

Mitte der Nacht

**Oben das Dreigestirn wendete schweigend
Das funkelnde Rad.
Sein silbernes Blatt
Drehte der Mondbaum, im Winde sich neigend,
Langsam die fallende Himmelsspur zeigend.**

**Lautlose Pfeile verlöschten die Runden
Im sternhellen Kreis.
Erblassend und weiß
Öffneten schwer sich wie sterbende Wunden
Augen und Lider der schlafenden Stunden.**

Oda Schaefer (Liegnitz)



Die Fürstengruft mit den Standbildern der letzten Piasten

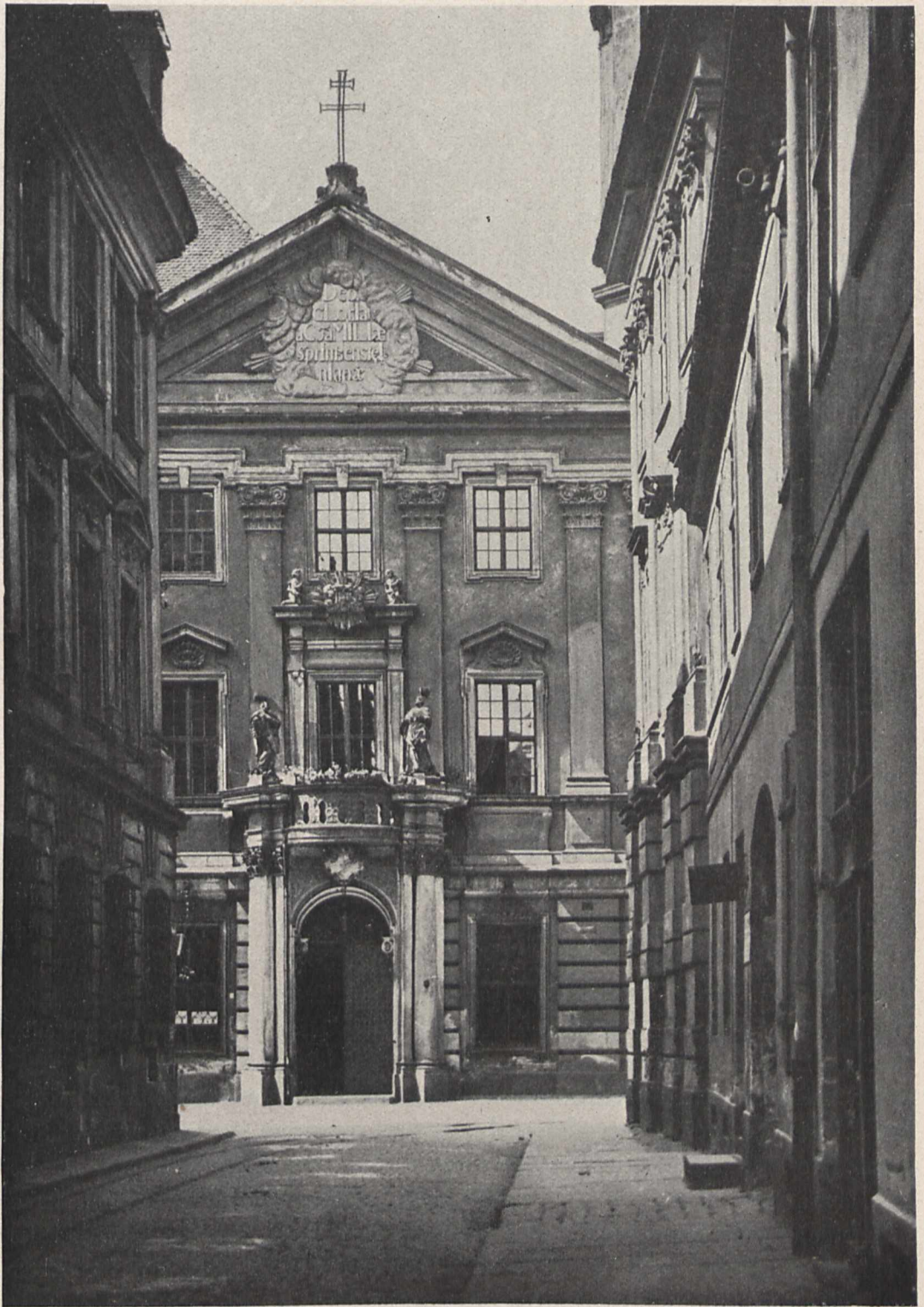
Phot. Foglar, Liegnitz

In der Stadt des Schlesischen Barock

Von Hans Christoph Kaergel

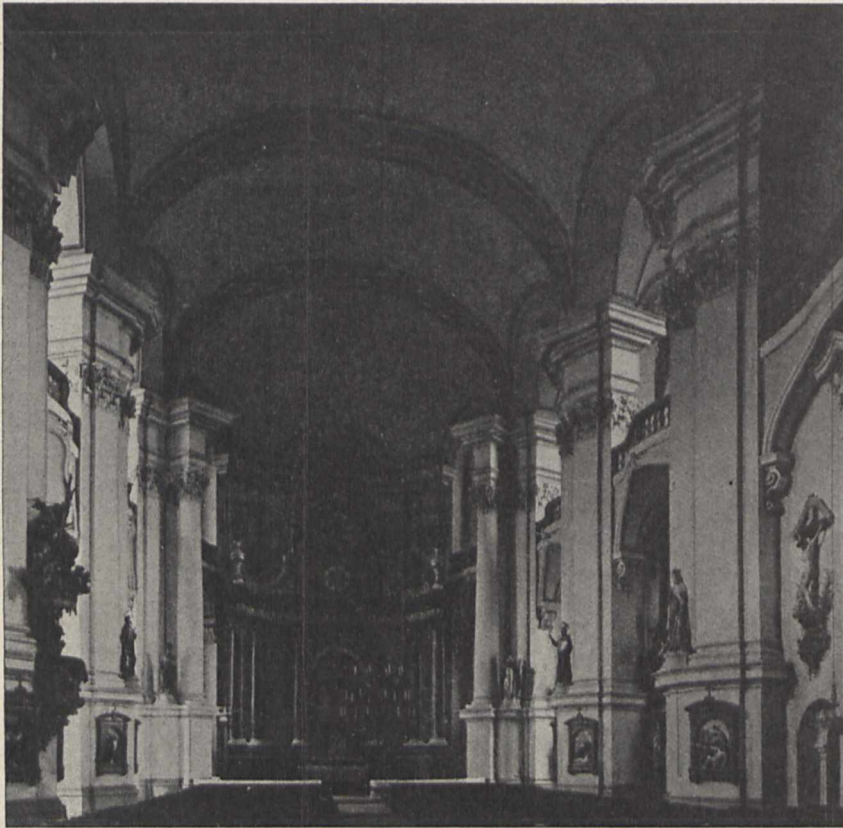
Es ergeht mir mit den Städten so wie mit den Menschen. In ihren Gesichtern schwingt ihr ganzes Leben. Und ob es tausendmal nur tote Steine sind, die quadergefügt sich aufeinander türmen, sie haben die gleiche geheimnisvolle Sprache wie die Menschen, die nur mit ihren Gesichtern sprechen. Menschen schufen sie. Sie gebar Menschen und legte sie in die Erde zurück. An den Häusern zitterte das Schicksal aller Bürger. Zuletzt hat sie ihr Gesicht bekommen. Die Gemeinschaft, das große Erleben, wuchtet in ihren Mauern.

Wenn ich zuweilen durch die grüne niederschlesische Ebene fahre, um nach Breslau zu kommen, begegne ich der alten Piastenstadt Liegnitz. Ich grüße sie wie einen alten Bekannten aus der Kinderzeit. Ich fahre nicht mehr weiter, ich muß immer und immer wieder der Stadt begegnen. Sie hat ein besonderes Gesicht. Wenn ich im Abendwerden auf den Talrand bei Hochkirch zuwandere, wende ich mich um und sehe das Angesicht der Stadt. Es ist nicht alltäglich. Es ist kein altes, verwittertes Kriegergesicht. Die paar alten Wehrtürme schaffen keine herben Linien. Nein, es ist das liebe Gesicht einer feinen, sehrenden Frau, die durch die Dinge hindurch alle Schönheiten des Lebens sieht.



Blick auf das Jesuitenkollegium (1700–1706)

Phot. Schumm, Liegnitz



Inneres der Johannes-
kirche (1714—1730)

Wende ich mich den Bergen zu, dann weiß ich, warum die alte Stadt ihr schönes Gesicht so verinnerlichte. Sie lebt von der großen Sehnsucht. Die weite, grüne Ebene, die ihre Türme überschaut, läuft in lachendem Sprunge bis zu den Bober-Katzbachbergen. Von hier führen Stufen bis zum Himmel hinauf. Berg reiht sich an Berg. Die letzte Stufe aber ist die Erfüllung. Sie ist eins mit Himmel und Erde. Es ist der ferne Zug des Riesengebirges. An hellen Tagen leuchtet es mit seinem schimmernden Schneekranz tief ins Tal hinein. Das ganze Land lebt von dieser Sehnsucht. Kommt der Abend und verlicht er die Ferne, so hebt der Zug der Wolken noch das Angesicht der Riesenberge auf und trägt ihn als Traum in die Nacht.

Es gibt keinen schöneren Weg zum Dom der Berge als durch das Tor der alten Stadt Liegnitz. Wer von hier aus in die Berge kommt, erfaßt die Seele Schlesiens.

Stünde ich jetzt irgendwo auf einem Hügel im Süden unseres deutschen Vaterlandes, so wüßte ich, daß hinter mir ein ganzes Volk bliebe, das sich aufmachte, einmal das schöne Stadtbild zu sehen. So aber ruht die schöne, vieltürmige Stadt in der fernen grünen Ebene des Ostens. Die Züge stampfen vorüber. Kaum ein Blick auf die eigene Schönheit der Stadt und die Ferne nimmt die Menschen wieder auf. Ich aber sehe immer wieder das bunte, deutsche Bild dieser Stadt. Die Abendsonne fällt in die roten Dächer. Sie bluten in dem grünen Kranz der Gärten. Turm an Turm hebt sich in die Nacht. Die Sehnsucht steht über der Stadt.

Ich wandre nicht! Nein, ein Haus nimmt mich und führt mich zum anderen. Es breitet vor mir alle seine verwünschten Schönheiten aus. Die Zeit steht still. In den alten Gemäuern leben

Die Festung Liegnitz im 18. Jahrh.



hundert Jahre wie ein Tag. Ich bin mit in dem alten Sorbenzuge, der hier nach dem Auswandern der Germanen mitten im fruchtbaren Gelände an der Kreuzung zweier uralter Straßen die erste Feste schlug. Wahrscheinlich kommt der Name dieser Stadt von jenen ältesten Tagen. Aus der Feste, darum sich die Holzhütten Schutz suchend scharten, wurde die alte Burg. Nach Kaiser Barbarossas Einfluß trotzten dann die Piasten mit einem festen Schloß allen Fährlichkeiten.

Deutsche Siedler kamen und trugen in die Waldwildnis Schlesiens deutsche Art und Sitte. Unter den mächtigen Türmen des Schlosses wuchs nach altem, deutschem Siedlerplan Liegnitz auf. Hundert Jahre später ging die Stadt in Flammen auf. Mongolenhorden hetzten ans Schloß. Aber die Mauern trotzten ihnen. Auf den Hügeln vor der Stadt, bei Wahlstatt, verblutete Herzog Heinrich der Fromme. Aber die Mongolenmacht war gebrochen. Liegnitz erstand von neuem. Der Dreißigjährige Krieg brauste über sie hinweg. Aber nur einmal plünderten Kaiserliche die Stadt. Die Mauern widerstanden allen Feinden.

Dann starb der letzte Piast. Der Böhme Leopold nahm ohne Recht das Land, das dem Großen Kurfürsten zugesprochen war. Der Markt verödete, aber die Stadt bekam ein feineres Gesicht. Sie trug ihren Reichtum nach innen. Der Jesuitenorden kam und brachte der Stadt das Kleid, das ihr fortan als Zierkleid behalten werden sollte. Wohl standen die beiden gotischen Kirchen, St. Peter und „Zu unser lieben Frauen“, aber am Kohlmarkt wuchs eine Welt für sich. Die Johanniskirche verschenkte allen Reichtum. Ein neues Jesuitenkollegium erstand. Und manches Haus an Markt und Straße schmückte sich neu. Liegnitz wurde die schlesische Barockstadt.

Der Geist nur fror. Die tausend Zierate, Schnörkel und Gewinde aber glänzten an allen Häusern von innen her, als endlich der Alte Fritz einzog. Er hat der Stadt die Schönheit belassen.



Die acht alten
Heringsbuden
am Ring

Phot. Mertin, Liegnitz

Vor den Toren erlebte er seine schönste Schlacht. Dann meuterten Franzosen durch die Straßen. Im alten Stadtschreiberhaus nahm Napoleon Quartier.

Das aber ist alles nur ein Tag. Ich stehe an den Mauern der alten Piastenburg und fühle, wie tausend Jahre unter mir in den Straßen in einer Stunde verwehen. Oder bin ich nicht immer in jener tausendjährigen Zeit, wenn ich durch das Portal der „Liebfrauenkirche“ trete? Ist die Gotik nicht noch heute allein die Trägerin der deutschen Christenidee? Die himmeltragenden Pfeiler, die Sinnbilder des betenden deutschen Waldes nehmen auch hier mich aus der Zeit. St. Peter und Paul ist der Liebfrauenkirche nicht nachgeblieben. Der rote gotische Ziegelbau winkt mit seinen hohen Doppeltürmen, dem Wahrzeichen von Liegnitz, hinaus ins Schlesierland. Überquere ich noch schnell den Ring und gehe langsam zum Torhaus am Schloß hinauf, so bin ich wieder um hunderte von Jahren weitergewandert. Über mir wölbt sich das Schloßportal, das in einem zauberischen Rundbogen die wiedererstandene Welt alles Schönen im toten Stein lebendig macht. Wir kennen den Meister nicht. Wir wissen nicht, ob es Georg von Amberg war oder ein Meister aus Brabant. Was tut es auch! Wir wissen, daß wir vor einem seltenen Werk der Frührenaissance stehen.

Die Bürger der Stadt verschwendeten ihren stetig sich noch mehrenden Reichtum in den Schmuck ihrer Stadt. Wohl standen die Häuser mit hohen gotischen Dächern. Aber die Giebel wurden mit reichem Zierat der Renaissance geschmückt. Da wölben sich Torbogen im reichen, steingehauenen Kranze. Hier bleibt man vor einem Erker stehen. Der „Wachtelkorb“ in der Fimmlergasse läßt schon keinen vorüber, der nicht gerade blind ist für die Wunder, die aus dem geschmückten Steine blühen. Der Erker gehört zu den reichsten und schönsten, die sich heut noch in Deutschland finden.

**Das alte Rathaus in Liegnitz
1737—1741 erbaut**

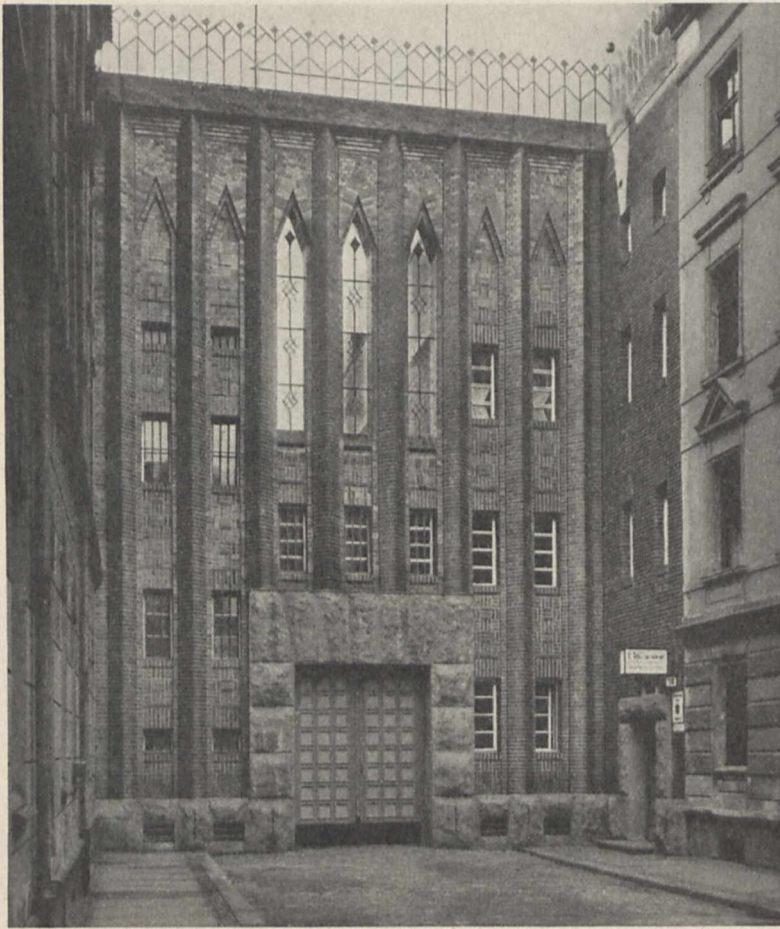


Liegnitz hat diese Reichtümer nicht etwa zur Schau gestellt. In vielen alten Bürgerhäusern, in Türen und Toren, irgendwo verborgen, findet sich der in Stein gehauene Reichtum.

Ich biege nun in den Kohlmarkt ein. Ein Wagen rattert am Abend noch fern aufs Haynauer Tor zu. Dann ist es wieder ganz still. So still, daß ich die schwarzen Gestalten der Brüder vom Orden Jesu sehe, die aus dem Kollegium treten und zur Johanniskirche pilgern. Die Straße bleibt leer. Nur die Säulen, die Kapitäle, die Zierate und Schnörkel reden. Wohin ich auch gehe, ich bleibe hier in der Stadt, die inmitten der neuen Zeit sich ihre Welt erhalten hat. Ich gehe durch die prunkenden Straßen der alten Barockstadt. Es weht ein kalter Reichtum von den Wänden. Aber das ist nur einen Augenblick so. Bald fühle ich, daß es die Menschen dieser Stadt verstanden haben, den Reichtum zu beseelen. Die prachtvolle Johanniskirche zur Rechten jubelt ihre Gottesfreude mit machtvollen Säulen hinauf, bis die beiden Türme, die sich einander die Hände reichen, die Schönheit in den Himmel tragen.

Ich bin in einer italienischen, verschwenderischen Welt. So dünkt es mir, wenn ich zum Eingang des Jesuitenkollegiums blicke, das sich an die prunkvolle Johanniskirche lehnt. Ich schreite durch das Portal, um im Treppenhaus vor neuen Wundern zu stehen.

Spielerisch, in nicht endenwollenden, ineinander verschlungenen Kreisen, spielt hier ein schmiedeeisernes Gitter um das Bild der Madonna. Es blüht um sie her aus sprödestem,



**Vorderansicht des neuen
Liegnitzer
Polizeigefängnisses**

**Architekt Städt. Hochbauamt
(Stadtbaurat Oehlmann)**

härtestem Eisen. Aber das Wunder ist gelöst. Die Liebe, die das Kunstwerk formte, bringt selbst Eisen zu blühenden Zweigen. Die klugen, kunstsinnigen Ordensbrüder umschlossen ihre Welt mit immer neuen Werken. Die Bürgerhäuser folgten ihnen nach. Die Leubuser Mönche ließen gegenüber von St. Johann ihre Probstei in der gleichen reichen Freude erstehen. Über dem Portal wölbt sich auch hier der figurenreiche Balkon. Der tote Stein bekommt immer neues Leben. Da weicht ein altes Stadtviertel ihrem zauberhaften Wollen. Aus der Trümmerstätte wächst das größte Bauwerk ihrer Kunst auf, das der Welt, nicht ihrem Orden, zudedacht ist. Im großen geschlossenen Viereck steht die alte ehrwürdige Adelsschule vor uns.

Die dunklen Wände, das vornehme Portal, die edle Linie der Fenster, alles gibt dem Bau die Würde, vor der man noch heut ergriffen steht. So oft ich auch durch dieses geschlossene Viertel der schönen Stadt schreite, immer ergreift mich die vornehme Ruhe der Bauten. Es ist mehr darin als nur die Freude am Gestalten, am Ausschmücken der Portale und Fenster. Die Seele ist mit eingebaut. Den inneren Adel des Menschen verkündet der gefühllose Stein.

Vielleicht ahnten das auch die Bürger der Stadt. Obwohl sie innerlich dem anderen Glauben der Ordensbrüder fremd gegenüberstanden, nahmen sie doch alles Schöne, was sie der Stadt

**H. Schnürpel: Liegnitz
Feldarbeiterinnen**



**Bes. Oberpräsident Lüdemann
Phot. Damerau**

brachten, und gestalteten auch die Stadt in der verhaltenen Art der Bauweise. Die Bürger der Schloßstraße schmückten nicht nur ihre Giebel. Nein, sie bauten ihre Straße in der frohen, lebensbejahenden Vornehmheit des Barocks. Am Ringe folgte Haus an Haus. In anderen Straßen blieb man nicht zurück. Gegenüber von St. Peter und Paul verschwendete das Hochbergische Palais alle Reichtümer und krönte den Giebel noch mit einer Büste Karls des Sechsten. Die Stadtväter aber rissen das Rathaus nieder. Unter Meister Scheerhofers Hand wuchs das neue Rathaus empor. Schon stehen die machtvollen Pfeiler, die sich zum Turm hinaufheben sollen. Die Freitreppe läuft breit zu beiden Seiten des Turmes in geschwungenem Bogen zum Markt, da zittert der Kriegslärm durch die Mauern. Des alten Fritzens Garde zieht ein. Der Turm wird nicht fertig. Das kühn geschwungene Dach senkt seine Hand auch über den aufstrebenden Turm. Und erst im letzten Jahr ist dem Turm seine Haube aufgesetzt worden.

Ich stehe auf der obersten Stufe und blicke zum Ring hinab. Der alte, liebe Gabeljürge steht unter den tiefschattenden Kastanien. Der Brunnen gehört mit in die Zauberwelt. Noch hält der Gabeljürge den Zauberstab. Die neue Welt schüttert mit Automobilen vorüber, der Gabeljürge steht ohne Zeit! Alle Menschen beugen sich jetzt vor seiner geheimnisvollen Macht, die aus dem toten Steine kommt. Hätte man sie nur immer gespürt, so wäre 1884 das Hohbergische Palais nicht der Zeit zum Opfer gefallen.

Wohl rüttelte der Unverstand der Menschen auch an dem alten Adelsbesitz der Stadt. In der Gründerzeit bekam das Stadtbild am Ring hier und da einen Schönheitsfehler. Aber in ihrer Einheitlichkeit blieb sie in ihrem Besitz des schlesischen Barocks.



Kakteengruppe im Palmenhain

Phot. Schumm, Liegnitz

Von diesem Geiste lebt die Stadt. In Zurückhaltung hat sie den geistigen Adelsbesitz der Stadt niemals geopfert. Die Sprache der Häuser hat doch Einfluß auf die Menschen. Allmählich nehmen die Menschen den Geist der Umwelt an, in die sie hineingeboren wurden. So bekam auch Liegnitz den geistigen Impuls, den wir gewohnt sind, Tradition zu nennen. Wohl gingen auch über die schöne Stadt die verschiedenen Wellen der Zeit. Trotz kleiner Fehler hat sie sich nicht von ihrer strengen inneren Einstellung drängen lassen. Die Menschen behielten sich hinter den dunklen Mauern doch die Erkenntnis, die man nicht verlernt, die mehr aus der Weite des Herzens strömt. Die Tradition lebt. Kein Wunder, daß sie auch in die neue Zeit mit jener gefestigten Geistigkeit hineinging.

Ich stehe nun wieder mitten im Leben der Straße und bin ein Kind dieser Zeit. Aber ich habe das verloren, was ich sonst beim Erwandern alter Städte erlebte. Ich war in keiner Stadt, die wie ein Museum seine alten Bauten zeigt, vor denen man in Ehrfurcht steht. Nein, Altes lebt hier. Der Liegnitzer Barock ist nicht tot. Er lebt auch in unserer Zeit. Denn der Geist, der aus dem Stein spricht, wird niemals selber zum toten Stein.

Ob man in unserem weiten, großen Vaterlande weiß, daß wir im Osten, im vergessenen Schlesien, eine Stadt haben, die sich in ihrer baugeschichtlichen Eigenart vor keiner großen Barockstadt Deutschlands zu verstecken hat? Wo sind die deutschen Wanderer aus dem Süden, Norden und Westen? Sucht ihr Deutschland, so kommt in unsere schöne Stadt, hier ist eine eigene, unvergleichbare Stadt zu entdecken.



Phot. Schumm, Liegnitz

DIE LIEGNITZER LANDSCHAFT

VON OBERSTUDIENRAT DR. HANS ZUCHOLD

Asien und Europa blicken einander an vor den Toren von Liegnitz. Wie ein Leuchtturm, der dem Schiffer im Sturme winkt: hier ist Land, hier endet die graue bahnlose Wogenwüste, hier ist fester Grund! So ragt, südöstlich von Liegnitz, auf mählich ansteigender dorfbekränzter Hügelwelle die zweitürmige Klosterkirche von Wahlstatt, das feierliche Denkmal der blutigen Mongolenschlacht, in der ein Liegnitzer Piast, Heinrich II., sein junges Leben zum Opfer gab für die deutsche Sache, ja für des Abendlandes Rettung vor den Dämonen der Steppe.

Wahlstatt wurde der Stein, Eben = Ezer. Hier wie an einer Klippe deutschen Landes brach sich die wirbelnde Hochflutwoge aus dem asiatischen Völkermeer.

Eine Klippe ist's, deren Turmwahrzeichen nun weithin sichtbar ragt über die fruchtbare Ebene der Weizenfelder und Krautbeete und Kirschbaumreihen, über die Scharen von Dörfern, die sich behaglich dehnen auf Liegnitz, Jauer, Striegau zu. Hinter ihnen steigt die prangende Fruchtebene auf zum schlesischen Bergland, und über den ersten walddunkelnden Bergvorposten wächst Wall hinter Wall, Gipfel an Gipfel empor; vom Gröditzberg und Sargberg bis zum Hochwald, bis zur Eule, bis zum Zobten spannen sie einen Tanzreigen um die Wahl-



**Pansdorfer See
Blick auf Waldau**

Phot.Schumm, Liegnitz

stätter Höhe, und selbst die Koppe blickt gnädig zu dem Grenzstein des Deutschtums von anno 1241 hinüber, wenn der Himmel guter Laune ist und kein Sorgengewölk seine Stirn umschattet.

Aber von Norden und Nordosten her wandert in unermesslicher Weite Kiefernwald, der seine breiten Kronen schwermütig über weißen Sanddünen und braunen Heidekrautpolstern wiegt; weit, weit von Osten her, Arm in Arm mit den schlankstämmigen Birken, von den Waldaihöhen und weiter von Osten her wandert der Kiefernwald, an den polnischen Bauernhütten und an den schweigsamen Seen und Mooren vorbei, auf Schlesien zu, auf Liegnitz zu, wie der Wald von Dunsistan drohend anrückt gegen König Macbeths Schloß.

Jedoch, wenn er, der Kiefernwald der schlesischen Heide, schon mit den Blicken die Beute erspäht, die Stadt Liegnitz, mit den Türmen des alten Piastenschlosses, den Türmen der Johanneskirche, der Liebfrauenkirche, denen von Peter-Paul, die immer zu zweien, Hagen und Volker, Wache halten, dann steht er wie gebannt und kann keinen Schritt mehr tun, heranzukommen an die Schöne, die aus der tiefen Mulde vor ihm jenseits des Schwarzwassers auf einem Schildbuckel erhöhten Landes in dem Winkel zwischen Katzbach und Schwarzwassermündung, in ihrem Gärten- und Felderstaat geputzt, herüberlacht.

Denn die tiefe Mulde eines alten Urstromtales, durch deren breites Bruchgelände trägen Laufes nun das Schwarzwasser schleicht, die kann er nicht überspringen. Dazu reicht seine Kraft nicht mehr aus nach so langer Wanderschaft, bis von Asiens Grenzen her.

**Blick von der
Peisthöhe über
das Urstromtal
der Oder bis
Leubus**



**Phot. Purmann,
Bienowitz**

Der Siegeslauf der Heide von Osten her, ist hier zu Ende, hier streckt der graue Krieger die Waffen; denn er sieht, da drüben jenseits des Bruchs, da steht der Feind in blanker Wehre, Bataillon hinter Bataillon, hoch zu Roß, auf dem Schimmel, der in der Sonne schimmert, der Feldherr, die Schneekoppe, und um ihn seine Leibwache, der Kamm des Riesengebirges, und vor ihm das Fußvolk der Bober-Katzbachberge und die Artillerie des Probsthainer Spitzbergs und die vorsprengende Kavallerie des Gröditzberges und die vorgeschobenen Feldwachen und Doppelposten von Höhen und Hängen überall.

So eine Feldwache über dem Schwarzwasser ist Liegnitz auch.

Denn nicht in dem Bruch oder Sumpf, sondern vor ihm und über ihm, nicht als Sumpfstadt, sondern als festes Lager gegen Osten, auf der Höhe über der Talmulde, ist das alte Liegnitz erbaut worden.

Ja, Asien und Europa, liebliche deutsche Mittelgebirgswelt und düstere, osteuropäische, slawisch-asiatisch getönte Heidelandschaft — hier liegen sie, hier liegen ihre Postenketten einander gegenüber auf jahrtausendalter Wacht, und Liegnitz selbst gehört zur deutschen Wehrmacht; der Liegnitzer und das Gebirge sind eines Blutes. Der alte Lieblingsweg der friedlichen Bürger führt auf die Siegeshöhe im Süden der Stadt; denn dort auf dem Rande der Hochfläche grüßt den Aufgestiegenen, wenn die Sonne hinter den Bergen untergeht, der ferne blaue Zug des Riesengebirges, und im letzten Goldfeuer funkelt die Koppe. Dorthin zieht die Sehnsucht den rechten Liegnitzer am stärksten, wenn er es auch nicht verschmäht, im Winter

**Lindenbuscher
Aussichtstürmchen
im Sonnenuntergang**



Phot. Schumm, Liegnitz

auf den weiten Eisflächen des Schwarzwasserbruches auf klirrendem Stahl dahinzugleiten oder im Sommer den Zauber der Heide zu genießen, die jenseits des Schwarzwassers nach Lüben hin und Primkenau die Ebene umkränzt.

Zu den stillen Heideteichen mit ihrem schwermütigen Zauber zieht es den, der die Einsamkeit sucht, aber die lieblichen kleinen Seen, welche im Urstromtal als Denkzeichen alter geologischer Kämpfe geblieben sind, locken im Sommer jung und alt aus Liegnitz zu fröhlichem Strandleben, voran der Pansdorfer See, der Liegnitzer Badeplatz schlechthin, trotz aller neuen Anlagen der Stadt, trotz Hegerwiesen- und trotz Nordbad.

Freilich, schöner noch ist der Kunitzer See, berühmt durch seine Möweninsel, dessen weißgefiederte Sommergäste geradezu ein wesentliches Merkmal der Liegnitzer Landschaft bilden und dem Durchreisenden auf dem Bahnhofe Liegnitz ebenso zu dieser Stadt zu gehören scheinen wie die sauren Gurken und die süßen Bomben.

So, umgürtet von dem dunklen Grün der Kiefernwälder im Norden, umwallt von den langsam ansteigenden Höhen des Bober-Katzbach-Gebirges im Süden, hinein sich streckend in die fruchtbare Ebene Schlesiens, mit dem Blick auf goldene Weizenfelder und blaue Wasserspiegel und helle Wiesenflächen, ist die Landschaft als eine sanfte und unaufdringliche Schönheit zu erfassen.

Sie gleicht einem Kinde, das lächelnd und mit einem selbstgeflochtenen Heckenrosenkranz geschmückt auf der Türschwelle eines alten Herrenhauses sitzt und hinabblickt in den Blumen-

garten vor sich und auf die Gemüsebeete dahinter und die Felder, die jenseits des Zaunes sich dehnen bis an den fernen blaudämmernden Wald.

Das alte Herrenhaus mit seinen zwei Stockwerken und dem Türmchen darauf ist das Bergland, das von der Siegeshöhe an aufsteigt zum Mönchswald und Hochberg und überragt wird vom Riesengebirge und dem Bergfried der Schneekoppe.

Die Türschwelle aber, das ist die Stadt selbst, die sich so mit kindhafter Anmut auf den letzten Anhub über der Niederung gesetzt hat und nun beides genießt, den Schutz des Hauses und den Glanz des Gartens und der leuchtenden Weite.

In der Entwicklung der Industrie und des Verkehrs, in der Zeit eines schnell wachsenden Wohlstandes der deutschen Wirtschaft im 19. Jahrhundert ist auch die alte Piastenherzogstadt stetig gewachsen und hat die Arme gereckt nach allen Seiten, hat die Hochfläche der Siegeshöhe fast erklommen, eine prächtige Villenvorstadt sich geschaffen und Siedlungen vorgeschoben nach Westen und Norden und Osten. Mit ihren alten Türmen, ihren roten Dächern, ihren reichen Gärten und ihren wundervollen Parkanlagen dehnt sie sich nun hinein in die satte Ebene, die Herrin dieser Landschaft.

Freude glänzt in dem Blick dieser Landschaft, Ruhe geht von diesem Antlitz aus, und der Segen der Erde ist das lichte Gewand der entthronten Herzogin.

Der Wiener Maler Franz Alt in Liegnitz

Von K. Selle

Im Liegnitzer Städtischen Museum hängt ein kleines, sehr feines Aquarell, bezeichnet „Das Goldberger Tor“, signiert F. Alt, Liegnitz am 4. October 852. Das Bildchen ist 1907 durch Geh. Rat Hahn für das Museum gekauft worden; von wem ist nicht ersichtlich, auch nicht zu erfahren. Da aber der Ankauf von dem genannten damaligen Museumsleiter in einer Reihe mit zahlreichen Gemälden aus dem Nachlaß Prof. Blätterbauer registriert ist, kann man annehmen, daß unser Liegnitzer Aquarellist das Bild im Besitz hatte.

Wie Franz Alt, der Wiener, der Sohn des Landschaftsmalers Jacob Alt, und Bruder des noch berühmteren Rudolf von Alt, nach Liegnitz gekommen ist, war trotz Rückfragen in Wien leider nicht festzustellen. Daß aber Franz Alt der Schöpfer unseres Aquarells ist, sieht die Direktion der Österreichischen Galerie in Wien nach der vorgelegten Photographie und dem Signum als sehr wahrscheinlich an. — Zahlreiche Reisen führten den 1821 geborenen und 92 jähig 1914 gestorbenen Künstler ins Ausland. Im Kronprinzenpalais in Berlin finden wir von ihm Aquarelle von Berlin und Erfurt. Viele seiner malerischen Ansichten gingen in den Besitz der Höfe in Wien, Berlin, St. Petersburg und London über. Franz Alt pflegte seine Bilder mit fortlaufenden Nummern zu versehen, die bis September 1906 die stattliche Zahl von 2700 erreichten. Immerhin ist anzunehmen, daß auf unserem Aquarell die Zahl 852 die Jahreszahl



Das Goldberger Tor
Aquarell von Franz Alt

Städtisches Museum, Liegnitz

1852 und nicht das opus 852 bedeuten soll. Dann hat er als 31 jähriger in unserer Stadt gewohnt und sich vom Goldberger Tor aus den reizvollen Blick auf die Goldberger Straße mit der damals noch eintürmigen Peter-Paul-Kirche im Hintergrunde nicht entgehen lassen. Vorn das alte Tor, auf dessem rechten Pfeiler der Ritter zu sehen ist, der mit seinem Kumpanen jetzt vor der Ober-Realschule postiert ist. Hier beginnt jetzt der Neubau des Landgerichts.

Dahinter die „Spinne“, jetzt Rosenberger und in sanftem Bogen die Reihe der durch schöne Giebel ausgezeichneten Häuser, endend mit dem Hochbergschen Barockpalais. Links steht noch der trutzige Goldberger Torturm, da wo jetzt das Vereinshaus an der Synagogenstraße beginnt. Wahrlich ein malerisches Idyll und wert, sich die künstlerische, an Blätterbauer erinnernde Ausführung im Museum anzusehen.

Unser kunstliebender Landgerichtspräsident hat eine Kopie des Aquarells, ausgeführt von der früheren Liegnitzer, seit langem Berliner Malerin Helene Eugenie Schulz in seinem Arbeitszimmer hängen. Seinen Bemühungen war es nicht gelungen die beiden historischen Ritter an die alte Stätte zurückzubringen, d. h. sie mit dem Neubau des Landgerichts zu verflechten.

JAGD AUF EINEN MENSCHEN

ERZÄHLUNG VON HORST LANGE (LIEGNITZ)

Gegen Abend, bei sinkender Sonne, kehren die Gespanne in kleinen Kolonnen, ermüdet und ergraut von der steten Berührung mit lockerer Erde, zum Dorf zurück. Die schweren Pferde stoßen gelassen und stumpf Schritt vor Schritt ihre Hufe in das dünne, graue Mehl der Wegspuren, und das Eisen der Geräte, die abgeschleppt werden müssen, klirrt an die Prellsteine und scheuert über den Schotter. Die Männer sehen zu Boden, ohne Gedanken, das Tagewerk ist bald vorüber, die Tiere werden ausgesträngt, dann steht das grobe Essen auf den Tischen, und es kommt ein hölzerner Schlaf in stickigen Stuben wie guter Lohn in neuer Münze. Sie haben sich nichts zu sagen, stoßen den Nacken vor, als seien sie selbst eingespannt gewesen vor Egge und Pflug, sie mahlen mit den Zähnen und schieben die Pfeife hin und her zwischen den Mundwinkeln, und sie sehen sich nicht um, denn sie kennen die Ackerstücke, die Sandgruben und die Alleen und könnten selbst im Dunkeln hier laufen, ohne zu stolpern. Einer unter ihnen, ein junger Knecht, knallt mit der Peitsche, spitzt die Lippen und pfeift vor sich hin; er läßt sich nicht gehen und hält sich aufrecht, der Atem der Erde hat ihn noch nicht gefügig und stumpf gemacht, gegen Fröste und Regen wußte er sich zu schützen, seine Haut ist noch hell und weich, und seine Bewegungen haben sich noch nicht dem Gang der Ackertiere angeglichen. — Als er von weitem das Auto erblickt, das, halb in den Graben gefahren und mit verhängten Fenstern, wie am Mittag schon, wartet, ziehen sich seine Brauen zusammen, und die wässrigen Augen werden dunkel. Er bringt die Gäule zum Stehen, mit leisen und langen Rufen, er ist der letzte in der Reihe, die Vorderen werden es nicht bemerken, daß er die Zügel auf die Erde legt und hingeht, um die angelehnte Tür zu öffnen. Er sieht vorsichtig hinein, die Sonne blendet ihn, aber dann fährt er zurück, durch die Zähne zischend und mit kalkweißem Gesicht. Er wirft die Tür ins Schloß, erschrickt vor dem trockenen Geräusch, das ihm wie ein Schuß vorkommt, doch er faßt sich sofort, schwingt sich ungelentk auf das Pferd, prescht den Weg entlang, an den anderen vorüber, die erstaunt die Köpfe heben, ihn anbellend wie Hunde mit unsinnigen und boshaften Hänselreden, schlägt auf die Tiere ein, die ihm viel zu langsam trotten, und trabt durch das Dorf, auf nichts hörend und wie gehetzt, bis vor ein kleines und sauberes Haus, vor dem er abspringt, und das er, ohne anzuklopfen, betritt. Einige Zeit später fährt der Gendarm zu Rade, langsam, klingelnd und schwankend denselben Weg zurück.

So begann die Jagd auf einen, den noch niemand kannte.

Die dünne Nacht, mit durchsichtiger Bläue, trüben Nebeln bei den Wiesen und Niederungen und Wolken von dichter Schwärze, festgewurzelt in den Wäldern, die die Hügel heraufkrochen und abglitten, hielt sich nicht lange über der Ebene. Mit einem Male fing der Strom an, grau, spiegelnd und wie vereist gegen das Licht hin zu werden. Die Sterne verloren sich und sanken in die Helligkeit zurück. Der Tag kam gleichmäßig und langsam, kein besonderer Tag etwa mit Glockenläuten und Musik am Nachmittag. Was machte

es aus, ob er erwartet wurde, oder ob sich jemand vor ihm fürchtete? Die Uhrwerke bewegten überall ihre Räder; die Stunden wurden genau gemessen, keine war kürzer als die andere, keine dauerte länger.

Die Türen öffneten sich früh, Schritte gingen über die Hofsteine, Wasser wurde aus den Brunnen gehoben, über den Schornsteinen drehte sich ein dünner Rauch. Dann dauerte es nicht lange, bis die Pferde, leicht dampfend und den scharfen Geruch nach Stall und feuchtem Stroh um sich, herausgeführt wurden und die Geschirre klapperten. Später sammelten sich die Schulkinder, heute gingen sie nicht einzeln, ein kleiner Trupp trat zusammen und wartete, bis die letzten kamen. Sie hatten nicht viel Zeit, sie fingen an, mit nackten Füßen durch den Staub zu traben, die Griffel rasselten in den Mappen, das war ein gutes und bekanntes Geräusch. Der Weg war leer. — Wenn doch jemand käme, ein Fuhrwerk vielleicht, ein Radfahrer, wenn jemand ihnen entgegenkäme, den sie hätten fragen können, ob er bereits gefangen war, oder ob man ihn gesehen hatte, einen finsternen Mann, mit harten stechenden Augen, mit breiten, lächelnden Lippen und einem Kainsmal im Gesicht, einer blutroten Narbe, eingedrückt von Gottes Hand. Vielleicht lag er unter den Rübenblättern in einer Furche und wartete, bis sie vorbei waren, hatte sie längst kommen gehört und stand mit einem Male groß und furchtbar und mit Erde befleckt auf und trat von hinten an sie heran und fiel über sie her. Oder er hockte am Waldrand, und sie fühlten nur seine bösen Blicke, er murmelte Verwünschungen vor sich hin, und sie würden alles, was sie gelernt hatten, von Grund auf vergessen. Aber wenn er den Lehrer ermordet hätte, wenn plötzlich nachher, mitten während der Stunde, eine Scheune angesteckt von seiner Hand, in Flammen aufging? Das wäre zu wünschen, das war kein großes Unglück, das gab freie Zeit und Herzklopfen und Durcheinander und Unruhe. — Sie blieben lange stumm, und als sie die Häuser von ferne sahen, waren sie enttäuscht und fingen an, das Gedicht aufzusagen, das sie hatten lernen müssen.

Noch am Vormittag kam die Kommission. Der Wagen fuhr schnell und lautlos bis vor das Haus des Wachtmeisters. Er erwartete die Herren vor der Tür in strammer Haltung, salutierte, warf sich in die Brust und redete mit bärbeißiger Stimme. Die Herren unterbrachen ihn und stellten geschickte und bösartige Fragen wie Fallen, er stolperte, verhaspelte sich, hörte auf zu reden, während seine Nachlässigkeiten einfielen, und er sich selbst versprach, noch strenger und unerbittlicher zu sein. Man nötigte ihn, einzusteigen, er benahm sich linkisch, die Frauen lachten über ihn, er beschloß, sich an ihnen zu rächen und blickte sie an, daß sie sofort verstummten. Das Auto wurde so vorgefunden, wie es am Abend verlassen worden war. Die Untersuchung begann, es war keine Spur festzustellen. Der Knecht mußte herbeigeholt werden; eifrig rannte der Wachtmeister, rufend und winkend, davon. Die Herren sahen ihm nicht nach und notierten: die Nummer des Wagens, die Nummer der Pistole, die neben dem Sitz lag, und die Lage des Einschusses am Hinterkopf. Der Knecht kam, gab ungeschickte Antworten und stotterte, die Herren führen ihn an, er wünschte, daß dies alles nicht wahr sein möge, und sah in das Gesicht des Toten, ein bleiches, gedunsenes, fleischiges Gesicht, eins von denen, die man gern vergißt, wenn man sie gesehen hat; er wurde trotzig und verstockt, schwieg schließlich. Er stellte sich vor, wie der aussehen mußte, der das getan hatte, und er

wünschte sich, daß, wenn er so sei, wie er sich dachte, keiner ihn aufgreifen und vors Gericht, vor die höhnischen und selbstgerechten Augen, und vor die Gehirne schleppen möge, die ohne Mitleid und Bequemlichkeit dachten, und genau alles zerschnitten wie Messer und nichts beim alten ließen. — Die Herren bedeuteten ihm, daß er gehen solle, und er kehrte zu seiner Furche zurück, zog sie hin und her und wünschte sich, daß er eine geläufige Sprache hätte, um alles genau zu sagen, was ihm durch den Kopf ging.

Keine von den Frauen wagte, das Dorf zu verlassen. Er wird sich an uns rächen — sagten sie — er wird es längst wissen, daß einer von uns es war, der die Sache anzeigte. Sie standen mittags am Herd, und wenn jemand vorbeiging, schrakten sie zusammen; das Gatter knarrte, er mußte es sein; die Katze polterte über die Bodenstiege, es waren seine Schritte, gleich trat er ein und würde sie am Halse würgen und sie vernichten. Die Angst war süß und berauschte sie, sie erinnerten sich an die frühen Erlebnisse, als ihr Leib noch nicht welk war vom Kindertragen, und als sie nicht wußten, wie ein Mann eigentlich war. Jetzt kneteten sie jeden Tag den Teig mit breiten Händen, sie schütteten das Futter in die Tröge und molken das Vieh, — heute hatten sie die Hunde losgemacht, sie jagten draußen die Hühner und bellten laut. Und im Stall gab es keine Gefahr mehr, und in der Küche lauerte niemand. Sie wischten sich mit den breiten Fingern über die Stirn, und es war, als ob ihr Gefühl überallhin zurückgekehrt wäre; sie spürten die stumpfen Knöchel wie Holz über die Brauen fahren und die dicken Röcke an ihre Kniee schlagen.

Am Nachmittag sollten die Wälder abgesucht werden. Der Förster ging unbewaffnet und mißmutig voraus. Sie werden mir das Wild verscheuchen — dachte er — sie werden in die Schonungen und in den Pflanzgarten, den sonst niemand betreten darf, einbrechen, aber Gesetz ist Gesetz, wer gemordet hat, muß die Sühne tragen, und ist er der Stärkere gewesen, dann wird er sich zu schützen wissen. Die Bauernburschen klopfen mit ihren Knüppeln die Gebüsche ab, bekamen rote Gesichter, taten sich zuerst noch wichtig und überlegen, — aber schließlich, als sie nichts entdeckten, als niemand aufsprang und vor ihnen floh: grau, abgerissen und zerfetzt zwischen den roten Kieferstämmen, begannen sie sich zu necken, erschreckten sich und piffen gellend, um dem Mörder anzuzeigen, daß er nicht mehr lange zu warten brauche, bis die Rache über ihn käme. Die Landjäger marschierten ernst und gemessen, hielten die Karabiner in der Hand und prüften auf allen Wegen die Spuren. — Man gab es auf, man kehrte zurück, und das Gasthaus hatte die ganze Nacht über erleuchtete Fenster, Lärm und Tabakswolken, die aus den Türritzen quollen. Spät erst gingen sie heim, zu dreien und zweien, mit lauterer Reden als sonst und mit fuchtelnden Armen. Die Hunde schlugen an, der Wächter piffte hastig die Stunde aus, der Tau fiel und machte ihnen die Stirnen naß. Es konnte ihnen nichts geschehen, sie waren rechtschaffen und voller Mut, und sie hatten nichts getan, was ihren Tod und ihr Schicksal jetzt schon herausforderte. Als jeder von ihnen allein war, zögerten sie alle, — die Gartenwege waren dunkel, in den Schuppen hatten sich Schatten und Schwärze zusammengesackt, aus keinem Fenster fiel noch Licht. Aber die Hunde nahmen ihre Witterung, wedelten und leckten ihnen die Hände, und die Schlüssel lagen sicher und unberührt an ihren geheimen Stellen.

Als das rote Plakat angeklebt war, fingen sie an, sich sicher zu fühlen, sie lasen den Namen des Dorfes, gedruckt auf amtlichen Papier, er hatte in allen Zeitungen gestanden; der Weg, den jeder von ihnen schon einmal gegangen war, wurde genau beschrieben. Man lobte den jungen Knecht ob seines Scharfsinns und seiner Klugheit, er wich ihnen aus, antwortete nicht und beschwichtigte sie mit ungenauen Handbewegungen. Die Belohnung war hoch, jeder von ihnen hatte Geld nötig; beim Abendbrot sprachen sie davon, was sie kaufen wollten, und wie sie sich zu benehmen hätten, wenn sie reich waren. Die Männer zeigten ihre kräftigen Arme, und die Mägde lachten unverschämt und schnalzten mit den Lippen.

Vielleicht ist er gar nicht mehr hier — dachte sich der junge Knecht — aber die Bahnhöfe werden bewacht. Jedermann wird sich anstrengen, ihn zu fangen. Und hier haben sie alles abgesucht, bei Tage zwar; er wird gesehen haben, wie sie kamen, er wird sich unter das alte Laub verkrochen haben, oder im Schilf versteckt gewesen sein, bis zur Brust im Wasser, damit die Hunde seine Spur verlieren. Bei Nacht müßte man gehen, irgendwo wird er ein Feuer haben, um sich zu wärmen, schon am Abend wird es jetzt kühl. — Er machte sich auf den Weg, er ging zum Strom herab und band ein Boot los, stieß sich ab und schob sich mit der Stange aufwärts, eine große Strecke, bis keine Dächer mehr zu sehen waren, und kein Licht an den Böschungen trübe flatterte und über das Wasser zitterte. Das Ufer war ungewiß und schien weit entfernt: zwei bleiche Streifen von Sand, die wie leichte Brandung in Bewegung sich befanden; an den Buhnen vorüber rauschte und rann die Strömung; ein großer Kahn fuhr lautlos mit roter und grüner Laterne wie ein riesiger, treibender Baumstamm auf ihn zu, das Steuer knarrte, er wich fast zu spät aus. Er beugte sich auf und ab und stand an der Ruderbank, schwankend, wie auf einem dünnen Brett. Die Wälder waren schwarz und dicht, die Sterne flirrten unendlich hoch und dünn wie große Mückenschwärme; nur sein Stangenholz scheuerte sich an der Bordwand, und vor ihm riß das Wasser auseinander. Er arbeitete hartnäckig. Das Geld ist es wert, daß ich mich anstreng — sagte er sich. Zum ersten Male dachte er an das Geld. Es war viel, er konnte sich einen Acker kaufen, einen kleinen Hof, eigenes Land, wenig nur, aber es würde ihm gehören, und er dürfte säen, was er wollte, und ernten, wann er wollte. Das Geld — er dachte unablässig an das Geld, es berauschte ihn, es machte seine Seele böse, seine Hände packten zu, und der Bug schob sich scharf in die weichen, fließenden, dunklen Wirbel und Stauungen.

Zu weit — besann er sich endlich — ich werde umkehren müssen. Er wendete langsam, das Wasser drückte ihn in einen Nebenarm. Hinter den Bäumen stieß mit einem Male der Stumpf eines Schornsteins zwischen die Sterne vor. Der Knecht ließ das Boot in der Stille liegen und ruhte sich aus. Nur gut — dachte er — daß ich niemanden etwas gesagt habe, sie würden mich sonst auslachen, wenn ich so zurückkomme. Er stand wieder auf und sah sich um, zuerst wußte er nicht, wo er war, die tiefen Schwärzen und das rieselnde, schwache Licht vermischten sich überall. Aber hier waren sie eines Sonntags gegangen, immer am Ufer hin bis zu der toten und zerfallenen Ziegelei. Die Ziegelei — die Schuppen, die leer daliegen, und die niemand mehr betritt — man hat nicht gehört, daß sie hier gesucht hätten, nein, das haben sie vergessen.

Er landete lautlos und vorsichtig, drang in das Unterholz ein und durch die Weidenbestände vor, stand mit einem Male auf der Halde und sah den zerstörten Ringofen, die gezackten Ränder der tiefen Grube und das verbrannte Dach des Lagerhauses, das mit den Rippen des Gebälks die Sterne wie in einer Reuse gefangen hatte. Alles war leer und unberührt. Er fühlte sein Herz schlagen und zögerte noch, dann pirschte er sich näher, strauchelte über die zugewachsenen Schienen und zog sich an den Ästen der Bäume, die den steilen Abfall herabgriffen, hoch. Er hörte die Nachtvögel rufen und sehr in der Ferne das Rollen eines Wagens. Er schlich sich an den Mauern entlang und erkannte in der fliegenden Dämmerung nichts als die Netze der verworrenen Äste, gegen den Himmel geworfen und unten bodenlose Dunkelheit. Er suchte überall, — in dem Schuppen, den er zuletzt betrat, ärgerlich schon, daß er nichts fand, aber auch glücklich, daß er nun heimkehren könnte, glimmten in einem Winkel hinter den Trockengerüsten ein paar Holzstücke. Der Knecht erschrak, aber dann, mit zwei, drei Sprüngen, stürzte er sich auf das Kleiderbündel, das neben dem verlöschenden Feuer lag. Er griff hart zu, unter seinen Händen zuckte es und wand sich, ein junges Gesicht, fast wie das eines Kindes, warf sich herum, der Widerstand wurde bald aufgegeben. Und dann weinte jemand und schluchzte und beteuerte heiser und mit einer erbärmlich dünnen Stimme: „Ich habe nicht schießen wollen! Ich habe nicht schießen wollen!“

Der Erker des „Wachtelkorbes“



GEDICHTE VON KURT HEYNICKE

GEBOREN IN LIEGNITZ

Die Toten

In uns ruhen die Toten.
Schlafende.
Unsere Freunde.

Ihr dunkeler Fittich
streift uns im Schlaf,
in ihm
werden die großen Taten geboren;
es rühren die Ahnen die Seele im Traum.

So sind die Toten:
Lebende dennoch im großen Geheimnis,
hinter den Schleiern die ewige Wandlung,
sie rauschen im Blut uns
dunkel und stumm.

Südlicher Herbst

Noch schwebt über der Erde
einer grünen Wolke gleich und dünn wie der Schatten eines Insekts
Duft hohen Sommers,
im Golde strahlend ist noch der Tag,
doch es dunkeln abends die Felder
unter leisem Verfall.

Blau von den Himmeln ist noch der Wind,
aber im Nacken ihm
flüstern die Nebel schon frühe,
und kühl
ziehen die Sterne herauf.

Nieder zu sich ruft den Bergstrom das Tal,
die Gärten umarmt er
und es zittert der Früchte Fülle
in des Reifens Lust
aber vom Traume des Tods umfängen
weint sich vom Baume das Blatt.

Bald fahren über die schwebenden Stunden des Lichtes
wie sterbende Hände herbstliche Wolken
und der erbebende Leib der Natur
sinkt leis in die Schatten hinab.

Paul Barsch †

* Im zweiundsiebzigsten Lebensjahr ist am 3. August der Senior der schlesischen Schriftsteller Paul Barsch nach langem Leiden in seinem Häuschen in Schieferstein bei Zobten gestorben.

Barsch war ein Autodidakt. Sohn eines armen Tischlermeisters aus Niederhermsdorf bei Neiße, von Jugend auf leidend, durch frühzeitiges, allzu anstrengendes körperliches Arbeiten für sein ganzes Leben gebrechlich geworden, hat der Dichter sich mit unerhörter Energie zu seinem eigentlichen Beruf durchringen müssen. Als Tischlergeselle ging er auf Wanderschaft und was er in diesen Wanderjahren an Schmerzlichem und Schönem durchlitt und erlebte, hat er in seinem großen autobiographischen Roman „Von Einem, der auszog“ mit Meisterschaft dargestellt. Auf diesem Roman, der 1923, achtzehn Jahre nach seinem Erscheinen, in 15. Auflage vorlag und in diesen Monaten vom Bergstadtverlag in einer gekürzten Ausgabe (16. bis 25. Auflage) neu vom Dichter bearbeitet herausgegeben worden ist, beruht Barschs Volkstümlichkeit, und es ist ein deutliches Zeichen für die innere Lauterkeit Paul Barschs, daß er den Erfolg nie ausgemünzt und dem Roman keine Reihe ähnlicher Schriften nachgeschickt hat.

Paul Barsch begann als Lyriker. Seine erste Gedichtsammlung „Auf Straßen und Stegen“ erschien 1885, die zweite „Fliegende Blätter“ 1889. Das dritte entscheidende Büchlein mit dem Titel „Über der Scholle“, das 1905 erstmalig gedruckt wurde und 1927 die dritte erheblich revidierte Auflage erlebte, enthält die schönen erdgebundenen Verse, die neben dem Roman weiterleben werden. Barsch hat seit 1905 neue eigene Werke in Buchform nicht mehr veröffentlicht. Er plante eine Reihe späterer Novellen, von denen einige auch in den „Schlesischen Monatsheften“ erschienen sind, im kommenden Winter zu einem Bande zusammenzuschließen, und es wird Verpflichtung der Freunde des Dichters sein, dieses Vermächtnis des Toten zu erfüllen. Literarisch hervorgetreten ist Barsch nur selten, aber als Bearbeiter der Werke Holteis und Herausgeber der Schlesischen Bücher (im Verlage Heege, Schweidnitz) bewährte er seine im Redaktionsdienst erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen.

Paul Barsch hat in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens im Breslauer Kunstleben eine Rolle gespielt, ähnlich der Holteis in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts: Er erschien allen als der würdige, allseits verehrte und geliebte Nestor der heimischen Schriftstellerwelt, dessen gastfreies Haus und

dessen unbestechlich gütiger Rat einem jeden unter den Jüngeren schöne und wertvolle Erinnerung bleibt. Die rührende Schlichtheit, die Zartheit, die aus jeder Zeile seiner Briefe sprach, ist jedem, der einmal Paul Barschs Weg kreuzen durfte, unvergeßlich.

Wir behalten die Erinnerung an ihn als einen reifen, gütigen und weisen Menschen, der resignierend in abgeklärter Ruhe die Welt ansah, wie er es einfach und klar in acht schönen Zeilen „Wilder Wein“ beschrieben hat:

Herbstlich rotes Blattgerank
schlingt sich brennend um die Laube.
Keinem Zecher reift zu Dank
wilden Weines Traube.
Nur ein schönes Bild noch will
uns der müde Herbst bescheren,
Und das Auge freut sich still,
ohne zu begehren.

Eine ausführliche Würdigung von Barschs Werk werden die Schlesischen Monatshefte im Laufe der nächsten Zeit veröffentlichen. M.

Professor Dr. Erwin Hintze,

Direktor des Schloßmuseums und stellvertretender Direktor der Städtischen Kunstsammlungen Breslau, an denen er dreißig Jahre lang unermüdlich und mit dem vorbildlichsten Pflichtetier wirkte, ist nicht mehr. Schlesien hat in ihm den Mitbegründer und Bewahrer der Geschichte seines Kunsthandwerks, die Gelehrtenwelt einen Kenner von Weltruf verloren. In den Reihen lebender Museumsfachleute stand er als einer der vordersten. In dem von ihm vollendeten Breslauer Schloßmuseum hat er sich selbst sein Denkmal gesetzt. Er ist in diesen Blättern mit seiner ausgezeichneten Feder erst unlängst gewichtig zu Wort gekommen. Die Bereiche der Metallkunst und der Porträtminiatur waren seine meisterhaft beherrschten Spezialgebiete. Über die schlesische Goldschmiedekunst, das deutsche Zinn und den Gleiwitzer Eisenkunstguß liegen uns eine stattliche Reihe trefflich gearbeiteter Publikationen vor. Daneben stand sein reger Geist allen Kulturen dieser Erde und den Schöpfungen der jüngsten Gegenwart offen.

Als Charakter war dieser warmherzige Mensch von einer Größe, die sich die Bewunderung und die Liebe aller errang.

Die hohe Achtung vor seiner großen Leistung, die innige Beziehung zu seiner Seele, die Liebe zu seinem gütigen Gesicht werden wir unvergänglich im Herzen bewahren.

Dr. Ernst Scheyer

Bildende Kunst

Die Lage der städtischen Museen — Die Gerhart-Hauptmann-Ausstellung

Der Tod Erwin Hintzes, des Leiters am Breslauer Schloßmuseum und des stellvertretenden Direktors am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer wirft die Frage auf: wie wird es mit der Betreuung dieser Museen — zu denen als drittes noch das Neisser-Haus kommt — von jetzt an werden? Man hat seiner Zeit einen so hervorragenden Fachmann wie Prof. Masner und einige Jahre darauf den hochverdienten zweiten Direktor, Professor Seger, wegen der erreichten Altersgrenze aus dem Amte gehen lassen, ohne ihnen einen Nachfolger zu geben. Man hat einen Assistentenposten, den man schon ausgeschrieben hatte, trotz zahlreicher Angebote brauchbarer Bewerber, wieder gestrichen und selbst nach dem Tode von Professor Buchwald keinen Schritt zum Ersatz seines Postens getan. Die langjährige fleißige Mitarbeiterin einer jungen Kunsthistorikerin hat man aus einer bezahlten in eine unbezahlte Stellung verwandelt, und fast widerwillig hat man, ohne an Honorierung zu denken, die Dienste eines weiteren, sehr befähigten Kunsthistorikers in Anspruch genommen — das alles mit dem Motiv der gebotenen Sparsamkeit. Sollte dieses an sich durchaus zu schätzende Motiv nicht hier bereits zum Schaden des Museums überspannt worden sein?

Die Stadt und das Museumscuratorium haben Professor Masner ersucht, die Führung der Museen ehrenhalber zu übernehmen und das ist eine außerordentlich begrüßenswerte Maßnahme. Man könnte auf diese Weise sogar die Neuausschreibung des Direktorpostens bis auf bessere Zeiten aufschieben — es ist ja ohnedies heute sehr schwierig, Museumsdirektor zu sein, wo der Anschaffungsetat gestrichen ist. Aber man sollte diese Zwischenzeit nicht vorübergehen lassen, ohne den Aufbau der wissenschaftlichen Beamtschaft von unten her stabiler zu gestalten. Über je weniger Kräfte das Museum verfügt, um so stärker wächst die Verantwortlichkeit jedes einzelnen, und man sollte diese Verantwortlichkeit doch niemandem aufbürden, dessen Arbeit man als eine bloß freiwillige und unho-orierte betrachtet.

Zu den letzten Plänen, die Prof. Hintze im Sinne hatte, gehörte die Veranstaltung einer Gerhart-Hauptmann-Ausstellung zu Ehren seines 70. Geburtstages. Wie es in Breslau so oft geschieht, ist dieser Gedanke bereits zum Streitpunkt unserer Wochenpresse geworden, ehe

er überhaupt ernstlich erwogen wurde und die Stadt schlägt heute in solchen Fragen aus wirtschaftlichen Gründen eine so zögernde Politik ein, daß, wenn sie sich endlich zum „Ja“ entschließt, dieses „Ja“ oft zu spät kommt, um die Ausstellung genügend vorbereiten zu können.

Man hat, wie einst zum 60. Geburtstage Hauptmanns, an eine Festspielwoche gedacht, aber dieser Gedanke würde besser wieder zurückgestellt. Denn da das dramatische Schaffen Hauptmanns in den letzten zehn Jahren nur sehr gering war, würde es hier auf nichts weiter als auf eine Wiederholung hinauslaufen, eine Wiederholung, der noch dazu bei den veränderten Zeiten nicht mehr der gleiche Erfolg beschieden wäre. Daß die Breslauer Bühnen Hauptmann zu Worte kommen lassen, ist selbstverständlich, kann aber ohne besondere Kosten geschehen. Eine weitere Feier wird man dem Schlesischen Rundfunk anvertrauen dürfen, der in diesen Dingen ein großes Geschick bewiesen hat; hier ist zugleich der große Aktionsradius gegeben, der ganz Deutschland umfaßt.

Gut aber könnte man sich daneben eine Hauptmann-Ausstellung vorstellen, die keine großen Ausgaben verursacht und doch ein allgemeines Interesse erwecken würde. Die Zusammenstellung der Bücher Hauptmanns und ihrer Übersetzungen in alle Kultursprachen, die zahlreiche Literatur — aber auch die Karikatur — die sich mit Hauptmanns einst so revolutionierendem Schaffen auseinandergesetzt hat, die zahlreichen Bildnisse Hauptmanns von Liebermann, Corinth, Orlik, Avenarius, Gaul, Kroner usw.; die eigene bildnerische Tätigkeit des Dichters: das alles gäbe — geschmackvoll zusammengefaßt — eine Übersicht, die weit über unsere engeren Grenzen hinaus die Aufmerksamkeit erregen würde und dem Dichter, auf den Schlesien stolz ist, eine wirkliche Ehrung zuteil werden ließe.

Hoffen wir also, daß Professor Masner, dessen Jahrhundert-Ausstellung unvergessen ist, diesem Vermächtnis Hintzes seine Arbeitskraft zur Verfügung stelle und daß ihm die Stadt rasch und freudig zur Seite trete, um das Werk sofort in Angriff nehmen und zu einem guten Gelingen führen zu können.

Franz Landsberger.

Sport

Querschnitt durch einen Breslauer Sportsontag

In der modernen Sportentwicklung sind August und September die lebendigsten Monate geworden. Der sommerliche Sport ist auf dem Höhepunkt angelangt, der Rasensport hat die Erholungspause hinter sich und rüstet wieder für die großen Wettkämpfe des Winters. So bringt jeder Sonntag eine Fülle der verschiedenartigsten Sportveranstaltungen.

Das wichtigste Ereignis des 16. August war die **Ankunft der Deutschlandflieger** in Gandau. Sie kamen an diesem Tage von Stuttgart und hatten in München und Wien zwischenlanden müssen. Das Sportflugzeug hat sich in den letzten Jahren gewaltig verbessert. Die Flieger waren am Sonnabend bei sehr schlechtem Wetter durch Nord- und Westdeutschland geflogen. Das böige Wetter des Sonntags, mit gelegentlichen Gewitterschauern, machte ihnen keine Schwierigkeiten mehr. Von den am Sonntag in Stuttgart gestarteten Flugzeugen fiel keines bis zum Zielort Berlin aus, obwohl an diesem Wettflug nur kleine Maschinen bis zu einem Gewicht von 460 kg teilnahmen, mit leichten Motoren, Höchstleistung der stärksten Maschine 100 PS. Die Flugzeuge hatten sehr schwere technische Prüfungen zu bestehen, ehe sie zum Rundflug gestartet wurden.

Auf dem Gandauer Flughafen ist vom frühen Morgen an alles versammelt, was sich für den Sportflug interessiert. Die einheimischen Flieger haben ihre Maschinen klar, darunter Gotthold, der vor kurzem mit seiner Junkers-Junior auf dem Koppenplan landete. Nach elf Uhr zeigt sich die erste fremde Maschine, die von Süden kommt. In elegantem Bogen überfliegt sie die Landelinie und rollt heran. Zwei aktive Offiziere sitzen in der Maschine (nur 37 Offiziere dürfen nach dem Versailler Vertrag fliegen), Führer ist Oberleutnant Dinort, der liebenswürdig und ruhig über seinen Flug Auskunft gibt. Nach dreißig Minuten Zwangspause steigt der Klemm-Argus wieder auf. Nach einer Stunde kommt Wolf Hirth, Leiter der Segelflugschule Grunau, weltbekannt durch seinen Segelflug über Newyork. Er hat die leichteste Maschine und liegt doch an zweiter Stelle. Man hebt ihn aus seinem Sitz, denn er hat ein Holzbein, Folge eines Motorradunfalls. Seitdem bewegt er sich am liebsten in der Luft. Er ist heute nervös. Der Motor ist sehr heiß gelaufen, er muß sofort überholt werden. Erfrischungen, die vom Magistrat der Stadt Breslau gereicht werden, weisen die Flieger zurück, wichtiger sind die Wettermeldungen der Flugwetterwarte. Aber schließlich klärt sich Hirths Miene wieder auf, es ist alles in bester Ordnung, es kann weiter gehen nach Tempelhof. An dritter Stelle landet die erste Dame, Lisl Bach, deutsche und

internationale Damen-Kunstflugmeisterin. Ein neuer Frauentyp, sehr sachlich im Overall, dem Bordmonteur Weisungen gebend. Drei männliche Flieger sind ihr auf den Fersen, landen in wenigen Minuten Abstand, und tatsächlich überholt sie der Saarländer Kneipp bis Berlin, sie wird Vierte; Elly Beinhorn, die zweite Frau, wird Achte.

Der Deutschlandflug war ein voller sportlicher Erfolg des Kleinflugzeuges, das ein sicheres und schnelles Verkehrsmittel geworden ist. Die wirtschaftliche Not verhindert vorläufig die Ausbreitung dieser Typen in privaten Kreisen. In England aber nimmt die Zivilfliegerei bereits in dem Maße zu wie vor 25 Jahren Auto und Motorrad.

Während der Ankunft der Deutschlandflieger stieg der Fesselballon „Paul Herrmann“ auf und machte die Breslauer auf das Flugereignis aufmerksam. In den Straßen der Innenstadt tobte inzwischen ein sportlicher Kampf großen Stils: der **25-Kilometer-Lauf Quer durch Breslau**. Bei diesen Stadtläufen finden die Leichtathleten die großen Zuschauer-massen, die auch ihre Veranstaltungen auf der Aschenbahn verdienten. In dem schweren Wettkampf blieb Schneider (Hirschberg), der beste schlesische Langstreckenläufer, Sieger, vor der besten Berliner Klasse. Im Südpark kämpften inzwischen die beiden besten schlesischen Tennisvereine Gelb-Weiß und Rot-Weiß (Breslau) um die **Tennis-Mannschafts-Meisterschaft**. Die Rot-Weißen hatten sich im letzten Augenblick durch den Oberschlesier Eichner, der seit Jahren in Berlin spielt, verstärkt, dessen Spielberechtigung für Breslau von vielen angezweifelt wurde. Darob ergrimmten die Gelb-Weißen so sehr, daß ihre Spitzenspieler Fromlowitz den deutschen Kampfspielmeister Bräuer und Nitsche den Berlin-Gleiwitzer Eichner nach hartem Ringen zu schlagen vermochten. Diese vier Spieler stellten neben dem Görlitzer von Gustke die beste schlesische Tennisklasse dar.

Damit sind die Sonderereignisse dieses Sonntags erwähnt. Gleichzeitig spielten die Breslauer Handballer gegen die DSB-Handballer um den Jubiläumspokal des Fußballvereins 06 (Sieger Männerturnverein — Deutsch Lissa), auf dem Schlesierplatz fand ein großer Faustballkampf statt, bei dem ebenfalls Turner und Sportler ihre Kräfte maßen (Sieger Turnklub Breslau), die Hockeyspieler eröffneten die neue Saison, und bei den Fußballern gab es schon die ersten großen Begegnungen zwischen Breslauer und oberschlesischen Mannschaften, die uns weiterhin bis zu den Deutschen Meisterschaften in Atem halten werden. In Lilienthal

gab es das übliche Radrennen vor dem Stammpublikum der kleinen Bahn, und auswärts, in Brieg, vermochten die Damen des V.f.B.-Breslau den deutschen Rekord in der Schwedenstaffel zu schlagen.

Wenn auch in diesem Sommer die Veranstaltungen von großem Ausmaß in Breslau gefehlt haben, so ist doch in allen Sportzweigen in die Breite und Tiefe gearbeitet worden.
F. Wenzel.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Schwerindustrielle Umschichtungen

Die Erschütterungen, die in den letzten Monaten den internationalen Kapital- und Kreditmarkt trafen, haben an der Südostgrenze des Reiches Bewegungen ausgelöst, die möglicherweise zu einer grundlegenden Umgruppierung des industriellen Besitzes, sowohl in Deutsch-Oberschlesien wie im Kattowitzer, Revier und vielleicht auch in der Ostrau-Karwiner Industrie jenseits der Grenze der Tschechoslowakei führen können.

Nach dem Zusammenbruch der Österreichischen Creditanstalt, bei dem das Bankhaus Rothschild einen heftigen Stoß erlitt, wurden Gerüchte über die Witkowitz Eisenwerke laut, an denen Rothschild maßgebend beteiligt ist. Es wurde behauptet, daß dieses größte schwerindustrielle Werk der Tschechoslowakei, dessen Beziehungen nach Schlesien vielfältiger Art sind, infolge der Verengung seiner Finanzbasis unter andere Einflüsse kommen sollte. Man behauptete, der Staat oder der französische Rüstungsindustrielle Schneider-Creuzot oder auch eine englische Gruppe wollten sich an Witkowitz interessieren. Nach einigen Wochen der Unsicherheit wurde dann allerdings festgestellt, daß die Besitzverhältnisse sich nicht verändert hätten. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Befürworter einer tschechischen nationalistischen Wirtschaftspolitik die Gelegenheit benützen wollten, um Witkowitz unter ihren Einfluß zu bekommen. Vorläufig scheint das mißlungen zu sein. Immerhin, völlig abgeschlossen ist die Entwicklung noch nicht. Sie erfordert auch bei uns einige Aufmerksamkeit.

Ähnliche Tendenzen sind auf der polnischen Seite zu beobachten. Im Zusammenhang mit den Schwierigkeiten der Danatbank und einer in der allgemeinen deutschen Finanzlage begründeten stärkeren Zurückhaltung auch der übrigen in der polnisch-oberschlesischen Industrie arbeitenden D-Banken hat man von Warschau aus dem schon seit längerer Zeit bestehenden Wunsch stärkeren Ausdruck verliehen, die ostoberschlesische Schwerindustrie von den deutschen finanziellen Einflüssen nach Möglichkeit frei zu machen.

Von polnischen amtlichen Stellen wird der Plan gefördert, die drei großen ober-schlesischen Konzerne, die Kattowitzer A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb mit der Bismarckhütte, die Königs- und Laurahütte und die Friedenshütte mit der Baildon Stahl A.-G. und der Ferrum A.-G. zu einem einheit-

lichen Gebilde zusammenzuschließen. Dessen Finanzierung soll dann vom deutschen Einfluß dadurch freigemacht werden, daß man ihm eine staatliche Kreditgarantie zwecks Aufnahme französischer Anleihen gibt. Auch hier ist, ebenso wie jenseits der tschechischen Grenze, der Name Schneider-Creuzot — vor allem im Zusammenhang mit der Friedenshütte — genannt worden. Allerdings wohl mit etwas größerer Berechtigung als bei Witkowitz. Denn Schneider-Creuzot ist an dem Bau der strategischen und Kohlenbahn von Kattowitz nach Gdingen maßgebend beteiligt. Für diesen Bahnbau soll gemäß dem von der französischen Bau- und Betriebsgesellschaft mit dem polnischen Staat geschlossenen Vertrag das Material von den in Polen gelegenen Eisenwerken bezogen werden. Eine Verbindung zwischen der ostoberschlesischen Industrie und Schneider-Creuzot ist dadurch bereits gegeben.

Die polnischen staatlichen Finanzierungspläne für Ostoberschlesien stoßen abgesehen davon aber auf recht große Schwierigkeiten. In Paris, wo der polnische Botschafter gemeinsam mit einem industriellen Vertrauensmann verhandelt hat, ist man viel weniger hilfsbereit und viel vorsichtiger gewesen, als Polen erwartet hatte. Immerhin scheint das letzte Wort noch nicht gesprochen zu sein. Aber daß man mit der vom polnischen Staat angebotenen Kreditgarantie in Höhe von 20 Millionen Zloty die insgesamt annähernd 300 Millionen D-Bank-Gelder, die dort kurz- und langfristig arbeiten, wird ersetzen können, ist nicht gerade wahrscheinlich. Dabei ist festzustellen, daß die D-Banken nicht ungerne zumindest einen Teil ihres ostoberschlesischen Risikos abgeben würden. Die Verwaltung der Friedenshütte hat offiziell erklärt, daß ihre derzeitigen Besitzer, d. h. die Grafen Ballestrem, nicht daran dächten, die Mehrheit ihrer Aktien abzustoßen. Demnach sind offenbar Verhandlungen mit fremden Finanzgruppen tatsächlich im Gange. Wie sie sich letzten Endes auswirken werden, läßt sich noch nicht übersehen. Wichtig für uns ist lediglich, festzustellen, daß die Grundlinien einer neuen Entwicklung im polnisch gewordenen Oberschlesien vorhanden sind, eine Entwicklung, die allerdings noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird, und bei der es fraglich ist, ob es den Warschauer Instanzen wirklich gelingen wird, die Industrie direkt oder indirekt unter ihre Kontrolle zu bringen.

Liegnitzer Wahrzeichen



Zeichnung von W. Bayer

In Deutsch-Oberschlesien strebt man ebenso wie drüben eine Gesamtkonzentration der schwerindustriellen Betriebe an. Hier ist die Entwicklung dazu seit Jahren vorgezeichnet. Sie begann mit der Fusion Oberbedarf—Obereisen—Donnersmarckhütte, bei der es bereits klar war, daß sie nur eine Etappe darstellen konnte. Die zunehmende Verschärfung der Konkurrenz auf dem innerdeutschen Markt, die immer schärfere Anspannung auf dem Finanzmarkt mußte das Nebeneinanderbestehen dreier getrennter Industriegruppen in Oberschlesien für alle Beteiligten immer schwieriger machen. Es ist tatsächlich heute noch so, daß z. B. Borsig sein Eisen aus Lübeck bezieht, während die kaum drei Kilometer vom Borsigwerk entfernt liegende Julienhütte, die den Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerken gehört, nicht voll ausgenutzt werden kann. Oberhütten bezieht andererseits sein Blech aus Polnisch-Oberschlesien, und das benachbarte Borsigwerk kann sein mit erheblichen Aufwendungen geschaffenes, sehr leistungsfähiges Blechwalzwerk nicht rentabel gestalten. Borsig hat im vorigen Jahr eine ganz moderne Koksofengruppe gebaut; bei Oberhütten hat man seit Jahren den Plan einer neuen Kokerei, die für die Betriebe dringend gebraucht wird, aus Geldmangel nicht realisieren können. Die Preussische Bergwerks- und Hütten A.-G. besitzt in Malapane die modernste Stahlgießerei des Reviers, die aber ohne angegliederte leistungsfähige Verarbeitungs-

betriebe — wie sie z. B. Oberhütten besitzt — nicht rentabel arbeiten kann, sondern jährlich erhebliche Zuschüsse erfordert.

Mit der zunehmenden Einengung des Absatzes war naturgemäß in den letzten Jahren die Konkurrenz zwischen den drei Gruppen Oberhütten, Borsig und Preußag immer schärfer geworden und hat zu einer immer stärkeren Schmälerung der Gewinne aller drei Unternehmungen geführt. Man hat außerdem jeden nennenswerten Auftrag in drei getrennten Konstruktions- und Kalkulationsbüros durchgearbeitet und auf diese Weise einen recht kostspieligen Leerlauf gehabt, da ja immer nur einer der drei Konkurrenten den Auftrag schließlich erhalten konnte. Ein Gesamtkonzern würde demgegenüber mit erheblich geringeren Unkosten arbeiten können, und in ihm würden sich auch die jetzt voneinander isolierten und schlecht rentierenden Produktionsstätten in ersprießlicher Zusammenarbeit ausgleichen.

Wenn die oberschlesische Eisenindustrie überhaupt noch weiter existenzfähig bleiben soll, wird sie den Weg des Zusammenschlusses finden müssen. Es scheint, daß sie auch auf ihn zusteuert. Natürlich müssen ihr diejenigen, die hier in erster Linie die Garanten für die Betriebskredite darstellen, diesen Weg auch erleichtern. Es sind das in Deutsch-Oberschlesien nicht zuletzt Reich und Staat.

Darge

Bücher

Cosmus Flam: Athanasius kommt in die Großstadt oder Die Tiergrube. — Bergstadtverlag, Breslau.

Ein junger Schlesier erscheint hier mit einem Werk, das die leuchtenden Merkmale der Jugend trägt. Damit ist zugleich gesagt, daß es kein abgeklärtes Meisterwerk ist und sein kann. — Vielleicht wird der Verfasser, wenn er in Jahrzehnten darauf zurückblickt, erkennen, daß es für den gleichen Gehalt auch eine andere, allgemein gültigere Form gegeben hätte. Aber daß er, einem sicherlich sehr starken dichterischen Impulse gehorchend, diese Form wählt — nein, nicht wählt, sondern hinnimmt — scheint mir ein Beweis für die in ihm lebende echte Unbekümmertheit des Schaffenden. Seine Phantasie verfolgt die Linie, die Überzivilisation und wertezerstörende Technisierung unserer geistigen Entwicklung gibt, bis in ihre letzten Konsequenzen. Und er tut das mit einer Eindruckskraft, daß wir schauernd und ahnend aus diesen scheinbar so phantastischen Möglichkeiten folgerichtig nahe Wahrscheinlichkeiten werden sehen. Flam hat den ganzen Idealismus, der die Schäden der Zeit nicht in ihren Auswirkungen sieht, sondern in der Wurzel erkennt und an der Wurzel heilen will. Er gibt aber keine bittere Kritik der Zeit, eher eine betrübt-lächelnde, die sich über die Dummheit und Torheit wundert, zumal sie sich für eine ebensogroße Klugheit halten. Flam hat neben seinem prächtigen Idealismus echten Humor, eine nicht gewöhnliche Kraft der Erfindung und eine innige Erzählergabe. Athanasius ist ein Buch, das ich gern auch in den Händen junger Menschen sehen würde, die es verstehen können, daß der Mensch nicht leben kann ohne eine Sehnsucht. Flam frömmelt nie — aber das Bewußtsein von der Wunderwirkung des Evangeliums, als wirklicher Botschaft des Heils, gibt ihm eines der schönsten Kapitel seines Buches ein. Er ist kein Asket, durchaus kein Verneiner der Welt aber das Geld soll nicht länger der allmächtige Gott sein, der sie regiert, und aus dem Ideale des Übermenschen soll das des Gottmenschen werden. Von dieser Zeit läßt eine ferne Morgenröte etwas ahnen. Flam schiebt sein Werk wie einen Riegel vor die glühende Unruhe unserer Zeit.

Athanasius kommt in die Großstadt, um zu sehen, wie die Menschenbrüder dort leben. Und ach, sie leben sehr schlecht. — Sie rennen und jagen wie unter Peitschenhieben. Sie machen aus unerheblichen Angelegenheiten, wie Spiel und Sport, aufregende Staatsaktionen. Sie komplizieren sich die klarsten Gefühle, sie entfremden sich ihnen, und lassen sich von der Einfachheit der Dinge abtreiben wie ein sturmgepacktes Schiff vom rettenden Strand. Aus der Kunst machen sie eine Karikatur ihres wahrhaftigen Wesens. Sie jagen sich in Belustigungen hinein, die

das gleiche unglückselige, verzweifelte „Tempo“ haben, wie ihre Arbeit es hat. Sie haben Steine zwischen sich und die Mutter Erde gelegt, haben sich ganz abgekehrt von der Verbindung zwischen Mensch und Scholle. Das Christentum ist zur „Sekte der Christianer“ geworden, einem versteinerten System, das nichts mehr weiß von dem wahren Geiste der Nachfolger Christi. Athanasius sieht, daß die Brüder trotz aller sozialen und kulturellen Fortschritte, die sie so stolz machen, recht unglücklich sind. — Ihre gepriesene Freiheit ist nichts, wenn sie doch zu Instrumenten eines beherrschenden Geistes geworden sind, dem sie erliegen, wie ihm einst ihr erster Widerwille erlegen ist. Und in dieses vergoldete, oft nicht einmal gut vergoldete Elend, in diese übertünchte Fäulnis hinein ruft Athanasius seinen Mahnruf, den Ruf, dem die Jahrhunderte eine immer neue Form geben, weil er ganz niemals verstummte: Zurück zur Natur! Seine Stimme, die Stimme eines Predigers in der Wüste, zu erheben, wird ihm nicht leicht gemacht. Ihm stehen nicht die modernen Machtmittel subjektiver Willens- und Meinungsäußerung, wie Presse und Rundfunk, zur Verfügung. — Aber es sammeln sich um ihn, spärlich wie erste Schwalben, die frühesten Anhänger. Schon diese kleine Gemeinschaft läßt Gedanken zur Tat erstarken. Ungeahnte Kräfte erstehen in ihr. Mit der Klugheit der Kinder des Lichts finden auch sie nun Mittel und Wege. Und als die faule Herrlichkeit der Weltstadt Teilopa in Flammen aufgeht, da geht Athanasius, grauengeschüttelt, nach dem furchtbaren blutigen Erleben der letzten Tage, den Weg zurück, den er gekommen war. Um sich eine kleine Schar, elf junge Menschen, die an die Zukunft glauben, die wieder die Erde suchen, und die Luft und die Sonne und die Freiheit, wie sie wirklich ist. Christa Niesel-Lessenthin.

Hilde Maria Kraus: 9 Monate. Bergstadtverlag Breslau 1931.

Ein origineller und stark interessierender Einfall: Der Zeitabschnitt der Schwangerschaft ausschließlich zum Inhalte eines Buches gemacht. Eine moderne intellektuelle Frau, deren Grundcharakter allerdings noch etwas schärfere Umreißung vertragen hätte, erlebt die neun Monate der Schwangerschaft. Jedes Kapitel behandelt einen Monat und die während seiner Dauer von der Frau durchgemachten inneren und äußeren Erlebnisse in lebendiger, ehrlicher und stellenweise humorvoller Art. Die um die Heldin gruppierten Menschengestalten und die Schilderungen ihres Berufs- und Ehelebens ergeben zusammen ein anschauliches Zeitbild. Das Buch schließt mit dem Eintritt des Geburtsaktes, verzichtet auf jeglichen Ausblick in die Zukunft und läßt es offen, ob die in den neun Monaten erfolgte Gemütsvertiefung der Heldin von

Dauer ist. Dadurch gewinnt es den unverbindlichen Charakter einer Studie und verstärkte Wirkung, weil jedes landläufige happy oder unhappy end vermieden ist. *D. W.*

Robert Kurpiun: Der Mutter Blut. Roman aus Oberschlesien. Alexander-Duncker-Verlag. Weimar.

Vor dem buntbewegten Hintergrunde des ober-schlesischen Volkslebens spielt sich das schwankende Schicksal eines durch seine deutschpolnische Blut-mischung hin- und hergetriebenen Menschen ab. Mehr als die etwas zu volkstümlich und rührend erzählte Geschichte des Helden fesseln die vielen mit Liebe und tiefem Verständnis ausgemalten ober-schlesischen Volks- und Bergarbeiterszenen. *D. W.*

Kurt Oskar Bark: Deutsche Wacht an der Weichsel. Grethlein u. Co., Leipzig-Zürich.

Das Buch erzählt uns die persönlichen Erlebnisse zweier Brüder aus dem Weichselgau, des an seinen Hof geketteten Bauern und des bei Waffenstillstand aus dem Kriege heimkehrenden Soldaten, in den verworrenen und verzweifelten Nachkriegskämpfen um ihre Heimat. Hinter den Einzelschicksalen steht durch die ganze Erzählung die allgemeine Not des Deutschtums im Osten. Das Buch ist leidenschaftlich geschrieben. Man legt es nicht ohne Erschütterung aus der Hand. *D. W.*

Viktor Loewe: Oberschlesien und der preußische Staat. Teil I. 1740—1815. Mit Anhang: Dokumente aus der Reformepoche 1807—1815. Breslau, Priebatschs Verlagsbuchhandlung. 1930. Preis geb. 4,40 RM.

Mit diesem Buch beschreitet der Verfasser, der lange Jahre als Staatsarchivrat in Breslau gelebt hat, einen neuen Weg geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis. Die Heimatgeschichte ist bisher mehr oder weniger neben der allgemeinen Geschichte hergegangen. Loewe macht es sich zur Aufgabe, die Verbindung der Provinz mit der Zentralverwaltung näher aufzuzeigen. Reiche, bisher unbenutzte Materialien boten ihm die Archive, besonders auch das Berliner Geheime Staatsarchiv. Wie nach der Erwerbung Schlesiens das ober-schlesische Land, das damals durchaus eine besondere Landschaft bildete, allmählich in den preußischen Staatsverband hineinwuchs, schildert uns seine Untersuchung, die zunächst bis zum Jahre 1815 reicht. Wir hören von den Kriegs- und Notzeiten der friderizianischen Epoche. Friedrich der Große selbst hatte für Oberschlesien nicht besonders viel übrig, weil es durch seine katholische Bevölkerung noch stark nach Österreich neigte. Wie für so viele andere Teile des preußischen Staates, bedeutete auch für Oberschlesien erst die Epoche der Reform nach dem Tilsiter Frieden 1807 den Anbruch einer neuen Zeit. Damals wurde

die Errichtung einer eigenen Regierungsbehörde für Oberschlesien in Oppeln durchgesetzt. Die Verwaltung von Mittelschlesien aus hatte sich als un-zweckmäßig erwiesen, weil die Besonderheit der ober-schlesischen Bevölkerung eine besondere Art der Verwaltung erforderte.

Das Buch hält sich durchaus frei von irgendwelchen Beschönigungen. Es ist aus dem Geist strengster Sachlichkeit geboren, der in früheren Zeiten nicht immer allen Werken eigen war, die sich in irgendeiner Weise mit dem Staate befaßten. Es zeigt durch Bei-fügung authentischen Materials, auf welcher Tiefe lange hindurch die Bevölkerung jenes Gebietes stand. Es betont auch, wie sehr allmählich erst die deutsche Kultur und die deutsche Sprache sich durchsetzen konnten. Gerade durch das offene Aussprechen dieser Dinge wird deutlich, was im letzten Jahrhundert Deutschland für das Aufblühen und die Entwicklung Oberschlesiens getan hat. Mit großer Spannung sieht man dem zweiten Bande entgegen, der nach der Neuordnung im Zeitalter Steins und Hardenbergs diese Leistung des preußischen Staates für Ober-schlesien im einzelnen zu zeigen haben wird.

Willy Cohn.

Aus Schlesiens Geschichte und Kirche. Breslau 1929.

Zur 74. Tagung des deutschen Gustav-Adolf-Vereins hat die Breslauer Festleitung im Verlage des evangelischen Presseverbands für Schlesien ein schmales Schriftchen erscheinen lassen, auf das mit Nachdruck hingewiesen werden muß, weil es für die heimatliche Kirchen- und Geistesgeschichte nicht unwesentliche Beiträge enthält. Nach der würdigen Einleitung des Generalsuperintendenten D. Nottebohm findet sich hier zunächst eine ausführliche Arbeit von Lic. Eberlein über die geschichtliche Entwicklung der evangelischen Kirche Schlesiens, mit zur Einführung in die heimatliche Kirchengeschichte ausgezeichnet geeigneten Bemerkungen, wenn man auch vielleicht über das Verhältnis von Orthodoxie zu Sektierertum andere Meinungen vertreten kann. Daß Heinrich Wendts knapper Aufsatz „Alt-Breslaus Werden und Wachsen“ das ganze souveräne Wissen unseres Stadtarchiv-Direktors zeigt, bedarf keines Wortes. Lic. Konrad Müllers Beitrag aus dem evangelischen Leben Breslaus ist mehr anekdotisch gehalten, und gerade darum für Fernerstehende besonders reizvoll. Die Arbeit Dr. Blümels über die evangelischen Kirchen Breslaus enthält das gewichtigste Material zur Kunstgeschichte der heimischen Gotteshäuser, und die Aufsätze von D. Voß und Pastor Holm über ober-schlesische Verhältnisse sind informatorisch von äußerster Wichtigkeit. Dem gut gedruckten Bändchen sind sieben Bilder und eine Konfessionskarte von Schlesien beigegeben. *M.*

Aurora. Ein romantischer Almanach. Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln.

Karl Freiherr von Eichendorff, ein Enkel des Dichters, und der Bonner Universitätsprofessor Adolf Dyroff haben im Verlag der Zeitschrift „Der Oberschlesier“ einen neuen Almanach herausgegeben, der der Romantik gewidmet ist. In einem Einleitungsaufsatz setzt Dyroff das Ziel dieses Unternehmens auseinander. Romantik ist für ihn kein historischer Begriff, sondern eine „Ars perennis“, die „Sonntagskunst“, nach der, wie er meint, unsere Zeit schreit, und der in dem Almanach Raum gegeben werden soll. Er soll dem Zusammenschluß derer dienen, die auch heute in ihrem Herzen Romantiker sind. Wenn man auch den Begriff der Romantik, wie ihn Dyroff faßt, nicht unbedingt anerkennen kann (der Ausspruch z. B., daß E. T. A. Hoffmann, der „Mann ohne Glauben und tiefe Metaphysik“, den Begriff der Romantik stark verbogen habe, wird nicht von allen Romantikfreunden widerspruchslos hingenommen werden), so bietet das vorliegende Jahrbuch doch viel Wertvolles. Es steht im Zeichen Eichendorffs; die weiteren Bände wollen andere Romantiker zum Ausgangspunkt nehmen. Seine Kernstücke sind zwei für die Eichendorff-Forschung sehr wichtige Dokumente: die von Karl von Eichendorff veröffentlichten, zum Teil noch ungedruckten Briefe Eichendorffs an seinen Jugendfreund, den Grafen Loeben, und die von Hubert Pöhlein besorgte Zusammenstellung und kritische Untersuchung der Memoirenfragmente Eichendorffs. Um den biographischen Hauptteil gruppieren sich eine Reihe längerer und kürzerer Aufsätze, von denen noch die wichtigsten genannt seien. Eine Untersuchung über Eichendorff und die bildende Kunst hat Professor Mayer-Pfannholz beigeleitet, Professor Dyroff schreibt weiterhin über deutsches Heimatgefühl bei Eichendorff und tritt in einem Aufsatz „Dante, Calderon und die künftige Romantik“ enthusiastisch für Calderon ein, für den er weitere Verbreitung und bessere Übersetzungen fordert. Über Stifters Kunstanschauung hat Adalbert Müller-Bonn eine Untersuchung angestellt. Ein hübscher Schmuck des Buches sind die Photographien von Waldmotiven aus Eichendorffs oberschlesischer Heimat.

E. D.

Rudolf Kayser: Dichterköpfe. Phaidon-Verlag. Wien 1930.

In einem schmalen Bande sammelt Rudolf Kayser, der Stendhal-Biograph und Herausgeber der „Neuen Rundschau“, einige seiner Aufsätze. Mit Anmerkungen zu Spinoza, Lessing, Hölderlin, Schlegel, Stendhal, Nietzsche und dem jungen Deutschland leitet er den Band ein, in dessen Mitte Aufsätze über eine Anzahl Dichter der Gegenwart stehen und an dessen Ende sich eine knappe Übersicht „Deutsche Situationen 1930“ befindet. Die Arbeiten sind nicht einheitlich.

Ansprachen und Nekrologe, Gelegenheitswerke also im edelsten Sinne des Wortes, stehen neben Essays, die ein wenig breiter angelegt sind. Gebunden werden alle Aufsätze, wie der Verfasser mit Recht sagt, „durch den gemeinsamen Glauben an das Amt des Dichters und an das Amt des Geistes“. So sind auch die Arbeiten am tiefgründigsten, in denen sich Kayser mit Männern beschäftigt, denen das Amt des Dichters und das Amt des Geistes Gelegenheit zu theoretischer Erörterung ist: Stefan George, Mombert, Hofmannsthal, Gottfried Benn, Paul Valéry. Eine Sonderstellung nehmen die persönlich gefärbten Skizzen ein, Charakteristiken, die Kayser aus persönlichen Erinnerungen herauswachsen läßt. In solcher Form sagt er sehr Schönes über Wedekind, Oskar Loerke, Klambund und auch über den jungen Hirschberger, den wir Schlesier nicht vergessen sollten, den 1912 im Wannsee ertrunkenen Georg Heym, der damals visionär das Kriegserlebnis in erschütternden Bildern gestaltete.

Kaysers Essays sind Feinschmeckerkost, knappe, manchmal fragmentarische Skizzen, die doch in ihrer Kürze und Präzision oft mehr den Kern der Sache treffen als langatmige Auseinandersetzungen. Das Bändchen ist gewiß keine Einführung in die Literatur der Gegenwart, doch eine nachdenkliche Ergänzung zu allen den Schriften, die sich um eine Deutung der Gegenwartsdichtung bemühen. W. M.

Joseph Gottschalk: Beiträge zur Rechts-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des Kreises Militsch bis zum Jahre 1648. 31. Band.

Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens. Breslau, Trewendt u. Granier, 1930. Preis 10 RM.

Mit Recht hat der Militscher Grenzkreis mit seinen ganz einzigartigen Naturschönheiten, mit seinen großen Teichanlagen und den weiten Blicken von seinen Höhen in letzter Zeit immer mehr Beachtung in Schlesien gefunden. Deswegen wird eine Heimatgeschichte jener Gegend zweifellos auf Widerhall in den Kreisen der Geschichtsfreunde stoßen.

Das vorliegende Werk ist von dieser großen Liebe zur Heimat erfüllt, aber es unterscheidet sich doch vorteilhaft von manchen ähnlichen Büchern dadurch, daß es strengste wissenschaftliche Methode anwendet. Eine Heimatforschung, die darauf verzichtet, gibt sich selbst auf und würde den Anspruch auf Beachtung verlieren.

Die Geschichte des Kreises Militsch führt uns durch einen gewaltigen Zeitraum. In der mittleren Steinzeit (10 000—5000 v. Chr.) weilten zum ersten Mal Menschen in jener Gegend. Die Ränder des Urstromtals boten ihnen Niederlassungsmöglichkeiten. Um 3000 v. Chr. wurde man zum ersten Mal sesshaft. Jene Bewohner mögen um 600 v. Chr. abgerückt sein,

und nach ihnen zogen das erste Mal Germanen in das verlassene Gebiet. Aber auch sie wanderten weiter, bis der Stamm der Vandalen von 100 v. Chr. bis etwa 400 n. Chr. sich niederließ. Als sie abzogen, trat der Wald aufs neue seine Herrschaft an und erreichte seine größte Ausdehnung. Um das Jahr 1000 n. Chr. rückten die Slawen ein. Mittelpunkt ihrer Ansiedlung war die Kastellanei Militsch, die günstig an Verkehrswegen gelegen war. Im 13. Jahrhundert erschienen die ersten deutschen Kolonisten, und die rechtliche Grundlage ihres Lebens ist sodann von den Slawen allmählich übernommen worden. So siegte die deutsche Kultur. In späterer Zeit herrschte hier der Standesherr, und mit Nachdruck weist der Verfasser darauf hin, daß man verabsäumt hat, ein starkes Bauerntum zu schaffen, sondern lediglich sich mit einer Arbeiterbevölkerung im Dienste der Gutsherrschaft begnügte. In der Abwanderung der Bevölkerung in die Großstädte liegt die erheblichste Gefahr für die Schicksale dieses Grenzkreises. Und wir können dem Verfasser nur durchaus zustimmen, wenn er seine Arbeit mit den Worten beschließt: „Nur ein zähes, opferbereites Festhalten an der heimischen Scholle vermag den Kreis Militsch dem Deutschtum zu erhalten, welches seit dem 13. Jahrhundert in friedlicher Weise ein Gebiet mit seiner Kultur erfüllt hat, das schon vor Christi Geburt mit Germanen besiedelt war.“

Wir können dem Kreis Militsch nur dazu Glück wünschen, daß er in diesem Werke eine so glänzende Darstellung seiner Geschichte gefunden hat, und wir erhoffen von seiner Lektüre ein Doppeltes: Auch andere Kreise unserer schlesischen Heimat sollten, soweit dies nicht schon geschehen ist, nach der Abfassung ähnlicher Werke streben, und vor allem möchten recht viele Schlesier, immer mehr angeregt durch dieses Buch, in den Kreis ihrer Heimatfahrten auch den Besuch jener Landschaft an der Bartsch ziehen.

Willy Cohn

Die Riesengebirgskreise. Herausgegeben von Salomon und Stein. Berlin-Friedenau, Deutscher Kommunalverlag, 300 Seiten 4⁰. Gebunden 6,50 RM.

Dieser Band der von dem bekannten Verlage herausgegebenen „Monographien deutscher Landschaften“ ist einer der schönsten der Sammlung. Er behandelt die Kreise Hirschberg, Landeshut, Löwenberg, Bolkenhain und Schönau zunächst in sehr guten, zusammenfassenden Übersichten über die geographischen und geologischen Verhältnisse des Riesen-, Iser- und Bober-Katzbach-Gebirges, über ihre Tier- und Pflanzenwelt und ihre landschaftliche Eigenart, kennzeichnet ihre Bedeutung und Leistungen auf den Gebieten der Land- und Forstwirtschaft, der Industrie, des Fremdenverkehrs und der Verwaltung; auch Kunst und Kunstgewerbe, Bauten, Burgen, Schlösser, Schulwesen, allgemeines Geistesleben und soziale

Lage werden berücksichtigt. Dann folgen noch vielseitig beherrschende Sonderaufsätze über einzelne Städte-Sommerfrischen und industrielle Unternehmungen. Alle Beiträge sind von besten Kennern flott und anregend geschrieben, eine Fülle von trefflichen Bildern veranschaulicht das Gesagte. Das schöne und wertvolle Buch ist wohlgeeignet, für den reizvollsten Teil unserer Heimat zu werben und den Landsleuten im Reiche die Augen dafür zu öffnen. Aber auch jedem Schlesier wird es viel Freude machen. Es ist ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Führer durch unser Gebirgsland.

H. J.

Marie Klerlein, Heimat. Roman. Glatz, Verlag Glatzer Bücherstube, 1930. 176 S. Gebd. RM. 5.

Ihren Heimatroman schreibt die Dichterin in diesem Buche, das erfüllt ist von inniger Liebe zu ihrem deutschen Oberschlesien. Sie erzählt, wie sie nach langem Fernsein die Stätten ihrer Kindheit wieder aufsucht. Geschick verbindet sie damit die traurige und aufregende Geschichte einer armen Bauersfrau in ihrem Dorfe, die einst zu Unrecht in den Verdacht des Diebstahls geraten und darüber zugrunde gegangen war. Jetzt kommt durch seltsame Umstände ihre Unschuld an den Tag und die wirkliche Diebin wird entdeckt. Besonders fesselnd wirken die lebendigen Schilderungen von Land und Leuten. Durch seine schlichte Einfachheit und gemütvollte Art wird sich das Buch gewiß viele Freunde erwerben, vor allem in katholischen Kreisen.

Dr. H. J.

Büchereingänge

Frieda Schuhmacher: Auf dem Sonnenbühl, Roman, Verlag von Martin Warneck, Berlin 1930.

Friedrich Speckmann: Gandersmühlen, Erzählung, Verlag von Martin Warneck, Berlin 1930.

Hans H. Hinzelmann. Der Freund und die Frau des Kriegsblinden. Hinkeldey. Roman. Verlag Grote, Berlin 1930.

Eine kleine Enttäuschung nach dem großen Erfolg von „Achtung, der Otto Puppe kommt“. Eine etwas schwerfällige, fast ungewandte Darstellung eines krassen und ganz untypischen Einzelschicksals.

Th. W. Elbertzhagen: Theodor Frinast. Roman. Verlag Grunow, Leipzig 1930.

„Mit heißaufsteigender Inbrunst umschloß sie Trinasts Hand, die reglos, starr, kalt auf dem roten Samt der Rangbrüstung lag. Sinne und Seele lagen ihr gleichsam auf der Lauer, dem Manne helfend beizuspringen, wenn das Geschehen ihn aus seiner Wesenheit zog.“ Es muß Leute geben, die so etwas herrlich finden, auch wenns ein ganzes, dickes Buch hindurch so weitergeht. Wahrscheinlich verwechseln sie es mit „Dichtung“.

Gertrud Korowsky: Das Schicksal Leo Alskotts. Roman. Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt in Schlesien.

Schlesisches S Himmelreich

Schlesisches Kleinstadt-Idyll

Fritz Lion schreibt uns:

Ich habe es satt. Ich will mal, und wenn es nur für einige Minuten ist, den modernen Menschen in mir ausschalten. Ich meine den Menschen, der dauernd in dem aufreibendsten Existenzkampf steht, der dauernd die Treppen der Untergrundbahn herauf und herunter läuft, der auf den Autobus springt, wenn er auch schon angefahren ist, um ja nur keine Minute zu versäumen, diesen Menschen will ich ausschalten, ich will vergessen, was ein Auto ist, daß es einen Zeppelin, eine Flugmaschine gibt, Radio, Lautsprecher kenne ich nicht, ich will vergessen, was „Tempo“ ist und mich zurückdenken in eine Zeit, die viel schöner und gemütlicher war als die heutige.

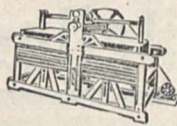
Ich sehe ein Häuschen am Rande der kleinen schlesischen Stadt. Eine alte Kastanie steht vor der Tür. In diesem Häuschen wohnt im Parterre meine Mutter und im ersten Stock ihre Schwester. Sehr zeitig haben beide ihre Männer verloren. Die Kinder sind schon erwachsen und aus dem Haus. Der erste Schnee liegt auf den Scheiteln der alten Damen. Sie führen getrennt ihre Wirtschaft in ihren Wohnungen, die sich völlig gleichen. Beide Schwestern hatten nämlich, als sie sich verheirateten, beinahe die gleichen Einrichtungen von ihren Eltern in die Ehe mitbekommen. Am Tage sehen sie sich kaum, jede hat in ihrem Haushalt zu tun, treffen sie sich zufällig in dem Haus oder vor der Tür, dann machen sie auch gelegentlich ihre Einkäufe im Städtchen zusammen. Meine Mutter ist eine sehr sanfte, sehr kluge und feine Frau. Meine Tante, ihre Schwester also, ist auch eine sehr kluge und feine Frau, aber sie ist nicht so sanft wie meine Mutter. Sie ist, man kann wohl sagen, ich will mich milde ausdrücken, recht gerade aus. Aus diesem Geradeaussein entsteht wohl manchmal ein kleiner Zank zwischen den alten Damen, der aber gleich wieder immer behoben ist, weil sich die beiden ja trotz dieser kleinen Meinungsverschiedenheiten innig lieb haben. Am Tage ist meine Tante besonders kriegerisch aufgelegt, darum paßt meine Mutter genau auf, um ihr nicht zu begegnen. Ganz anders ist das am Abend. Da können die beiden nicht ohne einander leben. Nach dem Abendbrot besuchen sie sich täglich, und zwar sind sie abwechselnd, heut in d e r Wohnung, morgen in d e r

Ist die eine Schwester Punkt halb acht noch nicht erschienen, wird die andere schon ängstlich und ruft nach ihr. — So sitzen die beiden Alten tagtäglich zusammen, haben ihren Strickstrumpf vor sich, gucken gar nicht hin, was sie stricken, durch große Brillen schauen sie in die Voß oder in die Gartenlaube. Es wird kaum ein Wort gesprochen und Punkt zehn Uhr erhebt sich die eine, sagt „Gute Nacht“ und verschwindet in ihre Wohnung. So vergeht jeder Abend, so vergehen Jahre, es ändert sich nichts. Aber eines Abends geschieht etwas Ungewöhnliches, etwas, was gar nicht ins Programm paßt. Meine Tante ist bei meiner Mutter zu Besuch, wie gewöhnlich jeden zweiten Abend. Sie ist Punkt halb acht gekommen. Es wird gestrickt, es wird gelesen wie immer. Es wird kaum ein Wort gesprochen wie immer. Es wird auch wie immer zehn Uhr, aber die gute Tante erhebt sich nicht sie liest weiter in ihrer Gartenlaube und strickt weiter. Den Blick, den meine Mutter über ihre Brille sendet, bemerkt sie nicht. Es wird elf Uhr. Wieder ein Blick über die Brille. Meine Tante rührt sich nicht. In der nächsten Stunde guckt auch meine Tante des öfteren über ihre Brille zu meiner Mutter hin. Jetzt schlägt es zwölf. Da springt meine impulsive Tante von ihrem Sessel auf und schreit meine Mutter an: „Möchtest du denn nicht endlich nach Hause gehen, es ist doch schon zwölf Uhr!“ Meine Mutter: „Aber liebes Kind, i c h bin doch zu Hause. Du bist doch bei mir zu Besuch.“ Meine Tante: „Ja, warum hast du denn nichts gesagt?“ Meine Mutter: „Warum hast du denn auch nichts gesagt?“ Diese Frage wurde von keiner Seite beantwortet. Man war eben damals noch höflicher als heute. Am nächsten Tag lachte das ganze Städtchen über diese Begebenheit, man war eben noch harmloser als heute.

Der Sprung ins Dunkle

In einer schlesischen Kleinstadt sollte Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine neue Gasanstalt errichtet werden. Die betreffende Vorlage des Magistrats wurde in der Stadtverordnetenversammlung freudigst begrüßt. Nur der Senior der Versammlung, ein ehrsamer Tischlermeister, wies hin auf die Unglücksfälle, die diese neue Lichtquelle schon verursacht habe, und schloß seine Rede mit den Worten: „Nein, meine Herren, diesen Sprung ins Dunkle mache ich nicht mit.“

P. F.



In der Qualität
liegt die Beliebtheit
eines Fabrikates!

Wäschemangeln

jeder Art in erstklassiger Ausführung
45jährige Spezialität

Seiler's Maschinenfabrik
Liegnitz-M.

Für Bekanntgabe der Anschriften
solcher Persönlichkeiten, die für die
Schlesischen Monatshefte Interesse
haben dürften, ist der Verlag stets dankbar

Elisabethschule in Liegnitz

Privates **Lyzeum mit Vorschule**
und **Dreijähriger Frauenschule**
(**Frauenoberschule**) i. E. der Evgl.
Diakonissenanstalt Frankenstein Schles.

Vom Lernanfang bis zum Werkabitur!

Ab Ostern 1932 moderner Schulneubau
Evangelisches Schülerinnenheim
unter Leitung von Diakonisse Marlene
Petran.

Für Tagesschülerinnen einjährige staat-
lich anerkannte Haushaltungsschule.

Prospekte, Auskunft täglich 12 bis 1 Uhr Weißen-
burger Straße 4 d durch die Direktorin:
Ohnesorge.

Erfolg durch Wissen

Bildung durch die Oper

Ersparnis bei Zeichnung
eines Abonnements
im **Stadttheater**

BÜCHER
BRAUCHT
X JEDER X

Breslau im Bilde

10 Postkarten in Vierfarbendruck nach Original-
gemälden von van Hout.
Die offiziellen Karten des Verkehrsvereins
Breslau e. V.

Das schöne Breslau

Dominsel / Flughafen / Jahrhunderthalle
Liebichshöhe / Rathaus / Sandinsel / Schweid-
nitzer Straße / Universität / Weißgerberohle
am Abend. In Umschlag nur 1.— RM.

Das malerische Breslau

12 Vierfarbendrucke nach Originalgemälden
von Professor O. Günther-Naumburg,
Professor H. Irmann und Jos. Langer.
Jedes Blatt mit und ohne Karton, Preis je
nach Größe 0.50 bis 2.— RM.
Verkleinerte Nachbildungen in Postkarten-
format alle 12 Karten in Umschlag mit
Text 1.25 RM.

Das Breslauer Rathaus

Geschichtliche und bauliche Beschreibung
von Dr. Ludwig Burgemeister, Lichtbild-
Aufnahmen von Heinrich Götz. Großquart-
format mit 56 Abbildungen. Preis 3.— RM.

Zu haben in allen Buch- u. Kunst- u. Papierhandlun-
gen u. im Depeschensaal der Schlesischen Zeitung.

Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

Wäschemangeln sind eine 45jährige Spezialität von Seiler's Maschinenfabrik in Liegnitz. Durch rastlosen Eifer eines besonders guten Stammes von Fachleuten ist die genannte Fabrik in der Wäschemangelbautechnik führend und tonangebend. Seiler baut jetzt auch eine sehr beliebte Mangeltype, die der vor etwa 10 Jahren einsetzenden Raumnot gerecht wird. Auf etwa 1 1/2 qm Raumfläche leistet sie fast das gleiche wie eine Kastenmangel, ohne daß dazu die Wäsche auf Kaulen gewickelt werden müßte. Vielmehr legt man oben die Wäsche auf ein Einlaufbrett, von wo aus sie durch mehrere Walzen geht, um unten auf dem Ablaufbrett gemangelt wieder zum Vorschein zu kommen. Von einer Anstrengung beim Mangeln kann also keine Rede mehr sein. Da bei Seiler stets darauf gehalten wurde, daß immer eine gediegene, qualitativ gleichbleibende Ware hergestellt wird, so kann man sagen, daß trotz der schweren Zeiten Seiler's Wäschemangeln noch immer gern gekauft werden.



PAUL BARSCH

der Altmeister schlesischer
Dichter, der Verfasser des
großen, klassischen
Handwerksburschenromans

Von Einem der auszog

Ein Seelen- und Wander-
jahr auf der Landstraße
starb in der Nacht vom 2. zum
3. August 1931.

Friedrich Schnack schrieb über
sein Werk: Lest diesen großen
Roman. Wer ihn noch nicht
gelesen hat und ihn lesen wird,
den beneide ich um die Freude.
Das Buch behielt seine unver-
brauchte Heut- und Morgen-
gültigkeit!

416 Seiten, Leinen **3⁷⁵**
RM.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

BERGSTADTVERLAG BRESLAU

Angelus Silesius

Ein Lebensbild
von Professor Dr. Georg Ellinger

260 Seiten Großoktav, mit 6 Bildern
Preis geb. 7 RM., gebund 9 RM.

Angelus Silesius (Johannes Scheffler) ist einer der
wenigen deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts, die bis
auf den heutigen Tag lebendig geblieben sind. Sein „Her-
ubinscher Wandersmann“ findet noch immer zahlreiche eifrige
Leser; der Kampfgesang: „Mir nach, spricht Christus, unser
Heil!“ gehört zum eifernen Bestande des Kirchenliedes.
In gleicher Weise wie seine Dichtung zieht auch sein wert-
würdiges, wechselvolles Dasein an. Jedoch eine den heuti-
gen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Darstellung
dieses Lebens fehlte bisher. In dem vorliegenden Werke
wird sie dargeboten. Die Zeitströmungen, aus denen
Angelus Silesius hervorgegangen ist, und auf die er wieder
zurückgewirkt hat, erstehen ebenso lebendig wie der Dichter
selbst und dessen Freunde. Für die Vergegenwärtigung
des Angelus Silesius und seiner Freunde
sorgen auch die der Darstellung
beigegebenen sechs Bilder.

Verlagsbuchhandlung
Wilh. Gottl. Korn — Breslau 1

Wer die Glatzer Bergheimat liebt, tritt dem Glatzer Gebirgsverein (G.G.V.) bei

Der G. G. V.

1881 gegründet, umfaßt z. Zt. 60 Ortsgrup-
pen und eine stattliche Zahl Jugendgruppen
mit zusammen 10 000 Mitgliedern.

Der G. G. V.

ist bestrebt, das Interesse für die Grafschaft
zu beleben, das Verkehrswesen zu bessern, das
Wandern in den schönen Bergen zu fördern.

Der G. G. V.

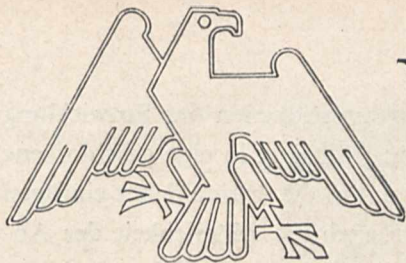
unterhält daher zahlreiche Gebirgswege
Aussichtstürme und die Wegebezeichnung

Der G. G. V.

pfllegt die Heimatforschung und Volkskunde,
er fördert die Glatzer Heimatbücherei, er
schuf und unterhält das Glatzer Heimatmuseum
und baut es durch Neuerwerbungen ständig aus.
Die reich illustr. Vereinszeitschrift: „Die Graf-
schaft Glatz“ ersch. jährl. in 6 Doppelheften, die
den Mitgliedern frei und unentgeltlich zugehen.
Mitgliedsbeitrag jährlich 3 Mark. Meldungen
sind zu richten an die Ortsgruppen oder an
den Hauptvorstand in Glatz. Postscheck-
Konto 141 10 Breslau. Fernruf Glatz 401.

Der Hauptvorstand des G. G. V.

Studiendirekt. Conrads, Vorsitzender, Habelschwerdt.
Tierarzt Roemer, Hauptgeschäftsführer,
Glatz, Neulandstr. 1, Fernruf Glatz 110



WAHLSTATT

**EIN VORWORT VON
OBERSCHULRAT DR. TSCHERSIG**

Fast jedes der großen Ereignisse, das die Geschicke des deutschen Ostens bestimmte, hat auch Wahlstatt berührt. Die Mauern, die die Höhe des Wahlstätter Hügels krönen, umschlossen lange einen stillen Bezirk geistlichen und klösterlichen Wirkens. Sie waren im 19. Jahrhundert der Rahmen für die straffe militärische Erziehung des alten Preußen. Sie erfuhren seit dem Weltkriege manche Umgestaltung und Auflockerung, die notwendig war, um eine Jugend-erziehung im neuen Geiste zu ermöglichen. Ein Zeugnis des Geistes, in dem diese Erziehung arbeitet, werden auch die folgenden Abhandlungen sein. Sie verbinden die Achtung vor der Vergangenheit mit der Liebe zur Arbeit in der Gegenwart.

Wahlstats Vergangenheit zeigt auf dem Hintergrunde einer rein ländlichen Kultur besonders die Auswirkung zweier Geistesrichtungen, die für die Geschichte des deutschen Ostens bedeutsam wurden: die klösterliche und die militärische, und zugleich den Gegensatz wie die Verschmelzung zweier Kulturkreise: des österreichischen und des preußischen. So ist Wahlstatt für den geschichtlichen Blick gleichsam ein Sinnbild des großen Widerstreites, der so lange die deutsche Geschichte bewegte. — Klosterzeit und Kadettentum sprechen unverkennbar aus den Bauten Wahlstats, deren Eigenart gerade aus dieser Mischung hervorging. Das Wahlstätter Heimatmuseum birgt kirchliche und militärische Erinnerungen. Die folgenden Aufsätze werden mehr darüber sagen. Aber die barocken Kuppeln der beiden Türme der Klosterkirche schauen in eine veränderte Welt und sehen täglich das Treiben einer neuen Jugend, der der Freistaat Preußen hier eine vorbildliche Entwicklungsmöglichkeit gab.

Auf Kloster und Kadettenhaus folgte die Staatliche Bildungsanstalt Wahlstatt. Ihre Arbeit geschieht im Geiste der Deutschen Republik und im Geiste einer neuen Erziehung. Auf diesem Wege waren große innere und äußere Schwierigkeiten zu überwinden, denen sie manchmal fast zu erliegen drohte. Sie hat diese Schwierigkeiten überwunden. Stets bot ihr der preußische Staat rechtzeitig die hilfreiche Hand, und immer fanden sich Führer und Mitarbeiter, deren Kräfte in der Not wuchsen. Es wird eine lohnende Aufgabe sein, einst die Schulgeschichte Wahlstats zu schreiben. Wenn freilich auch hier dieselben Probleme wie überall die Zöglinge und die Erzieher bewegen, so gewinnt doch im Rahmen dieser Heimschule alles besondere Züge. Wahlstatt schafft eine so eigenartige Umwelt, daß es reizvoll erscheint, zu zeigen, wie sich unter dem Einfluß dieser Umwelt die Fragen der Erziehung gestalten. Die Burg des Mittelalters wie das Warenhaus der Gegenwart, die Fabrik wie die Kaserne, das Kloster wie das Internat, sie erzeugen ihre eigenen seelischen Voraussetzungen, denen das freie Leben in seinem breiten Dahinströmen nicht unterworfen ist. Das Leben auf der windumwehten Höhe von Wahlstatt gleicht zeitweilig dem Leben auf dem Segelschiff auf großer Fahrt. Wahlstatt steht nicht nur klimatisch, sondern auch geistig und seelisch unter eigenen Bedingungen.

Diese Bedingungen aber begünstigen die erzieherische Arbeit, denn sie dienen der Entwicklung des Jugendlichen zum selbständigen Menschen. Sie stellen ihn frühzeitig in eine geschlossene Gemeinschaft, mit der er eng verbunden ist, mit der er leben und in die er sich daher einfügen muß. Das ist wertvoll und notwendig. Sie geben ihm aber auch die Möglichkeit des Abstandes, der Zurückgezogenheit und des Alleinseins. Sie lassen ihn Führung und Unterordnung erleben. Sie geben ihm die Gelegenheit zur Ausbildung seiner körperlichen Fähigkeiten. Und es liegt auf der Hand, welche hohen Vorzüge allein die ländliche Lage Wahlstatts bietet. Den Nachteilen aber wird durch eine reiche Auswahl von Arbeitsgemeinschaften und Veranstaltungen wissenschaftlicher, künstlerischer, sportlicher und geselliger Art begegnet. Man wird auch auf den folgenden Blättern davon lesen.

Das Leben in der Gemeinschaft schärft den Blick für den anderen und für die Umgebung. Wahlstatt lehrt sehen, in der Nähe wie in die Ferne. Es hat Abstand von der Stadt und ihrem oft verwirrenden Getriebe und gibt nicht nur geographisch alle Möglichkeiten des erhöhten Standpunkts. Welch reicher Gewinn daraus für die Erziehung entstehen kann, liegt auf der Hand. Das pädagogische Streben der Anstalt ist darauf gerichtet, diesen Gewinn zu sichern. Bewußt wird der kritische Blick des Zöglings geschult, und besonders im Aufsatz werden mit schöner Offenheit die Verhältnisse der näheren und der weiteren Umwelt betrachtet. So zeigen die Aufsätze eine überraschende Beobachtungsgabe. Hinzu kommt die Schulung des künstlerischen Sehens, das in Wahlstatt seit jeher gepflegt wird. Auch das dramatische Können und die musikalische Kultur sprechen für eine besondere Entwicklung und Schulung der Sinne, durch die Eigenart von Wahlstatt begünstigt.

Und in alledem ist nichts von Verstiegenheit oder Übertreibung. Wahlstatt lebt in dem Geiste der Schlichtheit, in dem seine klösterliche und soldatische Vergangenheit ablief. Noch weht durch diese Räume ein Hauch der Einfachheit, in der hier einst Hindenburg aufwuchs, jene Einfachheit, der er treu blieb, und die nicht zuletzt seine Volkstümlichkeit begründet. Diese Einfachheit ist Wahlstatt gemäß. Sie ist sein eigentlicher Lebensstil.

Einfachheit spricht aus den herben Formen der alten evangelischen Kirche des Dorfes; sie spricht aus manchem, was im Laufe der Zeiten dem Wahlstätter Hügel Gesicht und Seele gab. Die folgenden Aufsätze wollen in Wort und Bild die mannigfachen Wandlungen zeigen, die über Wahlstatt dahingingen. Sie lehren es geschichtlich verstehen, aber sie behandeln auch die Gegenwart, die Staatliche Bildungsanstalt, deren Einrichtungen und das Leben im Heim. Hier wird die Zukunft vorbereitet. Diese Zukunft wird für Wahlstatt wie für unser Land und Volk bestimmt werden durch einen starken und notwendigen Zug zu jener Einfachheit, die ich den Lebensstil Wahlstatts nannte. Darin aber liegt das Zukunftweisende von Wahlstatt und seiner Erziehung, daß es dem Einfachen treu blieb. Es dient damit am besten der Bildung des künftigen deutschen Menschen, dessen Gesamthaltung bedingt sein wird durch das Ziel: Zurück aufs Land! Zurück zur Natur! In diesem Ziele vereinen sich in merkwürdiger Übereinstimmung die seelische wie die wirtschaftliche Lage und Notlage unserer Zeit. Über dieses Ziel hinaus aber wird die Forderung weisen: Zurück zum Menschen! Möge Wahlstatt in seiner Erziehungsarbeit auch dieser Aufgabe mit Hingebung und Erfolg dienen!



EIN GEDICHT VON DER TATTERNSCHLACHT AUS DEM ANFANG DES 16. JAHRHUNDERTS VON STUDIENRAT FELIX TAUBITZ

„Im Jahre 1241 verwüsteten die Tataren Schlesien und töteten Herzog Heinrich, den Sohn Heinrichs des Bärtigen, in einer Schlacht nahe bei Legnicz, bei einem Orte, der Walstat genannt wird.“

In solcher Kürze berichten die Annalen des beim Mongoleneinfall zerstörten Zisterzienserklosters Heinrichau über jenen bedeutsamen Kampf, dessen Ausgang ganz Deutschland mit Bangen entgegensah. Selbst die Könige von Frankreich und England hörten mit Bestürzung, daß der Herzog von Schlesien trotz aller Tapferkeit eine vernichtende Niederlage erlitten hatte. Wenn es auch nicht die Hauptarmee der Mongolen war, gegen die sie stritten, die schlesischen Helden waren in dem Bewußtsein gefallen, die christliche Kultur des Abendlandes gegen asiatische Barbarei geschützt zu haben.

Die Volksüberlieferung hat nie recht glauben wollen, daß dieser Kampf Heinrichs und seiner Getreuen vergeblich war. Denn der Mongoleneinfall war ja nicht imstande gewesen, den großen Zug deutscher Siedler nach dem Osten zu unterbinden; ja, dem raschen Abzug der Feinde folgte gerade der bedeutsamste Abschnitt der Germanisation. Wie die herzogliche Familie das Gedächtnis des Helden in einer auf der Stätte des Kampfes errichteten Kapelle, später in einem von böhmischen Benediktinern aus Opatowitz gegründeten Kloster pflegen ließ, so ist die Erinnerung an jenen Opfermut auch im Volke stets wach geblieben; in

dessen Denken und Fühlen erschien sie bald mit legendenhaften Zügen durchwoben. Wer die ersten Wochen des Weltkrieges miterlebt hat, weiß, wie schnell Legendenbildung zur Zeit großer Ereignisse einsetzt. So spärlich die Chroniken berichten, schon in den Briefen der Zeitgenossen treten uns starke Übertreibungen entgegen. Wenn der Landgraf von Thüringen schreibt, der feindliche Heereszug erstrecke sich über 20 Tagereisen in die Länge und 15 in die Breite, so ist das eine köstliche Probe beginnender Legendenbildung. Bei der Spärlichkeit der Quellen können wir nur selten einen Einblick in ihr Wachsen tun. Eine Gelegenheit hierzu bietet sich uns nur beim Vergleich der Hedwigslegenden. Während z. B. auf einem Bilde der lateinischen Legende von 1353 die den Herzog umgebenden Schilde mit Wappen sieben verschiedener Adelsgeschlechter geschmückt sind, erscheinen sie in der deutschen Übersetzung von 1451 durch ein neues Geschlecht verdrängt, das damit seine Ahnen als Paladine des schlesischen Herzogs in der Mongolenschlacht erweisen und an dieser großen Tradition Anteil gewinnen will. Von geradezu unschätzbarem Werte zeigt sich der 1504 bei Baumgarthen in Breslau erfolgte Druck der Legende; er stellt eine unersetzbare Quelle für das volkstümliche Sagengut der Mongolenzeit dar. Schon vor 150 Jahren hat Klose in seinen Briefen über Breslaus Geschichte auf den Märchendichter hingewiesen, der hier am Werke gewesen ist. Aber erst Klapper hat uns zum Bewußtsein gebracht, daß es ein tiefes und starkes Heldenepos von Heinrich und seiner Mutter Sankt Hedwig ist, das hier in die alte Legende eingeflochten wurde, in einzelnen Teilen dem alten deutschen Heldenepos ebenbürtig. Ein Mönch des Klosters Wahlstatt hat es um 1500 niedergeschrieben.

Einen ganz anderen Geist atmet das vorliegende Gedicht von der Tatterschlacht. Es ist nicht organisch aus der Volksüberlieferung erwachsen, obschon einzelne Berührungspunkte vorhanden sind, es ist auch nicht dichterischer Kraft entsprungen, die die in jener Bedrängnis sich zeigenden heroischen Menschenkräfte, stille Seelengröße und ritterlichen Heldengeist, gestalten wollte;



2

Große Niederlag der Christen/
so sie von den Tartarn erlitten

3 Fresko Asams in der Klosterkirche
Mongolenschlacht u. Klostergründung



nein, es ist das Werk eines gelehrten Poeten, den die polnische Geschichte des Krakauer Historikers Dlugosz (gest. 1480) dazu anregte. In diesem umfangreichen Werke fand er eine Schilderung des Mongoleneinfalls, in der ein überraschend reiches Tatsachenmaterial mit sagenhaften Zügen zu einem wirkungsvollen Ganzen verarbeitet worden war, unbekümmert darum, ob sie aus eigener Phantasie, echter Volksüberlieferung oder exotischen Reiseberichten geschöpft waren. Das Geschichtswerk ist für die Gestaltung unseres Gedichts von so ausschlaggebender Bedeutung geworden, daß die Schilderung historischer Begebenheiten den größeren Raum beansprucht. Nur die sagenhaften Teile aber sollen hier wiedergegeben werden.

*Wunderliche Beschreibung der Schlacht
in welcher Herzog HENRICVS Pius,
Sohn Namens der Königin, Herzog zur
Lignitz, von den Tattarn angeht, und
erpfangen worden ist auff der Malstatt
Anno D: 1241.
Den 9. April.*

*Als Taufent sind zweijundert Jar
Nach Christi Zeit die Jungel war:
Edus grausam volch der Tattarn star
Jnn Knyen dem nicht so gefahr:
Edann jhem Kayser bald zehung,
Das er die Stadt Krow brennung
Die inn dem Land die Hauptstadt war,
Das Land er auf vernichtet gar,
Und da er selber fett verbracht,
Er selbst farb in Ungern praecht:*

Gegen Polen schickte er Peta, der über Krakau und Breslau nach Liegnitz vorstieß.
„Als Hochgedachter Hertzog Heinrich,
Sampt denen die Er hat bey sich,
dem Feind Mannlich begegnen wolt
Inn voller Ordnung, wie man solt,
Aus Lignitz zog, und gleich umbritt
Das Kriegsvolck, nach Krieges sitt,
Mit grossem ernst sich darzu stellt,
Ein Ziegel oben herab fellt
Hoch von der Kirchen unser lieben Frawen,
das es nicht viel gefehlet trauen,
das er Ihm nicht gefallen war
Auff seinen Kopff, fehlt kaum ein haar.
Und ob solches wol nichts gutts bedaut,
Furcht Er doch nichts seiner Haut.“
Heinrich ritt auf das Schlachtfeld, stellte sein Heer
auf und eröffnete die Schlacht; erst als die Sei-
nen wichen, griff er ein.
„Darumb sich dann ein grosse Schlacht
Erhub inn eyl mit grosser macht:
Doch als der Feind fast war geschlagen,

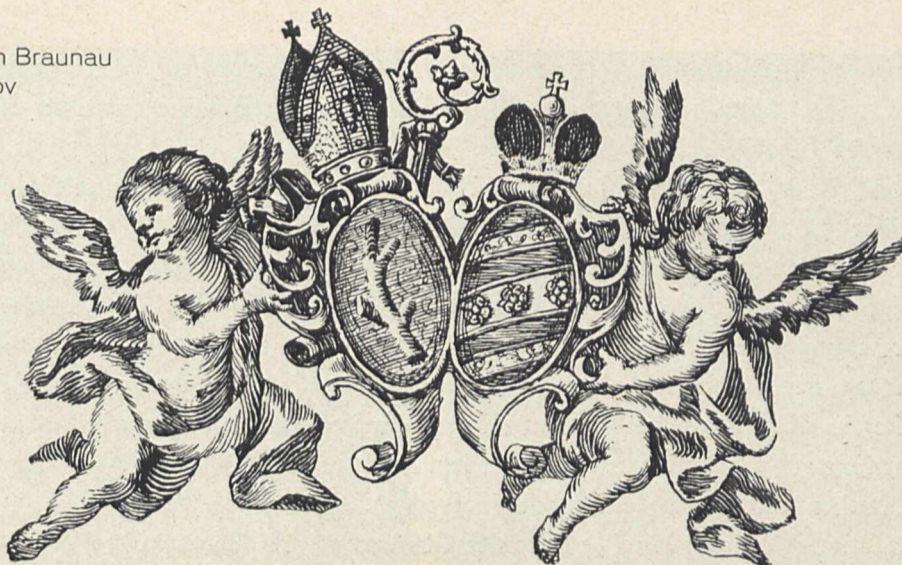


Die letzten auch die Flucht schon gaben,
 Schaw zu was sich inn eyl trug zu,
 Durchs teuffels Kunst und sein Unruhe:
 Ein Fendrich untern Tattern war,
 der trug ein Fendlein wunderbar,
 Gar unerhörter leng und breit,
 Viel grösser als zu dieser zeit,
 darinnen stund ein solchs Zeichen,
 Wie hierbey stehet dergleichen,
 Bey welchem auch gesehen ward
 Ein schwarzer Kopff mit einem Bart,
 Sehr groß, und einer ernsten gestalt,
 Dasselb bewegte sich mannigfalt:
 Ich gleub gewiß und zweyffel nicht
 Durch Zauberey so zugericht,
 Dadurch die Tattern umbgekert,
 Und sich aufs neue wider gewehrt,



Auch dieses Gedicht, das noch vor 1529 entstanden ist, hat zuerst Klapper wiederveröffentlicht. Damals war nur eine Handschrift bekannt, die dem Anfang des 17. Jahrhunderts entstammt und der Universitätsbibliothek in Breslau gehört. Die mir vorliegende Handschrift ist etwas älter; da sie, kurz nach 1572, von dem Breslauer Buchdrucker Scharfenberg geschrieben worden ist, liegt die Vermutung nahe, daß sie für den Druck bestimmt war. Mit vielen kulturhistorisch äußerst reizvollen Erlässen des Breslauer Magistrats in einem umfangreichen Bande vereinigt, steht sie jetzt in der Bibliothek des Oberlandesgerichts Breslau. Wenn auch die beiden Handschriften nur in unwesentlichen Dingen voneinander abweichen, so gebührt doch der älteren der Vorzug: denn Willkür und Unachtsamkeit des späteren Schreibers haben in vielen Fällen den eigenartigen Versrhythmus gestört.

Der Polen Hauff sie umbrannten
 Mit grossem Gschrey ihn erstlich trännten,
 Darnach denselben endlich schlugen."
 Schließlich wich das gesamte christliche Heer.
 „Der Hertzog aber inn der Flucht,
 dadurch Er frist des Lebens sucht,
 Vom Feind zum dritten ward erholt,
 Und als Er Mannlich kempffen wolt,
 Den Linken Arm behertz auffhub,
 Und gleich nach einem Tattern schlug,
 Ward leyder mit einem Spieß getroffen,
 Recht in die Linck sey gestochen,
 Auch als er von dem Roß must fallen,
 Die Tattern Ihm mit grossem schallen,
 Mit ungestüm und grossem geschrey
 Gefangen namen, und nahe darbey
 Zwey Armbrustschuß vom selben ort,
 Da Er erbärmlich ward ermordt,
 Ward Ihm der Kopff gehauwen ab,
 Wie ich des gewisse Kundschaft hab:
 Sein Leib auch gantz und gar entblösst,
 Die Ring von Fingern abgelöst.
 Doch als die Schlacht erlangt das end,
 Ward er am sechsten Zeh erkennt,
 Den Er gehabt am Lincken Fuß:
 Hernachmals auch mit gutter muß
 Nach diesem unvorsehnen Fall,
 Von Anna Seiner Liebsten Gemahl,
 Die groß Hertzleid entpfieug darob,
 Begraben ward zu Sanct Jacob,
 Zu Breslau inn dem Closter werd:
 Sein Seel hat GOTT, den Leib die Erd.“
 „Nachdem nun ward vollendt die Schlacht,
 der Tag entwich, her kam die Nacht,
 Der Feind von jedem Christen schnitt
 Ein Ohr vom Kopff, allein damit
 Der Feind dadurch gnug büsst sein Lust,
 Und auch die Anzahl ward gewust,
 Wie viel der Christen wern erschlagen,
 Ja wie man wil mit wahrheit sagen,
 Neun Seck mit Ohren von dem Feind
 Auff einen Tag gefüllet seind.“
 Vor Liegnitz beschlossen die Tattern den Ab-
 zug nach Ungarn.



DAS KLOSTER WAHLSTATT UNTER DEN ÄBTEN VON BŘEVNOV-BRAUNAU (1703–1810)

VON P. BEDA MENZEL O. S. B.

Das 17. Jahrhundert brachte für den Benediktinerorden eine neue große Blütezeit, die ihren Ausgang in Frankreich und Lothringen nahm und sich über ganz Süd- und Mitteldeutschland, über Österreich bis herauf nach Böhmen und Schlesien ausbreitete.

In Böhmen hatte sich mit der Erstarung des Katholizismus in der Gegenreformation auch der Benediktinerorden wieder gerafft. Um 1700 war die böhmische Benediktinerprovinz so erstarkt, daß sie fast völlig selbständig dastand und ihre Klöster wie die der kassinensischen Kongregation als exempt von der Jurisdiktion des Bischofs betrachtete. Dem Abte von Břevnov-Braunau kamen geradezu bischöfliche Rechte und Machtstellung zu. Nicht zuletzt kam das aber daher, daß die beiden großen Äbte Thomas (1662—1700) und Othmar (1700—1738) kraftvolle, große Persönlichkeiten waren, die sich durchzusetzen wußten. Mit dieser inneren Erstarung der Klöster ging Hand in Hand eine Blütezeit strenger Observanz und Disziplin, eine eifrige Pflege der Wissenschaften und Künste und ein starkes Expansivwerden nach außen. Eine Frucht dieser Expansion war die Erwerbung von Wahlstatt am 1. Dezember 1703.

Ehe aber Abt Othmar mit dem Bau des neuen Klosters beginnen konnte, hatte er noch gewaltige Hindernisse zu beseitigen: den Widerstand des umwohnenden Landadels, das Widerstreben des Fürstbischofs von Breslau, und endlich galt es, große Geldsummen für die wirtschaftliche Ausstattung und den Bau aufzubringen.

Am 7. Oktober 1731 weihte Suffraganbischof Elias von Sommerfeld unter Assistenz des Abtes Othmar die Kirche ein.

Im folgenden Jahre war der Neubau des Klosters soweit gediehen, daß mit dem klösterlichen Leben begonnen werden konnte. Am Feste der hl. Hedwig wurde das erstmal feierliches Chor gehalten. Die Zahl der Patres und Fratres stieg bald auf 15.

Mit derselben Gründlichkeit, mit der Abt Othmar für die materielle wirtschaftliche Seite des Klosters gesorgt hatte, indem er eine Reihe Güter zur Sustentation erworben hatte, sorgte er auch für das Ideelle, Geistige, das innere Leben im Kloster.

Die Arbeit der Mönche bestand zunächst hauptsächlich in der Pflege des „Opus Dei“, d. h. im Gottesdienst und Chorgebet. So wurde mitten in dem protestantischen Gebiet die ganze Herrlichkeit der römisch-katholischen Liturgie entfaltet. Und Abt Othmar wie auch seine beiden Nachfolger Benno und Friedrich hielten viel auf geziemende Feier der Liturgie. Gerade von Othmar verwaren die Archive in Břevnov und Braunau eine Menge von Skripten, Büchern über Verordnungen, Zeremonial- und Ritusvorschriften. Er ließ auch eine große Zahl Antiphonarien (Choralbücher für die gesungenen Horen) schreiben, große Folianten in Schweinsleder gebunden, die noch bis heute verwendet werden. Auch auf Disziplin und Observanz sah er streng. Es gehört aber zum Wesen des Benediktinerordens, neben dem „Opus Dei“ auch die Arbeit zu schätzen, dieses „ora et labora“, wie es der Gründer, der hl. Benedikt, fordert. Neben der Predigt und dem Unterricht an der Schule pflegten die Mönche in Wahlstatt vor allem die Wissenschaft. Einige Kleriker hatten hier ihr theologisches Hausstudium (Philosophie, Moral, spekulative Theologie). Jährlich hielten die Kleriker ein- bis zweimal ihre theologischen Disputationen ab, zu denen der Abt persönlich mit P. Prior von Braunau erschien.

Der kunstsinnige Abt Benno Löbl (1738—1752) war ein eifriger Förderer der Wissenschaften auch in Wahlstatt. Durch ihn waren die großen Benediktinergelehrten Anselm Desing, Magnoald Ziegelbauer, Oliver Legipont, Ulrich Weiß nach Böhmen gerufen worden zur Gründung einer großen Adligenakademie. Ihr Geist wurde durch die Braunauer Mönche auch nach Wahlstatt verpflanzt. Ihr Hauptverdienst ist die Weckung des historischen Studiums und die Geschichtsschreibung auf Grund der urkundlichen Quellen.

Aber kaum war das Kloster erstanden und das klösterliche Leben eingeführt, da kamen die schlesischen Kriege, die eine gedeihliche Weiterentwicklung unmöglich machten, ja sogar das Kloster in arge wirtschaftliche Not stürzten. Von 1742—1763 war das Kloster eigentlich dauernd vom Krieg und seinen Nachwirkungen bedrängt. Kriegsleistungen, Mißernte, Abgabe aller Naturalien, Lahmlegung des wirtschaftlichen Betriebes oft auf Monate und Jahre hinaus, führten das Kloster dem Ruin nahe. Auch war die Disziplin arg gelockert und die Unzufriedenheit der Mönche gestiegen. 1766 sah sich der Abt Friedrich Grundmann (1752—1772) gezwungen, wieder einmal entscheidend einzugreifen. Er sandte den Prior von Braunau mit zwei Patres nach Wahlstatt, um die Klagen der Mitbrüder entgegenzunehmen und die innere wie wirtschaftliche Lage prüfen zu lassen. Damals dachte der Abt ernstlich daran, die Güter des Klosters oder einen Teil davon zu verkaufen.

Auf Grund der Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen war auch Wahlstatt gezwungen, eine Fabrik für „verschiedene wollene Zeugel“ zu errichten und zu erhalten, eine Sache, die den Mönchen große Sorge bereitete. Die Schuld Wahlstatts war auf 150 000 Fl. gestiegen, und die Gläubiger drängten. Schließlich aber half man sich dadurch, daß man auf Grund der schlesischen Güter einen langfristigen Kredit aufnahm.

Unter Abt Stephan Rautenstrauch (1773—1785) besserte sich die Lage nicht, obwohl er alles versuchte, die Wirtschaft in die Höhe zu bringen. Er ließ Weinberge anlegen, des-



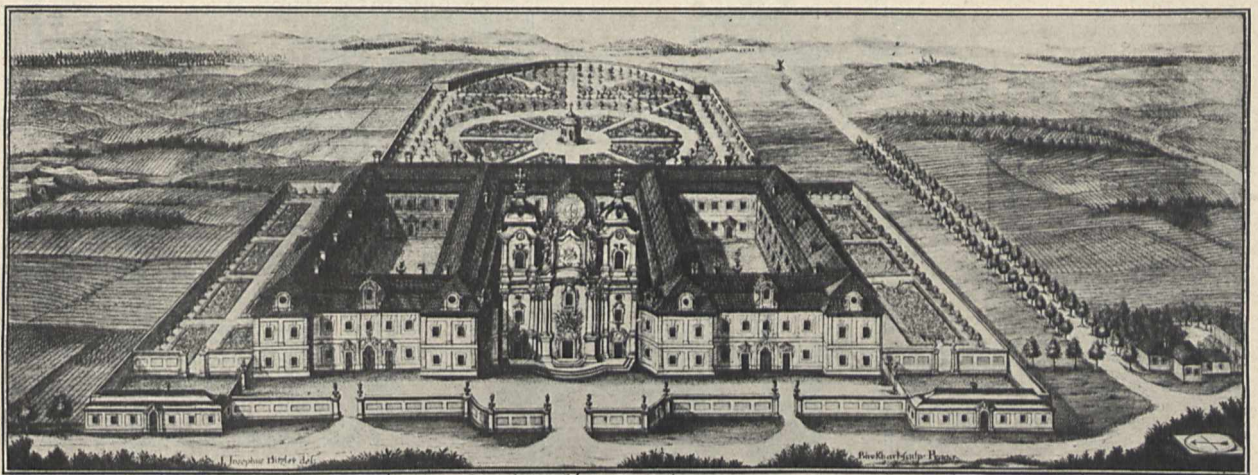
6 Klostergang



7 Klosterportal

gleichen große Obst- und Baumkulturen. Ferner ließ er die Felder meliorisieren durch Zufuhr von Kalk und Waldboden, große Schäfereien anlegen u. a. mehr.

Warum der Abt trotz seiner großzügigen Aufbesserung der Wirtschaft nichts erreichte, lag zum Teil daran, daß er, der während seiner ganzen Regierungszeit nur zweimal vorübergehend in Wahlstatt war, alles vom grünen Tisch in Wien aus anordnete.



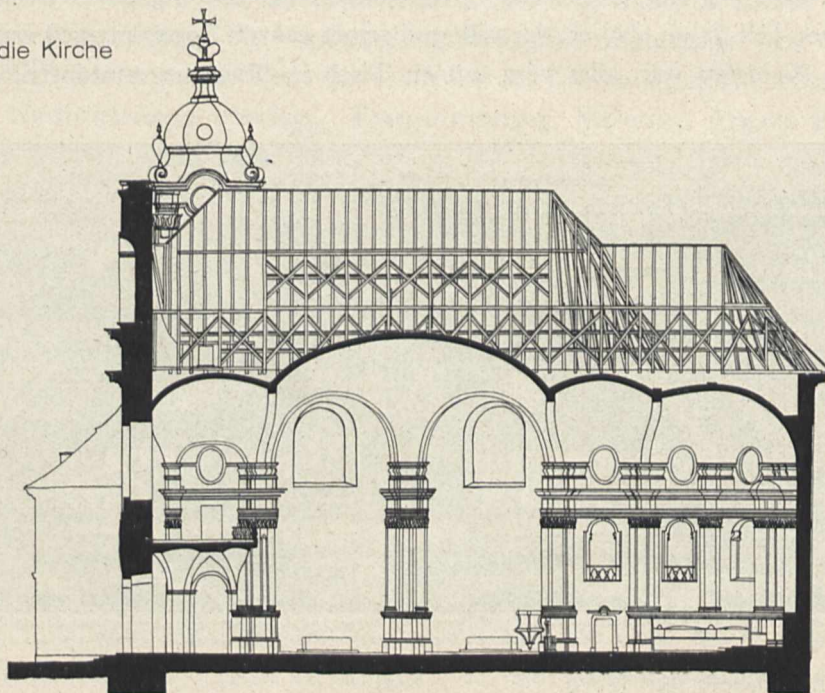
Prospectus Occidentalis Monasterii Wahlstadiensis Ordinis Sancti Benedicti in Silesiae Ducatu Lignicensi Situati in Honorem Sanctae Crucis et Sanctae Hedwigis Viduae constructi et libero ac Exempto Monasterio Brzeznoviensi prope Pragam in Bohemia pleno Filiationis jure incorporati.

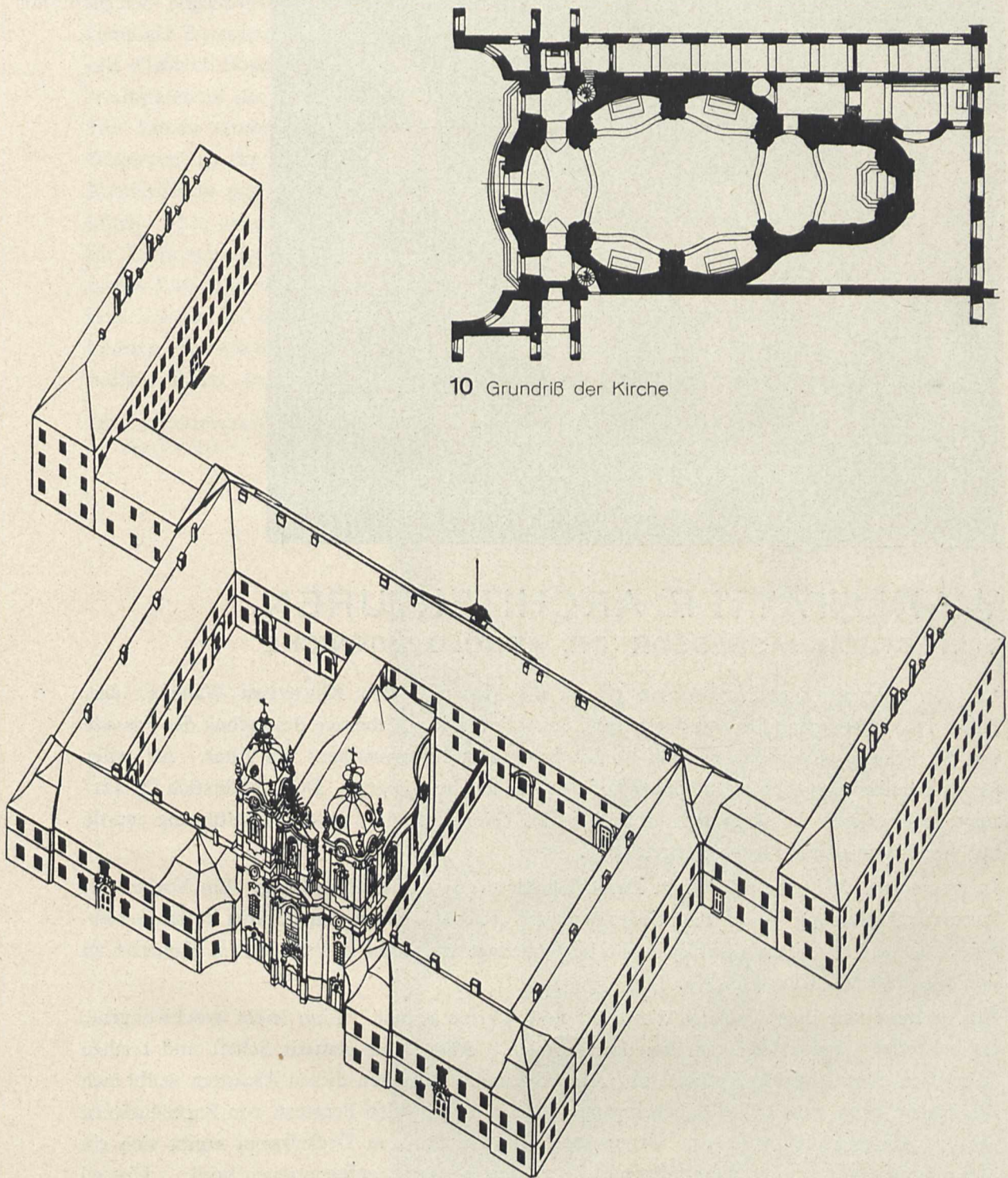
8 Nach einem Kupferstich (1740)

Besser wurde es unter seinem Nachfolger Jakob Chmel (1786—1806). Nun fehlte es aber bereits an geistiger Initiative und entsprechendem Nachwuchs. Die Auswirkung der Aufklärungszeit hatte jeden Nachwuchs abgeschnitten und den Klostergeist zersetzt, so daß das Kloster bereits seiner Auflösung entgegenseh. Dazu wirkte sich auch die Loslösung Schlesiens von Österreich nach und nach immer hemmender auf den Kontakt des Klosters mit Braunau aus. Wie die Entwicklung vor sich ging, mußte es zu einer Entscheidung kommen, und sie trat ein mit der Auflösung und Beschlagnahmung des Klosters durch den preußischen Staat im Jahre 1810.

Worin lag zusammenfassend die Bedeutung der kaum hundertjährigen Wirksamkeit der Benediktiner in Wahlstatt? Hauptsächlich darin, daß hier noch einmal durch sie ein Vorstoß des Wien-Prager Kulturkreises bis tief hinein nach Schlesien gegen die Expansion des Berliner Kulturkreises gemacht worden war, der gleichzeitig auch zur Stärkung der katholischen Position in dieser Gegend und zur festeren Verkettung Schlesiens an Österreich mit beitragen sollte. Das wirkte sich aus 1. in der Kunst, da hier fast ausschließlich böhmische und süddeutsche Künstler tätig waren, 2. in der Besiedlung des Ortes durch Braunauer Bürger und in der Bewirtschaftung der Güter, die durchwegs von Braunau aus geführt wurde, 3. in der seelsorglichen, erzieherischen, wissenschaftlichen Tätigkeit der Benediktiner, 4. in der Auswirkung und Entfaltung der katholischen Liturgie als Mittel zur Erstarkung der katholischen Position. Von einer bewußten Gegenreformation der Benediktiner kann hier nicht gesprochen werden; das lag ihnen auch gar nicht. Es war eine selbstverständliche Auswirkung ihres monastischen Lebens. Zu bedauern ist nur, daß sie wegen der Ungunst der Zeit und ihrer kurzfristigen Tätigkeit eigentlich niemals zu durchgreifender kultureller Wirksamkeit gelangen konnten. Immerhin aber stellt das Wenige, was sie hinterlassen haben, ihr Kirchen- und Klosterbau, ihnen das ehrendste Zeugnis aus.

9 Längsschnitt durch die Kirche





10 Grundriß der Kirche

11 Der rechteckige Klosterbau mit den in den Jahren 1836—38 für das Kadettenhaus aufgeführten Flügeln nach einem alten Grundriß von Schülern der Staatlichen Bildungsanstalt gezeichnet



WAHLSTÄTTER ARCHITEKTUREN VON STUDIENASSESSOR DR. ARNOLD WIENICKE

Von dem Benediktinerstift Braunau gingen die Pläne für den Klosterbau Wahlstatt aus. Kilian Ignaz Dientzenhofer war der geistige Schöpfer. Die reichhaltige Bewegtheit der Fassade von St. Nikolaus-Kleinseite in Prag ist Ausdruck seines Kunstwillens im Alter. Als reifer Mann schuf er den Gebäudekomplex auf der Anhöhe bei Liegnitz. Der Kupferstich (S. 421) zeigt, wie er sich die ausgeglichene Einheit des Ganzen dachte; in der Ausführung wurde nur wenig von dieser Planung abgewichen.

In geschickter Weise berücksichtigt Dientzenhofer die ländliche Umgebung. Ein Vorhof mit kurvierter Einfassung — die jetzt wieder gepflegte „Plane“ — ladet zum Eintritt in das Gotteshaus. Seine Front ist ein wenig in die Tiefe verlegt und steht in verhaltenem Kontrast zu den vorgelagerten Klosterflügeln.

Eingedämmt von ihnen steigen Westfront und Türme empor. Eine leicht geschwungene, doppelstufige Treppe führt zu den drei Portalen. Säulen mit glattem Schaft und reichen Kapitellen geben der Mittelforte besondere Geltung. Zwischen diesen Akzenten wölbt sich die Fläche nach vorn. Die Nebeneingänge werden über ovalen Fenstern von Bogenansätzen gekrönt, zwischen denen je eine Urnenvase steht. Durch ihren Deckelknopf ergibt sich ein Dreiecksaufbau, der im Giebeldreieck über den Fenstern aufgenommen wird. Überall herrscht die geschwungene Linie, besonders beim Hauptportal. Durch lebensvollen Zierat überhöht die Mitte die Seiten. Auch hier bildet sich ein Dreiecksaufbau, dessen Bewegung in drei unterschiedenen Fenstern wiederkehrt. Die breitgelagerte Mitte ist Vorklang des

flachen Bogens darüber. Belebenden Schmuck bilden die Heiligenfiguren. Es entsteht ein freudiger Zusammenklang von Plastik und Architektur. Das erweist auch die Giebelbekrönung mit schweren Bogenformen und darauf lagernden Engelsgestalten. Zwischen ihnen erhebt sich triumphierend das Benediktuskreuz.

Die Türme streben über den schmalen Seitenfenstern empor, „getragen“ von den beiden Wagerechten, die Unterbau und Höhe trennen. Achteilig sind die grünschimmernden Kupferhelme gegliedert. Darüber ruhen beinahe schwebend die Kissen mit den Herzogshüten. Ihre vergoldeten Kreuze leuchten weithin. „Ein nervöses Leben voller Empfindung für Licht und Schattenwirkung hat in dem reichen Aufbau seinen Ausdruck gefunden.“ So urteilt Lutsch in dem „Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler“.

Gleiches gilt für das Innere. Auch hier wurde jede Geradlinigkeit schon in der Grundrißbildung vermieden. Niedrig ist die Vorhalle, weil Chor und Orgel über dem schmalen, elliptischen Raum lagern. Dadurch wirkt die 12 Meter tiefe Überwölbung des Kirchen-

13 Das Wahrzeichen von
Wahlstatt



schiffes besonders stark. Das Auge wird emporgeführt zu dem üppigen Farbenklang der Gemälde. Bild und Architektur, Plastik und Stuckverzierungen gehen ineinander über und formen eine jubelnde Einheit. Das Kloster soll mit dem Schloß wetteifern, das Kirchenschiff mit einem Prunkraum. Dieser Kunstwille hat Erfüllung gefunden.

Der umliegende Klosterbau beweist es aufs neue. Seine 112 Meter lange Westseite wird weiter gegliedert durch die beiden Portale und die Eckrisalite. Die Bewegung zur Kirche hin bedingt eine geschweifte Giebelverdachung. Der Besonderheit des Daches entspricht die vorgezogene Wandfläche. Der zurückliegende Klostertrakt hat fünf Fenster im Obergeschoß, von denen das mittelste mit einem Spitzgiebel versehen ist. Die breite Pforte darunter trägt schlichten Sandsteinschmuck. Die Fenster zu beiden Seiten haben besondere Umrahmung. So ergibt sich ein Dreiecksaufbau, der die Stockwerke geschickt verbindet. Der zweifenstrige Eckvorbau bei der Kirche wird aufgenommen an den Enden der Front. Leider hat man dort die Mauern der stillosen Wirtschaftshöfe angebaut. In barocker Zeit begann eine Mauer erst hinter dem Eckpavillon, ließ also dem Hauptteil seine einheitliche Geltung.

Die drei weiteren Klostertrakte ordnen sich unter. Nur an den Ecken befinden sich geringe Schmuckformen. Sonst verlaufen Mauer und Fensterreihen gleichmäßig in 72 Meter Tiefenführung. Diese Nüchternheit überragen Kirchendach und Türme, zu denen der Blick gelenkt wird. Hinter dem Bau erstreckte sich der Garten bis zu einem Halbrund, das durch eine mit kunstreich geschmiedetem Gitter abgeschlossene „Fensteröffnung“ die einzige Fernsicht gestattete. Von einem Pavillon konnte der Blick die Mittelallee entlang und über die Felder schweifen. Oder man sah hinüber zur Ostfront des Klosters. Hier kennzeichneten ein schwach vorspringendes Mittelrisalit, größere Fensterprofile und kleine Dachgiebel das Festrefektorium und die Bibliothek darüber. Auf einen Grottsaal oder ein prunkvolles Treppenhaus wurde verzichtet. Nichts sollte hervorragen außer der Kirche, die in das Klosterrechteck eingebettet liegt.

Zwei Höfe ergeben sich bei dieser Anlage. Der Prälaturhof behält an der Kirchenseite die bewegte Linie von Schiff und Chor. Eintönigkeit ist aufgehoben. Das steht im Einklang mit den saalartigen Gasträumen für den Prälaten. Sie waren im ersten Stockwerk über dem Südportal untergebracht. Eifenstrige Mönchszellen um den Konventhof bildeten den wirkungsvollen Gegensatz.

Einend verbanden das Ganze die hochgewölbten Korridore, deren Fenster auf die Höfe gerichtet sind. Die großen Räume der Ostseite unterbrachen diese Hallen nicht. Eintöniger Verlauf wurde durch breite Gurtbogen und leicht vorspringende Pfeiler vermieden. Alle, die hier promenierten und hinausblickten, hatten die Kirche vor Augen. Sie beherrschte den inneren Rundgang ebenso, wie sie dem Äußeren eigenartiges Gepräge gab.

Das politische Schicksal Schlesiens brachte preußisch-provinzielle Merkmale. Friedrichs des Großen Wirtschaftspolitik bedingte, daß Gärten und Ackerland die ehemalige Schmuckform verloren. Nach Aufhebung des Klosters gestaltete man den Gebäudekomplex in ähnlichem Geiste um. Die Kirche war jetzt selbständig. Ein neuer Andachtsraum mußte geschaffen werden. Der Bibliotheksaal war dafür geeignet. Aber leider bezog man den Korridorteil zwischen diesem Raum und den Innenhöfen ein und trennte so Nord- und Südhälfte des Baues.



Wenige Stufen führen empor zu den verhältnismäßig kleinen Aulatüren. Sie füllen den Bogen des Ganges nicht. Die Mauerteile neben und über dem Eingang unterbrechen den Flur. Die harmonische Rhythmik stockt plötzlich. Im Innern der Aula verzichtete man ganz auf solche Akzente. Eine große Tonne wölbt sich über dem Mittelteil, gestützt von antikisierenden Säulen. Der Saal wirkt einheitlich in diesem klassizistisch herben Stil. Aber Grisebach sagt mit Recht, daß es sich „um einen kargen, charaktervollen preußischen Gast inmitten der süddeutscheren Klösterlichkeit handelt“.

Weit stärker war die Umgestaltung des äußeren Baues. In die Höfe kamen später Treppenhäuser und Treppentürmchen. Die einstige Gartenfront des Klosters gestaltete man nüchtern. Dazu kamen neben die Eckrisalite Anbauten von 14 ½ Meter Länge. Ihr tiefer liegendes Dach läßt wenigstens den schönen Mansardgiebeln volle Geltung. In der Achse der Wirtschaftshöfe mit starker Umfassungsmauer schließen sich auf der Nord- und Südseite die beiden 49 Meter langen Flügel an. Die Schlaf- und Waschsäle bedingten hier drei Stockwerke. Ein großer Teil des Gartens wurde durch diese Umbauten für immer beseitigt. Es ergab sich ein „Kasernenhof“, umschlossen von schmucklosen Mauern, von kühlem Gleichmaß der Fenster.

In jüngster Zeit hat farbiger Anstrich der Ostfassade die Eintönigkeit gemildert. Hoffentlich gelingt es auch, den Garten wieder so zu gestalten, daß er ähnlich der „Plane“ schmückender Teil des Grundstückes bleibt und den kahlen einstigen Exerzierplatz vergessen läßt.



DIE AUSSTATTUNG DER WAHLSTÄTTER KIRCHE VON STUDIENRAT DR. GOTTHARD MÜNCH

Dem Barock auf seiner höchsten Stufe schwebt das Gesamtkunstwerk vor, das Zusammenarbeiten aller bildenden Künste auf einen Gesamteindruck hin, bei dessen hinreißender Wirkung es unwesentlich ist, zu wissen, wem sie zumeist verdankt wird, dem Baumeister, dem Plastiker oder dem Maler. Dieses Ziel ist am besten zu erreichen bei so weitgehender Personalunion der künstlerischen Anlagen, wie wir sie bei den Brüdern Asam finden. Schöpfungen wie Weltenburg und St. Johann-Nepomuk in München, bei denen sie nicht nur wie gewöhnlich Dekorateure sondern auch Baumeister waren, stellen infolgedessen Höhepunkte des deutschen Barock und des Barock überhaupt dar. Aber auch wenn, wie in Wahlstatt, mehrere Hände am Werke beteiligt sind, ist das Stilgesetz nach Kräften wirksam, das jede Einzelleistung im Ganzen aufgehen läßt, und es macht den besten Wert unserer Klosterkirche aus, daß sie nicht nur als Bauwerk den krönenden Mittelpunkt der geschlossensten Klosteranlage Schlesiens bildet, sondern auch in den feinen Verzweigungen der plastischen und malerischen Ausstattung jenen großen Zusammenklang, jenes Maßhalten im Untergeordneten zugunsten des unbeschwernten Raumausdrucks zeigt, worauf immer Monumentalität beruht.

Zwischen dem Baumeister und den bildenden Künstlern, die sein Werk ausstatten, steht der Steinmetz, der Hersteller der umfangreichen Bauplastik an Gesimsen, Kapitellen, Tür- und Fensterrahmen und dgl. mehr. In Wahlstatt war es Johann Christian Bobersacher aus Liegnitz († 1740), für dessen Können auch auf eigentlich künstlerischem Gebiet die Marien-

säule von 1733 auf dem Wohlaauer Schloßplatz zeugt. In Wahlstatt trat er aber hinter einem Bedeutenderen zurück, dem die gesamte plastische Ausstattung des Außen- und Innenbaues übertragen wurde, Carl Joseph Hiernle aus Prag. Am 4. April 1728 übernahm er den großen Auftrag und führte ihn bis Januar 1730 für reichlich 4000 Gulden durch. Daß Abt Othmar mit ihm zufrieden war, ist daraus ersichtlich, daß er ihn in den Jahren darauf auch an der Ausschmückung des Braunauer Klosters arbeiten ließ.

An der Fassade war ihm vor allem das Giebelfeld überlassen. Die Gruppe der auf Engelgewölk segnend herabsteigenden heiligen Hedwig und die in feiner Rhythmik und inneren Sammlung zur Seite stehenden Gestalten der heiligen Geschwister Benedikt und Scholastika machen es zum seelischen Mittelpunkt des ganzen Aufbaues. Sonst gehören Hiernle im Außenbau noch die Bekrönungen der Portale des Klostergebäudes an.

Ein wesentlich größeres Betätigungsfeld bot ihm das Innere der Kirche. Einmal schuf er hier die sechzehn viereinhalb Ellen hohen Statuen, die als Vertreter der unübersehbaren Heiligenwelt der katholischen Kirche in ausdrucksvollem Wechsel den lichten Raum umstehen und in ihrer Schwere und Pathetik noch ganz der Welt des eigentlichen Barock angehören, dessen Stunde bereits geschlagen hatte. Neben diesen Arbeiten aus Stein stehen als für den Gesamteindruck nicht weniger wesentliche Werke die großen Altaraufbauten aus Holz, die Reliquiare auf den Seitenaltären und das entzückende Orgelgehäuse, in das im Sommer 1731 der Breslauer Orgelbauer Casparini das Orgelwerk einsetzte. Lindenholz und Steine gingen auf Hiernles eigene Kosten, die Klosterfuhren schafften sie nur herbei. Das Kloster gewährte

17 Blick in das Chor



18 Hochaltarbild von de Backer



ihm und seinen Gesellen Unterkunfts- und Arbeitsstätte, „jedoch ohne Kost und Bett“. Außer ihm ist an der plastischen Ausstattung der Kirche nur noch der St. Pöltener Johann Putzen-
gruber beteiligt, der 1766 vom Abt Friedrich Grundmann nach Wahlstatt geschickt wurde, um dort die noch immer fehlende Kanzel zu errichten. Ursprünglich war sie natürlich vorgesehen gewesen, der Ausgang sollte wahrscheinlich durch die Mauermassen neben der Sakristeitür gehen. Während des Baues aber hatte man auf ihre Anbringung verzichtet, um die volle Symmetrie des bei seinen verhältnismäßig geringen Ausmaßen empfindlichen Raumes nicht zu gefährden. Noch einige Jahrzehnte später, am Ende des Jahrhunderts, entstand das einfache Gestühl im Chor, ein Denkmal der wirtschaftlichen Notlage der Propstei ebenso wie der inzwischen eingetretenen Verzopfung des Geschmacks. Ein Blick von den lahmen Putten über der Rückwand des Gestühls zu Hiernles schwellenden Festons hinaus läßt die Entwicklung des 18. Jahrhunderts in wünschenswertester Klarheit erkennen.

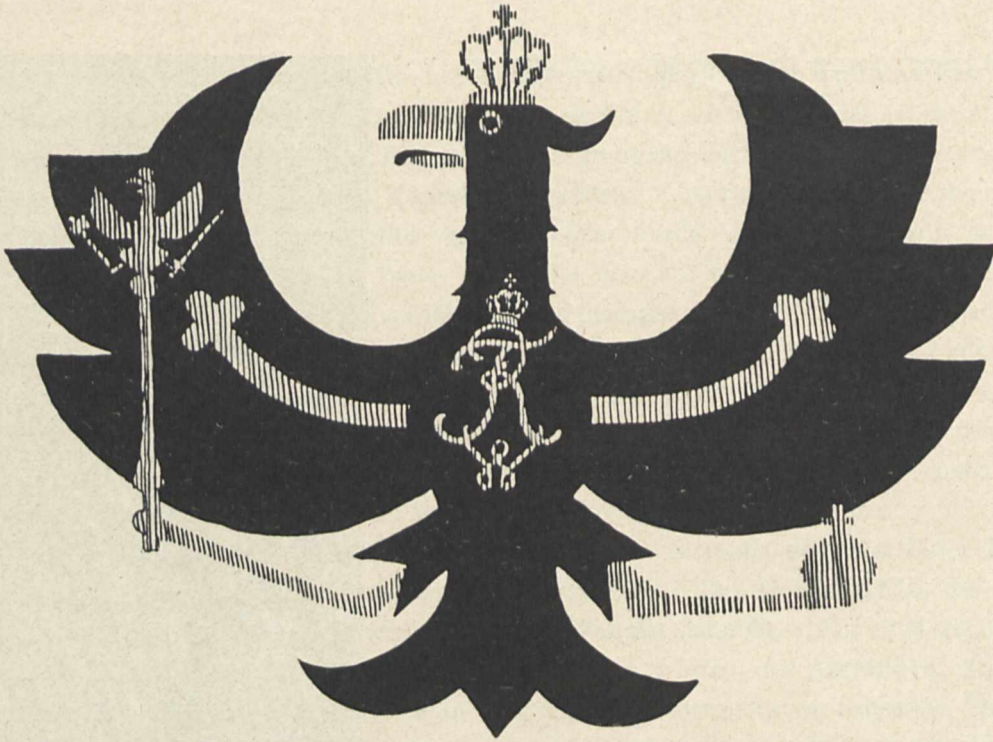
In die malerische Ausstattung der Kirche teilen sich die Schöpfer der Altarblätter de Backer und Reiner mit dem Freskenmaler Cosmas Damian Asam. Das Hochaltarbild, das die Auffindung der Leiche Herzog Heinrichs II. auf der Walstatt darstellt, schuf 1728 der Hofmaler des Breslauer Fürstbischofs Johann Franz de Backer († 1749) aus Antwerpen, ein späterer Vertreter jener vlämischen Kunst, die in unserem der beweglicheren Sinnesart Österreichs und Böhmens aufgeschlossenen Schlesien etwas zu lastend und erdschwer wirkt. Von dieser beweglicheren Art zeugen trotz aller Verdunkelung, worunter gerade sie im Laufe der zwei Jahrhunderte gelitten haben, die vier Seitenaltarblätter, deren Meister der Prager Wenzel Lorenz Reiner (1686—1743) ist, einer der namhaftesten böhmischen Maler seiner Zeit, dessen Ruhm neben der Tafelmalerei vor allem auf den Fresken beruht, mit denen er die Prager Barockkirchen und Paläste ausstattete.

Für die Wahlstätter Klosterkirche schien dieser anerkannt führende heimische Meister dem Abt Othmar aber offenbar noch nicht gut genug. Er zog dafür den Meister heran, mit dem sich damals auf dem Gebiet der Deckenmalerei niemand im weiten Bereich der deutschen Kunst messen konnte, Cosmas Damian Asam (1686—1739). Weniger als es sein Titel eines kur-bayrischen Hofmalers erwarten läßt, war er im Dienst seiner baufreudigen Landesherrn tätig; er war vielmehr der Maler der süddeutschen Klöster, vor allem der des Benediktinerordens. In Böhmen malte er im Dienst der Benediktiner den großen Freskenzyklus in Kladrau bei Mies und das herrliche Deckenfresko des Fürstensaales in Břevnov (1727). Die Wahlstätter Arbeit reiht sich aufs genaueste in den gedrängten Zug der großen Leistungen seiner besten Jahre ein. Unmittelbar voraus geht die Umarbeitung der ehrwürdigen Benediktinerkirche von St. Emmeram in Regensburg in die Formen des blühendsten Barock, von Cosmas Damian und seinem Bruder Egid Quirin binnen Jahresfrist hervorgezaubert und in einem großen Einweihungsfest am 28. Juni 1733 abgeschlossen. Am 5. Juli 1733 schließt Cosmas Damian in Břevnov den Vertrag für Wahlstatt, am 10. Oktober 1733 nimmt er ebendort die ausgedungenen 3000 Taler für seine vollendete Arbeit entgegen. Und am 29. Oktober ist er mit seinem Bruder schon wieder in Meßkirch im südlichen Baden, um sich vom Stand der Arbeit an der dortigen Johann-Nepomuk-Kapelle zu überzeugen, die Fürst Frobeni von Fürstenfeld-Meßkirch von ihnen ausstatten lassen wollte. Von seiner Berührung mit Dientzenhofer nahm Asam mannig-



fache Anregungen für sein eigenes Schaffen als Architekt mit. Sein Plan für Frauenzell in der Oberpfalz von 1736 scheint mir bei aller Abhängigkeit vom bayrischen Großmeister Johann Michael Fischer doch nicht restlos ohne Wahlstätter Erinnerungen erklärbar.

Dem großartigen Zusammengehen der Ausstattung mit dem Raum entspricht in der Wahlstätter Klosterkirche die geistige Einheit, die alle Ausstattungsbestandteile inhaltlich zusammenbindet. In unserer Darstellung, die sich an die einzelnen Meister hielt, mußte dieser Gesichtspunkt notwendigerweise zu kurz kommen. Geht man den inhaltlichen Beziehungen nach, so erscheinen hinter den Künstlern ihre Auftraggeber, die böhmischen Benediktiner, die in der Wahlstätter Klosterkirche ein Gewebe von wunderbarem Reichtum herstellten, in dem sich alle Bestandteile ihrer religiösen Welt auffinden lassen. Daß sie dabei neben den ewigen allgemeingültigen Heilswahrheiten, bei deren Darstellung in Wahlstatt richtunggebend war, daß die Kirche neben der heiligen Hedwig dem heiligen Kreuz geweiht ist, und den besonderen Vollkommenheitsvorstellungen und Erlebnisreichtümern ihres Ordens die großen örtlichen Überlieferungen nicht zu kurz kommen ließen, hat dem Werk auch inhaltlich seine Besonderheit und Einzigkeit verliehen.



ERINNERUNGEN AN MEINE KADETTENJAHRE VON GENERAL A. D. WILKO VON KARGER

Wahlstatt! — Nach nahezu 60 Jahren ein Wiedersehen mit der Bildungsstätte, die meinem Leben Richtung und Ziel gab. Ein 13 Jahre alter fröhlicher Kadett, als ich sie verließ, ein 72jähriger im Ruhestand befindlicher General, als ich sie wieder erblickte!

Der Berliner Kadett mit vollknöpfigem Waffenrock, Seitengewehr und Helm zeigt schon ein erhöhtes Selbstbewußtsein. Das kindliche „Du“ der Voranstalt weicht dem gemessenen „Sie“; der Ernst und die Straffheit des späteren Berufs gelangen zum Ausdruck, aber der Ortswechsel, der durch die Reichshauptstadt ganz andere Anregungen gibt, erregt trotz aller Ablenkung ein Gefühl von Heimweh nach der engeren Umgrenzung, nach dem schlichten Dorfbild des soeben verlassenen Wahlstatt. Solcher Art waren meine Gedanken und Empfindungen, als ich Wahlstatt wiedersah. Nicht als läge ein Menschenalter dazwischen, nein, als habe ich diese liebe Stätte meiner Knabenzeit erst kürzlich verlassen, so mutete mich der Anblick des alten unveränderten Baues, des Hofes und des Gartens, der schönen ehrwürdigen Kirchtürme an. Raum und Zeit schrumpften bei der mit Wehmut gemischten, tiefinnerlichen Versenkung in die Vergangenheit zusammen — das Erlebnis des sagenhaften Mönches von Heisterbach. Ernstes, Heiteres und Bängliches der damaligen Knabenjahre formten sich zu bewegten Erlebnissen und traten plastisch vor mein geistiges Auge. Gottesfurcht, strenge spartanische Zucht, bewußt geduldete, so wirksame Selbsterziehung untereinander, Bewertung der Individualität, Ethik in der Anleitung und Achtung vor dem jugendlichen Herzen, gesunde und stählende Ausbildung von Körper und Geist zur Förderung von Willens- und Entschlußkraft und dadurch zur Heranbildung von Charakteren — das waren die Bausteine zum Fundament der Erziehung. Das „ὁ μὴ δαρείς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται“ ebenso wie das „maxima debetur puero reverentia“ kamen harmonisch zur Geltung.

Wende ich mich von diesen allgemeinen Betrachtungen dem Besonderen zu, so erhält diese Darstellung ein persönliches Moment; Selbsterlebtes hat für den Leser einen eigenen Reiz, wirkt anschaulich und belebend.

Da muß ich nun zur Steuer der Wahrheit gleich bekennen, daß ich in Wahlstatt — den wissenschaftlichen Unterricht ausgenommen — durchaus kein Musterkadett gewesen bin.

Jede Abgeschlossenheit erzeugt unwillkürlich Einförmigkeit, die indessen vom heiteren, noch nicht vom Ernst des Lebens berührten Sinn der Jugend weniger empfunden wird; aber bei temperamentvolleren phantasiebegabten Knaben macht sich doch ein Drang nach Betätigung bemerkbar, der in seinem Streben nach Befriedigung mit den gemessenen nüchternen Anstaltsregeln in Konflikt gerät. Wie froh waren wir, wenn der vorgeschriebene sonntägliche Spaziergang sich nicht auf das Abkilometern der wenig anregenden Strecke Wahlstatt—Oyas—Bischdorf—Wahlstatt beschränkte, sondern wenn der diensthabende Offizier uns nach dem Hünern- oder nach dem besonders beliebten Kiefernbusch führte, wo wir uns etwa im Räuber- und Gendarmenspiel austoben konnten. Mit welcher Freude traten wir alldreiwöchentlich am Sonntag den Fußmarsch nach Liegnitz an, um bei befreundeter Familie den stets sehr regen Kadettenappetit zu befriedigen. Allein dies genügte nur dem gesitteten Kadetten von gelassener Gemütsart. Die Lektüre des „Lederstrumpfes“, „Waldläufers“ und ähnlichen Stoffes wirkte bei einzelnen geradezu explosiv, und da weder im Hünern- noch im Kiefernbusch Büffel zu bejagen oder Apachen zu beschleichen waren, so suchte die erregte Phantasie anderweitig nach einem Ausweg. „Kellerpartien“, wo man durch Abklopfen der Wände auf unterirdische Gänge, Mönchsgerippe und andere gruselige Dinge zu stoßen hoffte, waren sehr beliebt.

Der jugendliche Übermut trieb wie überall auch bei uns in der Schule eigenartige Blüten. Unter den Lehrern besaß damals die größte Autorität unser einfach schlichter Elementarlehrer Schröder, der sich einer steten Beliebtheit bei uns erfreute. Er war ein echter Kenner der Jugend und ein feiner Menschenbeobachter. Wie kein anderer verstand er es, uns in die Anfangs-

21 Ausgang der Kadetten. Nach einem Steindruck (1860)



gründe des Wissens einzuführen und dabei das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Den rhythmisch zu sprechenden Satz: „Rechnen heißt, aus gegebenen Zahlen nach bestimmten Regeln andere Zahlen finden. Diese Regeln nennt man Rechnungsarten“ wird kein damaliger Wahlstätter Kadett vergessen haben. Das Benehmen der Zöglinge diesem Lehrer gegenüber war stets zwanglos musterhaft und von vollem kindlichen Vertrauen getragen. Eintragungen in das gefürchtete Klassenmeldebuch gab es bei ihm überhaupt nicht. Minder beliebt als dieser Lehrer war der rundliche „Kegel“.

Nun besaß der Lehrer Schröder einen Jagdhund, dem der Kadett den anmutigen Namen „Flohsack“ beigelegt hatte. Er war ebenso beliebt wie sein Herr und vielleicht auch deshalb, weil er wie jeder richtige Kadett einen sehr regen Appetit hatte. Diese Eigenschaft machten wir uns zunutze. Von der Mittagkost, die stets viel zaddriges Rindfleisch enthielt, nahmen wir ein solches Stück, befestigten es mit Bindfaden am Klingelgriff vor der Wohnungstür des „Kegels“, lockten den „Flohsack“ dorthin und erwarteten, in einer der tiefen Fensternischen des Korridors verborgen, die weitere Entwicklung der Dinge. Sie ließ nicht auf sich warten und erfolgte in der vorausgesehenen erwünschten Weise, indem der „Flohsack“ alsbald nach diesem Leckerbissen schnappte und dadurch die Klingel in Bewegung setzte. Darauf erschien zunächst die Dienstmagd, dann nach wiederholtem Klingeln der „Kegel“, aus seiner Mittagsruhe aufgescheucht, in eigener Person, verwundert, nur den schwanzwedelnden Hund zu erblicken. Erneutes Schnappen nach dem Klingelgriff brachte ihm dann des Rätsels Lösung zugleich mit der Überzeugung, daß dies wieder das Werk der nichtsnutzigen Schlingel, wie sein ärgerliches Selbstgespräch deutlich erkennen ließ, sei. Mit der Entfernung des Zadders entfernte er auch den nunmehr völlig uninteressierten „Flohsack“ und begab sich grollend zurück in seine Behausung, worauf wir kichernd und hochbefriedigt unser Versteck verließen.

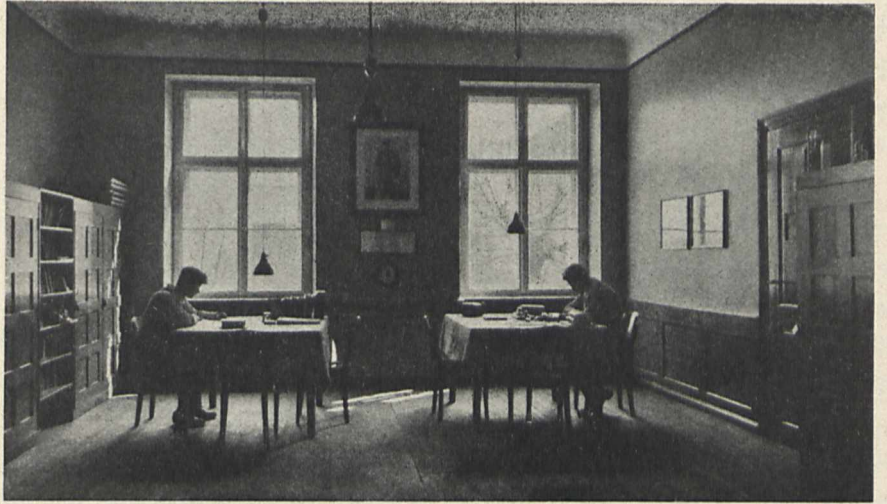
Die Kost war damals der schwache Punkt in Wahlstatt. Unser gutherziger, wohlwollender Kommandeur war zwar „multis in litteris versatus“, in keiner Weise aber in dieser doch recht wesentlichen Sache, und so wurden wir namentlich zu Mittag recht stiefmütterlich gepflegt. Der „Pamms“, eine Spezialität Wahlstats, sowie häufige Eßwarensendungen aus der Heimat, bei denen die Regeln des auf Gegenseitigkeit beruhenden Freßkontrakts in Wirksamkeit traten, Geburtstags-, Stubenkaffees mit Quadratmeter großen Streuselkuchen mußten diesen offenbaren Notstand beheben. Die Kost im Berliner Kadettenkorps kam uns Wahlstättern jedenfalls wie das Manna in der Wüste vor. Es war wirklich ein Notstand.

Eine rühmliche Ausnahme bildete hierin der 22. März, Kaisers Geburtstag, der uns mit Böllerschießen am frühen Morgen, Festgottesdienst, Parademarsch und mancherlei Freuden auch ein gewähltes Mittagessen mit einigen Gläsern Bowle brachte.

Noch mancherlei Heiteres und Ernstes könnte ich anführen, will mich indessen auf diese bezeichnenden Einzelheiten beschränken.

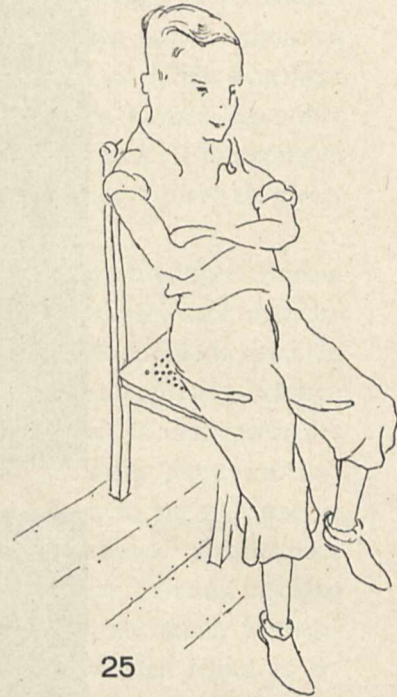
Eine wohlthätige Einrichtung in der Natur des Menschen läßt das Schwere im Leben mit der Zeit in milderem Lichte erscheinen und verwischt die schmerzlichen Erinnerungen, während die fröhlichen treu im Gedächtnis erhalten bleiben. Und so gedenke ich heute in tiefer Dankbarkeit des damaligen Aufenthaltes im Wahlstätter Kadettenhaus, das eine wehrkräftige Jugend heranzubilden bestrebt war. — „Multos castra juvant“ sagt Horaz.

22 Hindenburgs Stube (1859—63)



23 Aula, früher Betsaal der Kadetten





25

DIE STAATL. BILDUNGSANSTALT WAHLSTATT SCHLESIENS GROSSE HEIMSCHULE

VON OBERSTUDIENDIREKTOR DR NORBERT LEINEWEBER

Den Lesern dieser Zeitschrift ist der Name „Wahlstatt“ wohl bekannt. Sie verbinden mit ihm die Erinnerung an eine ereignisreiche geschichtliche Vergangenheit, an Kriegslärm und Klosterstille, an barocke Kunstdenkmäler und nüchternen Kasernenhof. Viele von ihnen werden jedoch erst durch das Vorwort dieses Heftes erfahren haben, daß heute auf der Wahlstätter Hochebene Stimmen froher Knaben einer großen Heimschule erklingen und die alten Klosterräume und den ehemaligen Exerzierplatz der Kadetten mit neuem Leben erfüllen. Darum sei hier zunächst ein kurzes Wort gesagt über den Zweck der Gründung der neuen Schule, ihre erzieherische und unterrichtliche Aufgabe.

Nach dem Versailler Vertrag mußten die Reichskadettenkorps sofort aufgelöst oder innerhalb kurzer Frist in bürgerliche Bildungsanstalten übergeführt werden. Das Reich glaubte die völlige Auflösung mit Rücksicht auf die Kadetten, deren Berufshoffnungen ohnehin vernichtet waren, nicht verantworten zu können. Andererseits wollte man auch die an den Kadettenanstalten tätigen Lehrer, Beamten und Angestellten nicht kurzer Hand entlassen. Von der anfangs wohl erwogenen Absicht, selbst die Anstalten zu übernehmen, nahm das Reich Abstand und übertrug den auf dem Gebiete des Schulwesens erfahrenen Unterrichtsministerien der einzelnen Länder die Aufgabe, die Kadettenanstalten in allgemein bildende höhere Lehranstalten umzuwandeln. So entstanden 1920 in Preußen die großen staatlichen bürgerlichen Heimschulen Berlin-Lichterfelde, Potsdam, Plön, Naumburg, Köslin und Wahlstatt. Oranienstein bei Nassau

und Bensberg bei Köln waren von der Besetzung beschlagnahmt und mußten daher für die Neubildung ausscheiden. Wenn so heute Schlesien in Wahlstatt eine blühende höhere Lehranstalt mit großem Heim und einem ausgeprägten Eigenleben besitzt, so verdankt es dies einmal der geschichtlichen Entwicklung, die Wahlstatt von 1838 bis 1920 eine Kadettenanstalt beschert hatte, andererseits dem Weitblick des Reiches und der Tatkraft des preußischen Unterrichtsministeriums. Es war keine leichte Aufgabe, in wirtschaftlich schwerer Zeit und in einem politisch zerrissenen, innerlich zerklüfteten Staat eine alte Schule mit neuem Geist zu erfüllen, sie auf eine breitere Grundlage zu stellen, einem wissenschaftlich höheren Ziele, der Universitätsreife, zuzuführen und ihr die für diese Zwecke erforderliche Ausstattung zu geben. Wiederholt wollte man aus Ersparnisgründen die Tore der Wahlstätter Schule schließen. Erst im Jahre 1923 war diese Gefahr beseitigt.

Aus der durch den Krieg heraufbeschworenen Not geboren, sollten diese Staatlichen Bildungsanstalten helfen, die Not des Volkes und des Staates zu lindern. Vaterlos gewordenen Kindern sollte hier eine gastliche Heimstätte bereitet und eine bevorzugte Ausbildung verschafft werden. In den Aufnahmebedingungen von 1923 ist es klar gesagt: „Als Heimschüler können ohne Unterschied des Bekenntnisses und des Standes der Eltern zur Aufnahme zugelassen werden: in erster Linie Söhne von Gefallenen oder schwerbeschädigten Kriegsteilnehmern; in zweiter Linie Söhne von Auslandsdeutschen und Eltern deutschen Stammes in den abgetretenen Gebieten; schließlich, soweit noch Plätze verfügbar sind, andere Schüler, in erster Reihe Söhne von Minderbemittelten.“ — In treuer Erfüllung der vorgezeichneten karitativen Aufgabe haben die Staatlichen Bildungsanstalten viel Gutes geleistet. Wahlstatt, die am weitesten nach Osten gelegene „Stabila“ — dieser Kurzname ist mehr und mehr in Aufnahme gekommen — darf sich glücklich schätzen, viele deutsche Kinder aus den abgetretenen Gebieten, deren deutsche Erziehung und Ausbildung gefährdet war, unserm Volkstum erhalten zu haben. In dem Maße, wie die ehemaligen Kadetten nach erlangter Reife die Anstalt verlassen haben

26





27



Lehrergruppe in der Feiern

28

und viele Kriegswaisen allmählich der Schule entwachsen sind, hat sich die karitative Aufgabe der Staatlichen Bildungsanstalten verschoben. Die den Kadetten verbliebenen und für die Kriegswaisen zunächst vorgesehenen Plätze sind frei geworden für die Söhne der Volksschichten, die auf dem platten Lande oder in den kleinen Städten keine Ausbildungsmöglichkeit für ihre Söhne haben, für Kinder aus zerrütteten Ehen und aus Familien, in denen die berufstätige Mutter sich der Erziehung der Kinder nicht widmen kann.

Den Heimschülern wird Unterricht, Unterkunft, Verpflegung und ärztliche Behandlung gewährt. Schulgeld ist in der jeweils an staatlichen höheren Lehranstalten vorgeschriebenen

Höhe (z. Zt. 20 RM i. M.) zu entrichten. Der monatliche Grundbetrag des Heimgeldes ist 60 RM. Doch wird bei Würdigkeit des Schülers den wirtschaftlichen Verhältnissen der Eltern entsprechend sowohl das Schul- wie auch das Heimgeld ermäßigt. Viele unserer befähigten Schüler haben bereits von den Mittelklassen an volle Freistellen in Schule und Heim inne. Zur Erreichung des sozialen Zweckes hat der Staat für die Staatlichen Bildungsanstalten erhebliche Mittel bereitgestellt. Mit Recht hat daher das preußische Unterrichtsministerium mit dem ersten Satz der Aufnahmebedingungen: „Die Staatlichen Bildungsanstalten dienen der Erziehung und Ausbildung von Schülern, deren Persönlichkeit, Befähigung und wirtschaftliche Lage die Aufwendung öffentlicher Mittel rechtfertigen“ diesen Schulen die Auslese nach der Begabung zur Pflicht gemacht. Vor der Aufnahme muß sich jeder Schüler einer Prüfung unterziehen, die sich auch auf die Geeignetheit für die Heimerziehung erstreckt.

In den Staatlichen Bildungsanstalten ist für begabte und strebsame Söhne aus armen oder verarmten Familien die Bahn frei gemacht und geebnet, auf der dem einen der Aufstieg, dem anderen die Erreichung der Bildungsschicht des Vaters möglich ist. Die aus allen Volksschichten, aus allen Berufsständen und Gesellschaftskreisen stammenden Schüler werden in der Staatlichen Bildungsanstalt zu einer konfessionell-paritätischen Heim- und Schulgemeinschaft zusammengefaßt, die zu einer Lebensgemeinschaft wird und über die Schule hinaus starke Wurzeln für die Volksgemeinschaft bildet. „Damit werden die Staatlichen Bildungsanstalten“ nach Hans Richert — dem Schöpfer der Erziehungsidee dieser Schulen — „Versuchsanstalten und Schrittmacher für die gesamte Bildungsarbeit der Staatsschulen“.

Je stärker die Einflüsse der neben der Schule und dem Elternhaus aufkommenden Erziehungskräfte, der Straße, des Kinos, des Buches, der Zeitung, der politischen und sportlichen Jugendverbände, der Wanderbünde und der vielen Vereine werden, um so mehr hat die Schule die Pflicht, sich nicht mit der unterrichtlichen Aufgabe zu begnügen. Die Schulreform von 1925 hat die Erziehungsaufgabe der höheren Schulen besonders betont. Der Philologenverein hat

29 Erster Start unseres selbstgebauten Flugzeuges





30 Kaisermaske aus dem Märchenspiel „Die Chinesische Nachtigall“

in seiner Versammlung in Danzig 1928 zum Ausdruck gebracht, daß er die erziehliche Aufgabe über die unterrichtliche gestellt sehen wolle. Dieser erweiterten Zielsetzung kann die Heim-
schule auf dem Lande am besten gerecht werden. Ihre Arbeit ist nur wenig von den anderen
Erziehungsmächten beeinflußt.

In Wahlstatt bilden Schule und Heim eine Einheit. Die Erzieher im Heim sind gleichzeitig
Lehrer an der Schule. Alle unterrichtenden und erziehenden Kräfte, die Lehrer und die
Hausdamen, nehmen an dem gesamten Internatsleben, das sich am Nachmittag und Abend
reich und schöpferisch entfaltet, innigen Anteil. Der lehrplanmäßige Unterricht des neun-
stufigen Realgymnasiums, an dem der fremdsprachliche Unterricht in Sexta mit Latein, in
Quarta mit Französisch und in Untertertia mit Englisch beginnt, wird erfolgreich ergänzt
durch zahlreiche freiwillige Arbeitsgemeinschaften, die im Heim und im Garten Raum und
eifrige Teilnehmer finden. In den Arbeitsgruppen für Literatur, Politik, Kunst, Musik, Werk-
arbeit und Sport bietet sich den Schülern Gelegenheit, ihre Eigenkräfte, die im Unterricht
am Vormittag kein hinreichendes Betätigungsfeld finden, zur Entfaltung und zur Geltung zu
bringen. Brach liegende oder schlummernde Fähigkeiten werden entdeckt und dringen empor.
So gelangen in der Heimschule alle Kraftquellen, Körper, Geist und Seele zu einer harmoni-
schen Ausbildung. „Weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden
kann.“ In den Arbeitszirkeln, in der Schüलगemeinschaft formt sich die Einzelpersönlichkeit,
wird der Führer erkannt, der sich als Förderer und Mehrer der Einheit verständnisvoll beratend
und helfend bewährt.

Wie das Wahlstätter Heim seine umfassende und tiefe Erziehungsaufgabe im einzelnen zu
lösen versucht, wie andererseits der Wahlstätter Schüler an seiner Eigenbildung arbeitet und
an der Gestaltung und Erhaltung der Gemeinschaft Anteil hat, das erzählt der nächste Aufsatz.
Er wird den Lesern auch zeigen, wie der Knabe und Jüngling in Wahlstatt die Tugenden
des Alltags, Pflichtbewußtsein, Ordnung und Pünktlichkeit, Unterordnung und Kameradschaft
pflegt und lernt, jene soldatischen Tugenden, die als alte Überlieferung in Wahlstatt leben,
wie Schüler und Lehrer von dem ernstesten Willen beseelt sind, das Wort wahr zu machen, das
der größte Schüler Wahlstats Hindenburg in das Goldene Buch der Anstalt eingeschrieben hat:

„Ich baue fest auf dich — du deutsche Jugend!“



DAS WAHLSTÄTTER HEIM VON OBERSTUDIENRAT ERNST STAHR

Ein eigentümliches und nicht immer ganz schmerzloses Gefühl hat jeder neue Schüler und wohl auch jeder neue Erzieher, der im Wahlstätter Heim seinen Einzug hält, zu durchkosten, das Gefühl: Hier wartet man nicht auf dich, hier läuft alles von selbst. Und doch, wieviel Arbeit und Schaffen warten auf den einen wie den andern. Für Schüler und Erzieher wächst die Aufgabe mit der Länge der Zeit, die sie in Wahlstatt leben. Von dieser Arbeit, die nichts von Fron an sich trägt und die doch jeden Wahlstätter vom frühen Morgen bis zum späten Abend — wörtlich genommen — in Atem hält, sei hier die Rede. Daß unsere Arbeit, die wir Wahlstätter Leben nennen, zum großen Teil im „Gewande jugendlicher Freude“ einhergeht, wird uns niemand verübeln.

Zwei große Lager bildet das Wahlstätter Heim. In dem einen weht die linde Luft der Kindheit, im andern die herbere der Reifezeit. In beiden ist es gleich reizvoll zu wirken, und glücklich der Erzieher, den das Schicksal in den seiner Eigenart entsprechenden Bereich verschlägt. Manche Entbehrung, viel Freude warten seiner. Der gütige Freund des Kindes wird bei den Kleinen, der männliche Führer bei den Jüngeren, der zurückhaltende, mehr durch sein Dasein als durch Vorschriften und Gebote wirkende Erzieher im Lager der älteren Jungen die Befriedigung finden, die Voraussetzung ist und Ergebnis zugleich eines erfolgreichen Wirkens. Was den aus Großstadt oder offener Anstalt nach Wahlstatt Übersiedelnden heute zunächst aufs angenehmste berührt, ist die Tatsache, daß das Wahlstätter Heim eine glückliche Insel des Friedens ist im Sturme des politischen Meeres, dessen Wellen ja leider so viele deutsche Schulen überfluten. An den ehrwürdigen Mauern des Wahlstätter Baues brechen sich die Wogen des Parteihasses. Und wenn auch staatsbürgerlicher Unterricht, regelmäßige Lektüre



von Zeitungen aller Richtungen und der Besuch der verschiedensten Wahlversammlungen das Interesse an politischen Fragen in der Schülerschaft wach und rege halten, so führt doch das enge Zusammenleben einer großen Zahl von Jungen aus allen Schichten des Volkes naturgemäß zur Duldung anderer Ansichten neben der eigenen. Kaum weiß der eine, welchem Berufe der Vater seines Stubennachbarn nachgeht, und unangefochten lebt die katholische Minderheit unter den protestantischen Brüdern. So senkt sich der Keim, aus dem die schönste staatsbürgerliche Tugend, die Duldsamkeit und das Verstehen der andern, erblühen möge, von Jahr zu Jahr immer tiefer ins Herz des jungen Wahlstätters.

Wahlstatt ist, man darf wohl sagen, das staatliche Großheim in ländlicher Umgebung. Die nicht unbeträchtliche Entfernung von der nächsten größeren Stadt hat in Wahlstatt ein eigenes Kulturzentrum entstehen lassen, dessen Kennzeichen klösterliche Abgeschlossenheit ist. Auch heute noch bildet, wie in den fast 200 Jahren vor der Gründung der „Stabila“, eine feste Tagesordnung das Gerippe des täglichen Lebens. Aufstehen und Schlafengehen, ärztliche Sprechstunde und Schulgang, Mahlzeiten, Arbeitsstunde und Freizeiten sind genau geregelt. Die Tagesordnung ist „sorgfältig erwogen, auf Grund jahrelanger Erfahrungen aufgestellt. An ihr darf ohne Not nicht gerüttelt werden. Und doch gibt es eine Reihe von Ereignissen im Gesamtleben von Wahlstatt, die eine Lockerung und Durchbrechung der normalen Ordnung bedingen“ (Paul Welzel, Wahlstätter Jahresbericht 1927/28). Besuch von auswärts, Geburtstagsfeiern bei Kaffee und Kuchen, Adventsabende der Stuben, Tanzstunde, Tennis- und Pingpong-



turniere, Handballpokalspiele, Theateraufführungen, Rundfunkabende, Vorträge und vor allem zahllose musikalische Darbietungen der Kapellen folgen einander in buntem und häufigem Wechsel. Bald kommt der letzte Schultag im Semester, an dem in aller Herrgottsfrühe die Postautos in unserm großen Hofe erscheinen und die Jungen nach lebhaftem Abschiednehmen in die Ferien eilen. Ebenso schnell aber ist auch der Tag wieder da, an dem unter nicht minder lebhaften Begrüßungen die muntere Schar zurückkehrt und mit ihnen das Wahlstätter Leben.

Wenn ich dieses Leben im Wahlstätter Heim (von dem die eigentliche Schule nicht zu trennen ist) überschaue und nach einem Gedanken suche, der alle Äußerungen dieses Lebens umfaßt, so ist es das Streben nach der Gemeinschaft. Und wenn selbstverständlich zugegeben werden muß, daß dieses ideale Ziel der Gemeinschaft nie wird restlos erreicht werden können, so ist das strebende Bemühen, sie herzustellen, so wertvoll, wie ihre Verwirklichung es wäre. In den mannigfachsten Formen, die zum Teil bewußt gewählt wurden, zum Teil einem äußeren Zwange folgend sich bildeten, lebt dieser Drang zur Bildung der Gemeinschaft.

Die erste Gemeinschaftszelle ist die Stube. Bei der jährlichen Stubenbelegung wird, wenn irgend möglich, dem Wunsche der Schüler entsprochen. Auf der Stube wohnen, zum großen Teil also schon „wahlverwandt“, sechs, acht, zwölf oder gar fünfzehn Jungen den Tag über zusammen. Hier arbeiten sie in der pflichtmäßigen zweistündigen Arbeitszeit am Nachmittag. Während früher die Jahrgänge gemischt auf einer Stube lagen unter Führung eines älteren Schülers als Stubenältesten, hat man seit einigen Jahren diese Einteilung aufgegeben. Jetzt

liegen Jungen derselben Klasse oder Altersstufe unter einem gleichaltrigen Stubenältesten zusammen. Diese Belegung hat den Vorteil, daß die Klassengemeinschaft nicht allzu stark unterbrochen wird und daß Fälle von „Pennalismus“ fast aufgehört haben. Schließlich kann „die Mittelsperson eines Stubenältesten aus einer oberen Klasse — wenn es überhaupt genug Geeignete für diesen schweren Posten gibt — allzuleicht eine gewisse Scheidewand bilden zwischen Zögling und Erzieher, um so eher, je besser dieser Stubenälteste ist“. (a. a. O.)

Je zwei dieser Stuben bilden eine Erziehungsgemeinschaft unter einem Erzieher. Ihre Bedeutung wächst und schwindet mit der Persönlichkeit des Erziehers, über dessen mannigfaltige, aufreibende und Freude spendende Arbeit einigermaßen erschöpfend zu schreiben, der kurze Raum dieser Zeilen verbietet, so reizvoll es wäre. Daß die zwanzig, dreißig Jungen einer Erziehungsgruppe, die tagein, tagaus mindestens ein Jahr lang mit ihrem Erzieher zusammen leben, zu einer Lebensgemeinschaft zusammengeschweißt werden können, ist klar. Die Tätigkeit des Erziehers aber, der gleichzeitig Lehrer der Schule ist, und dessen Aufgabe keineswegs darauf beschränkt bleibt, den Jungen Freund und Vater zu sein, ist reich und schwer.

Die enge Verbundenheit des Heimes mit der Schule und die Tatsache der losen Stubengemeinschaft lassen die Klasse als Gemeinschaft in Wahlstatt stark hervortreten. Das gemeinsame Schicksal im Ablauf des Schuljahres, die Schulaufgaben, der Sportnachmittag und der Wandertag halten auch in Wahlstatt die Klasse fest zusammen trotz der Kräfte, die nach Schluß des Unterrichts den einen nach dieser, den andern nach jener Richtung ziehen.

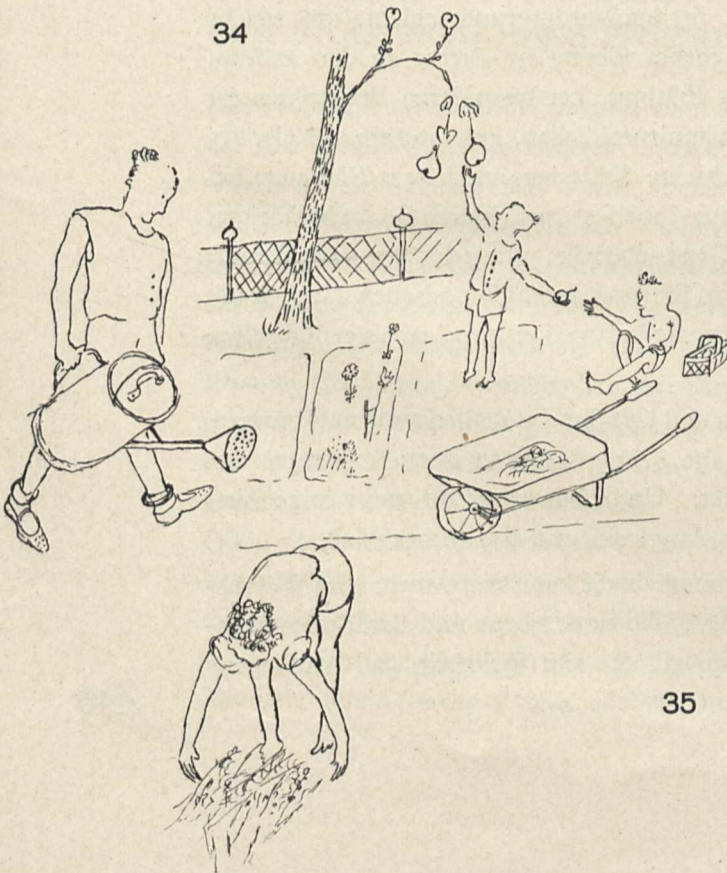
In der Mitte des Wahlstätter Heims liegt die Aula. Sie teilt somit das Heim in die beiden großen Heimabteilungen der „Kleinen“ und der „Großen“, die jede eine Welt für sich bilden. Daß jede von ihnen auch ihr eigenes Gesicht hat und eine geschlossene Gemeinschaft darstellt, wird allein schon durch die Tatsache erhellt, daß der Übergang von der „kleinen“ zur „großen“ Abteilung fast immer auch den Beginn der krisenhaften Entwicklungsjahre im Leben des jungen Menschen bedeutet. — Vor jeder Mahlzeit und vor dem Schlafengehen versammelt sich jede Abteilung unter der Aufsicht eines nach regelmäßigem Dienstplan bestimmten Schülers. Mancher Besucher, der Wahlstatt flüchtig sieht, hat dieses „Antreten“, das aus der Kadettenzeit übernommen wurde, als überflüssig und lästig, als kasernenhaft und militärisch bezeichnet. Es ist aber in dem elfjährigen Bestehen der Staatlichen Bildungsanstalt, die in dieser Zeit mehr als hundert Erzieher und Lehrer aller pädagogischen Anschauungen in ihren Mauern beherbergt hat, nicht beseitigt worden, und auch heute noch begrüßen wir dieses mehrmalige Antreten der Abteilungen ganz besonders als ein Mittel, in den Jungen das Gefühl der Verbundenheit mit der Gemeinschaft zu stärken. — Am Abend und bei schlechtem Wetter vereinigen sich die Jungen jeder Abteilung in eigenen „Kasinos“, wo im Gespräch, bei Musik, Zeitungslektüre, Billard- und Tischtennispiel die Bande der Zugehörigkeit zur „Abteilung“ sich fester schließen. — Besondere kleinere Schlafzimmer haben nur die Primaner. Sonst schlafen auf der Abteilung der „Kleinen“ etwa 120, auf der der „Großen“ etwa 80 Jungen in je einem der riesigen Kadettenschlafsäle, über deren erzieherische Gefahren niemand in Wahlstatt sich im unklaren ist. Andererseits aber haben sie überaus großen gemeinschaftsbildenden Wert, den derjenige ermessen kann, der dem Zubettgehen oder Aufstehen

der Abteilungen beiwohnt oder in tiefer Nacht durch die langen Reihen schlafender Jungen schreitet und es fast körperlich empfindet, wie gemeinsame Erlebnisse des vergangenen Tages ihre nachbildenden Träume erfüllen.

Die größte Einheit der Wahlstätter Gemeinschaft ist das ganze Heim, das, wenn wir von der geringfügigen Zahl der Externen absehen, auch die Gemeinschaft der Schule darstellt. Zusammen kommt das Heim täglich viermal zu den Mahlzeiten, wo an langen Tischen je zehn Jungen unter ihrem Tischältesten, einem Oberprimaner, speisen. Natürlich bedienen bei Tisch Jungen, meistens Tertianer, die ihr nicht leichtes Amt mit der Ruhe und Sicherheit des Vielgeübten freiwillig und gerne versehen. Hier im Eßsaal werden nach den Mahlzeiten Nachrichten an alle übermittelt, hier geben die Führer der Gruppen Mitteilungen an die ihnen zugehörenden Mitglieder.

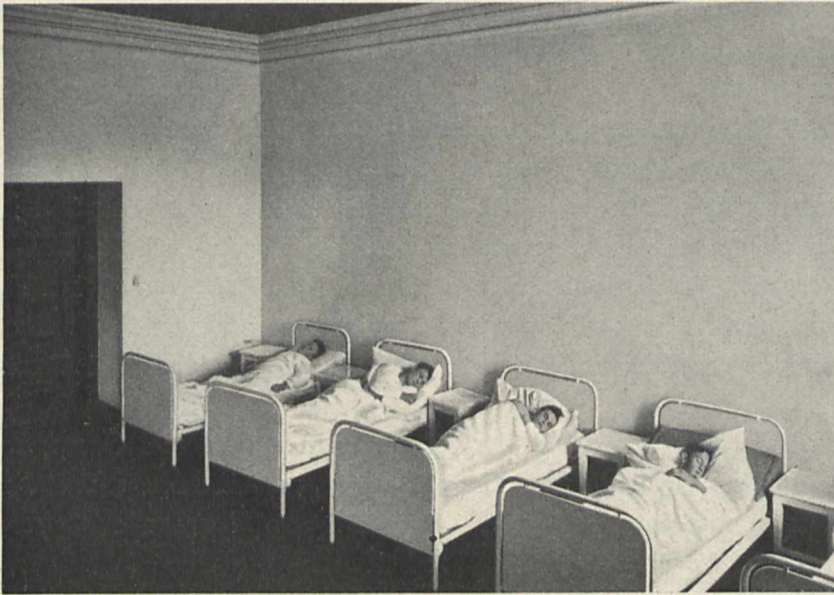
Diese zum weitaus größten Teil auf freier Arbeit der Schülerschaft aufgebauten Gruppen sind es, die dem Wahlstätter Leben ein besonderes Gepräge geben, und hier zweigt sich der Baum der Heimgemeinschaft in mannigfacher Weise. An der Spitze die Wandergruppen, die in Nest- und Singabenden, auf Wochenend- oder großer Fahrt ihre Jungen um sich scharen und fast tonangebend für Verhalten und Lebensauffassung in Wahlstatt sind. Da lebt die Theatergruppe, die immer wieder jung und alt durch Proben ihres Eifers und Könnens erfreut, da versammelt das Symphonieorchester in großer Besetzung eine stattliche Zahl, da lockt das Blasorchester mit Trommler- und Pfeiferzug, da wirbt die rassige, ihre Aufgabe mit Hingebung erfüllende Jazzkapelle. Ein besonderer Anziehungspunkt sind die Werkgruppen, die Modellierer, die Buchbinder, die Tischler, Drechsler und Schlosser. Wer möchte schließlich nicht einer der Gymnastikgruppen angehören, die fleißig auf dem Sportplatz üben, wer nicht der immer größer werdenden Tennisgruppe? Die Stillen schließen sich zur Pflege des Schul-

34



35





gartens zusammen, die Wagemutigen zur Gruppe für Segelfliegen, und noch immer ist die Zahl dieser kleinen Gemeinschaften nicht erschöpft. — Das charakteristische Kennzeichen fast aller dieser zahlreichen Gruppen ist ihr loses Gefüge. Sie sind keine Vereine. Satzungen und feste Vorschriften gibt es nicht, sondern Überlieferung und Führer sind die Klammern, die sie zusammenhalten. Besonders der Führer ist es, der seiner Gruppe Leben gibt. Mit ihm blüht sie auf, mit ihm geht sie, falls er lasch und unfähig ist, zugrunde, um unter neuer Führung wieder neu zu erstehen. Diese lose Bindung der Gruppen hat bisher die Gefahr vermieden, daß eine oder die andere sich bewußt in den Vordergrund schiebt, um Macht und Einfluß im Heim zu erringen. Ihr ungeschriebenes Gesetz ist Dienst an den andern, und es ist immer wieder ein die Herzen packendes Erlebnis, bei besonderen Ereignissen zu sehen, wie alle Gruppen sich in freier Arbeit zusammenschließen, um gemeinsam Großes zu vollbringen. Beim Besuch des Vereins für Geschichte Schlesiens in diesem Sommer, bei der großen Funkreportage im vorigen Herbst, beim Jubelfest aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens der Anstalt im Sommer 1930 war dieser Geist lebendig, und jeder war stolz darauf, Wahlstätter zu sein. Besonders die beglückende Aufführung der „Chinesischen Nachtigall“ faßte alle Kräfte des Heimes zusammen zu einer meisterhaften Leistung, wie sie nur selten gelingen kann.

Ein ungeheures Leben also pulst im Wahlstätter Heim und läßt fast die Befürchtung aufkommen, die Jungen könnten ihre Kräfte zersplittern, zumal die Schule selbst in ihren Arbeitsgemeinschaften noch mancherlei Sonderbeschäftigung bietet. Und doch sorgt bis auf wenige Ausnahmen das freie Spiel der Kräfte für den rechten Ausgleich und das rechte Maß.

Wahlstatt ist heute kein Kloster mehr, und stille Besinnlichkeit kann nicht mehr sein Wesenszug sein. Drum freuen wir uns von Herzen der Überfülle des Lebens und der Betätigungsmöglichkeiten; denn nirgends mehr als im Großheim gilt die alte Wahrheit, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist.



WIE SICH DIE STAATLICHE BILDUNGSANSTALT IHR HEIMATMUSEUM SCHUF

VON STUDIENRAT HANS ENTZIAN

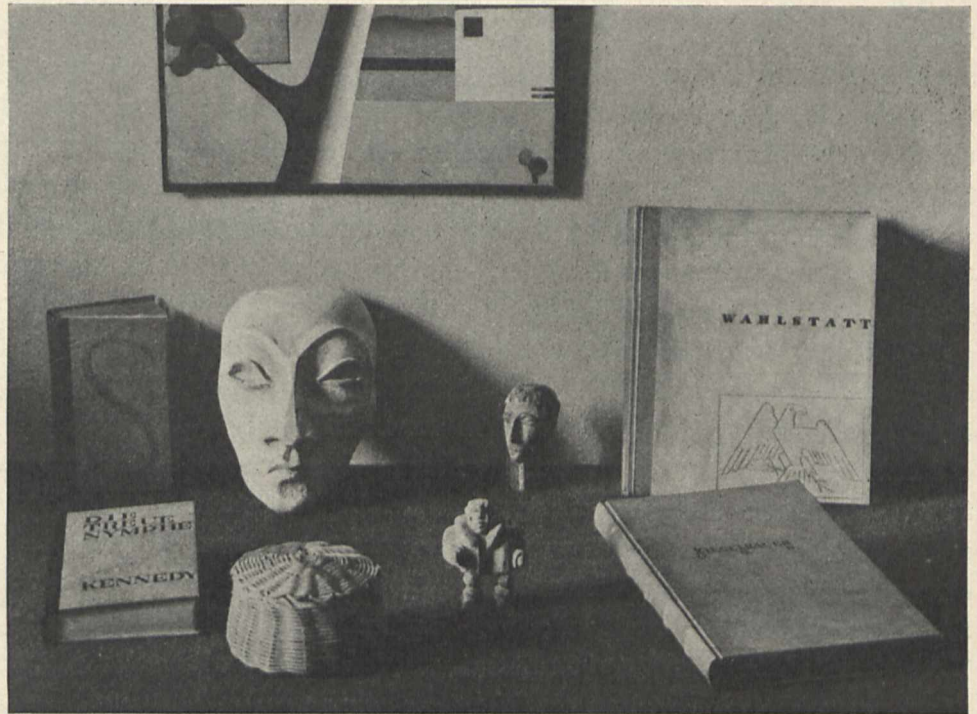
Der vorhergehende Aufsatz brachte zum Ausdruck, daß sich der neuzeitliche Erziehungswille, der den Schüler zu selbständigem Suchen und Gestalten anregt und zu gemeinsamer Arbeit wieder an die Gemeinschaft bindet, schon im Alltagsleben des Heims auswirken muß und bei den Schulfeiern, den Höhepunkten des Heimlebens, besonders deutlich in die Erscheinung tritt. Doch die bei solchen Gelegenheiten geleistete Arbeit hinterläßt keine äußeren Spuren. Ein bleibendes Beispiel des Zusammenwirkens der verschiedensten Kräfte ist aber das Wahlstätter Heimatmuseum. Hier haben nicht nur Lehrer und Schüler, sondern auch die alten Wahlstätter und Freunde der Anstalt, vornehmlich aus dem Kreise des Vereins der Freunde Wahlstatts, mitgearbeitet, um eine würdige Erinnerungsstätte an die Vergangenheit Wahlstatts zu schaffen, des Ortes, der so vielen Schülern eine zweite Heimat werden muß, an deren wechselvoller Geschichte sie Anteil nehmen sollen.

Diese Zusammenarbeit bestimmt den schlichten äußeren Charakter des Museums. Die Freunde der Anstalt konnten keine historisch oder künstlerisch wertvollen Prunkstücke zusammenbringen, und aus einer Werkgemeinschaft von Schülern gehen nicht Meisterstücke hervor. Doch haben Interesse und Eifer der zahlreichen Mitarbeiter ein Werk geschaffen, das jetzt schon seinen Zweck erfüllen kann, dem Besucher in einheitlichen Gesamtbildern



jedes Zeitabschnitts die Wahlstätter Geschichte nahezubringen. Der Arbeitswille und die Sammelfreude der kleinen und großen Helfer füllte bis zur Eröffnung des Museums am 22. Juni 1930 drei Räume, nach einem Jahre waren es fünf, und ein sechster wird bald hinzukommen. Diese früher unbenutzten, teils zellen- teils hallenartigen Räume liegen zu ebener Erde in einer Reihe am nördlichen Kreuzgang des Konventshofes. Ihre weite Flucht gibt mit dem hellen Farbton der Wände und den gewölbten Decken ein eindrucksvolles Bild der Raumkultur in klösterlicher Zeit.

Schon die Ausstattung des ersten, noch nicht eröffneten kleinen Saales, der Wahlstatt in seiner geographischen, geologischen und botanischen Umwelt zeigen soll, ist ein sprechendes Beispiel für die Zusammenarbeit der Schülergruppen unter sich und mit ihren Lehrern. Gegenwärtig arbeiten z. B. Erdkundler und Mathematiker, Tischler und Modellierer zusammen, um ein Panorama herzustellen, das als Anschauungsmittel gedacht ist und Wahlstatt in seiner beherrschenden Lage inmitten einer heroischen Landschaft vor der Kulisse des Bergkranzes vom Zobten bis zur Gröditzburg zeigen soll. Daß die im zweiten Raum untergebrachte prähistorische Sammlung ein lückenloses Bild der vorgeschichtlichen Zeitabschnitte in schlesischen Bodenfunden geben kann, ist dem Entgegenkommen des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau zu danken, das die durch Originalstücke nicht vertretenen Perioden durch vollkommen naturgetreue Nachbildungen darstellte. Die in der Abteilung „Technik der Vorzeit“ befindlichen Modelle sind aus der Tischlerei der Werkgemeinschaften hervorgegangen. Die Entwicklung des Wahlstätter Goldbergbaues vom Mittelalter an bis zu



39 Arbeiten einiger Werkgruppen

den letzten Versuchen im Jahre 1895 konnte auf Grund der sorgfältigen und eingehenden Jahresarbeit eines Wahlstätter Oberprimaners anschaulich gemacht werden. Die Photographengruppe beteiligte sich hier wie auch bei den folgenden Abteilungen an der bildlichen Erläuterung des geschichtlichen Hergangs.

Schülerarbeiten sind im nächsten Raum, der von der Mongolenschlacht und der uralten evangelischen Kirche berichtet, die große Kopie einer Zeichnung aus der Schlackenwerther Chronik und die eines Tafelbildes aus der Breslauer Bernhardkirche. Dem Herzog Heinrich II., dem ritterlichen Helden der großen Schlacht, setzte der Zeichenlehrer der Anstalt durch ein großes Freskogemälde ein würdiges Denkmal. Leihgaben der Liegnitzer evangelischen Kirchenbehörde sind die interessanten Pfarrakten aus dem 17. Jahrhundert, des evangelischen Pfarramts die spätgotische Holzstatue der heiligen Anna selbdritt, des evangelischen Kantors die alten Wahlstätter Gesangbücher. Das Wahlstätter katholische Pfarramt lieh alte Ölgemälde einiger Äbte und die schöne barocke Verkündigungsgruppe, die die wertvollsten Stücke des vierten Raumes sind. Der folgende erinnert an die Ereignisse des 30jährigen Krieges, des Siebenjährigen und der Freiheitskriege, soweit sie den Ort berührt haben. Besonders diese Abteilungen bereicherte das Liegnitzer Museum durch Leihgaben. Aus der französischen Arbeitsgemeinschaft der Schule stammen die Übersetzungen der Briefe, die Friedrich der Große aus Wahlstatt geschrieben hat, wo er im Jahre 1761 eine Zeitlang sein Hauptquartier hatte. In der Hauptsache aber ist der saalartige Raum der Erinnerung an die Kadettenzeit geweiht. Dank der Mitarbeit einer großen Zahl ehemaliger Kadetten, die dadurch ihre Anhänglichkeit an ihre alte Erziehungsstätte bewiesen, konnte er mit einer Fülle von Gegenständen ausgestattet

werden, die von dem Tageslauf des kleinen Kadetten erzählen und die spartanische Einfachheit seines Lebensstils eindringlich vor Augen führen. Wertvolle Erinnerungsstücke an Manfred von Richthofen schenkte die Mutter des großen Kampffliegers. Das Archiv der Anstalt gab mehrere Briefe Hindenburgs her, die sich mit seiner alten Kadettenstube beschäftigen; das wertvollste Handschreiben, das das Museum besitzt, überwies der letzte Kommandeur des Wahlstätter Kadettenhauses, Graf von Schlieffen. Literatur über den Weltkrieg stiftete der Patron des Ortes, Graf Blücher von Wahlstatt. Die Ausstattung des letzten Zimmers, das von dem Leben in der Staatlichen Bildungsanstalt erzählt, ist ausschließlich Schülerarbeit. Die Theatergruppe stellte Modellbühnen aus. Die Töpfer-, Tischler- und Bastelgruppen zeigen hier in einer stets wechselnden Ausstellung die Spitzenleistungen ihrer Tätigkeit.

So ist das Museum entstanden aus dem verständnisvollen Zusammenwirken von Freunden der Anstalt, Lehrern und Schülern. Vor allem aber dürfen die Schüler beanspruchen, daß ihre Arbeit mit besonderer Betonung genannt wird. In allen Räumen finden sich „ihre“ Ausstellungsstücke, und alle Jahrgänge sind dabei vertreten, ob nun der Primaner und Sekundaner eine mühevoll Kopie eines historisch wichtigen Gemäldes brachte oder der kleine Tertianer aus seiner Sparsbüchse ein Hindenburg-Fünfmärkstück besonderer Prägung stiftete. Das Wichtigste ist jedoch ihre in vielen Arbeitsstunden stets freiwillig geleistete unscheinbare und darum undankbare Kleinarbeit, die im einzelnen nicht aufgezählt werden kann, ohne die aber das Museum nicht zustande gekommen wäre.

ZEITTADEL VON WAHLSTATT

- | | |
|---|--|
| 1241 am 9. April wird Herzog Heinrich II. von Schlesien bei Wahlstatt von den Mongolen besiegt. | 1810 wird das Kloster säkularisiert, zwei Jahre darauf geht das Klostergut in Privatbesitz über, 1847 durch Kauf in den Besitz des Fürsten Gebhard Bernhard Karl Blücher von Wahlstatt, eines Enkels des Marschalls Vorwärts. |
| Um 1275 wird das Dorf Wahlstatt von deutschen Kolonisten gegründet. | 1836–38 wird das Klostergebäude in eine Kadettenanstalt umgebaut. |
| Im 14. Jahrhundert errichten die böhmischen Benediktiner aus Opatowitz in eine Propstei. | 1838 am 3. August wird die neue Kadettenanstalt eingeweiht. |
| 1524 löst sich die Benediktiner-Propstei auf, Wahlstatt wird protestantisch. | 1894–98 wird die Kadettenanstalt durch viele Gebäude erweitert. |
| 1641 zündet ein schwedisches Reiterfähnlein das Dorf an. | 1920 wird die Kadettenanstalt infolge des Vertrages von Versailles aufgelöst. |
| 1703 geht Wahlstatt in den Besitz des Braunauer Benediktinerklosters über u. wird katholisch. | 1920 am 2. Mai wird die Staatliche Bildungsanstalt eröffnet. |
| 1708 wird die Kirche infolge des Vertrages von Altranstadt den Protestanten zurückgegeben. | 1928 am 20. September besucht Reichspräsident von Hindenburg seine alte Erziehungsstätte. |
| 1723–32 baut Abt Othmar Zinke von Braunau Benediktinerkloster und -kirche. | 1930 wird anlässlich der Zehnjahrfeier das Wahlstätter Heimatmuseum eröffnet. |
| 1731 weiht der Breslauer Weihbischof Elias von Sommerfeld die Kirche ein. | 1931 tagt hier die Wanderversammlung des Vereins für Geschichte Schlesiens. |
| 1761 am 15. 16. August legt König Friedrich II. von Preußen sein Hauptquartier ins Kloster; das Dorf ist Mittelpunkt einer befestigten Stellung für das preußische Heer. | |

Schlesisches Himmelreich

Eine Wahlstätter Schulerinnerung.

Unserm Lateinlehrer bereiteten wir einmal einen Streich, der damals das einzige Tagesgespräch in der Anstalt bildete und noch heute viel belacht wird. Um unserer Klasse die geistige Urheberschaft dieses Streiches für alle Zeiten zu sichern, will ich ihn hier erzählen.

Unser Klassenkamerad „Franzl“ war ein Genie. Während wir vom Radio, das damals noch in den Kinderschuhen steckte, nur eine blasse Ahnung hatten, war Franzl mit Ausdrücken „Neurodyn“, „Gittervorspannung“, „Sperrkreis“ usw. derart herum, daß wir ehrfurchtsvoll seine Führung auf diesem Gebiete anerkannten. Nicht nur wir, sondern auch unser Oberstudienleiter, der schon lange geplant hatte, neben den anderen Werkräumen eine Radiobastelstube einzurichten. Im Erdgeschoß des südlichen Seitenflügels richtete sich Franzl mit einem großen Handwerkskasten, mit Spulen, Kautschukplatten und Lötlampe häuslich ein und bezog einen leerstehenden Raum. Genau über der „Radiobude“ lagen im ersten Stock die Wohnräume der Prima und das Primanerkasino. Kein Wunder, daß wir bald diese günstige Lage ausnützten, zwei Drähte, die wir unten an den Empfangsapparat angeschlossen hatten, an der Hauswand nach oben leiteten und nun abends im Bett, wenn in der Anstalt schon alles schlief, das schönste Konzert aus dem Lautsprecher hörten. Bald aber hatte Franzl eine weitere Neuerung ausgetüftelt. An eine Kopfhörermuschel montierte er einen großen Papptrichter, der als Mikrofon diente, schaltete zwischen den Lautsprecher oben und den Papptrichter unten eine Batterie, und die Telephonverbindung war fertig. Doch, wie das so ist, nach einigen Tagen hatte unsere Anlage den Reiz der Neuheit verloren, und wir sannan auf etwas ganz Neues.

Dr. X. versammelte wöchentlich an einem bestimmten Abende einige Primaner um sich, die er im Rahmen der Philosophischen Arbeitsgemeinschaft in die Probleme der neueren Philosophie einführte. Er hatte einige Referate verteilt, die bei der nächsten Zusammenkunft „steigen“ sollten. Wir wollten uns „drücken“, aber es half nichts, und der verhängnisvolle Abend rückte immer näher. Da grübelten wir nach einem Ausweg und suchten verzweifelt in den Rundfunkzeitungen, ob nicht zufällig an jenem Abend ein Vortrag über Philosophie gehalten würde, aber vergeblich. Doch der Gedanke beschäftigte uns weiter, und so kamen wir zu dem Entschluß: „Na, da machen wir uns eben selber 'nen Radiovortrag!“ Gedacht, getan! Am nächsten Morgen in der Lateinstunde: „Herr Doktor, heut um acht Uhr abends ist von München ein Vortrag von Professor Waldow über: ‚Descartes und seine Philosophie‘. Könnten wir den vielleicht an Stelle der Arbeitsgemeinschaft gemeinsam hören?“ — „Ach, das ist interessant. Waldow? Ja, das ist ja der bekannte Waldow aus München. Tadellos! Also um acht Uhr? Schön!“ — Den Namen des Professors hatten wir übrigens frei erfunden. — Abends wurde lange vor

acht Uhr schon ausprobiert, das Programm aufgestellt und die Instruktionen gegeben. Drei Mann steckten schon unten im „Senderraum“ und warteten vor dem Mikro (sprich: Papptrichter) auf das verabredete Signal. Es war kurz vor acht Uhr. „Psst! Bitte, leise!“ Mejn Klassenkamerad R. begann nun, mit wichtiger Miene und angestrengt in den Trichter lauschend völlig sinnlose Manipulationen an einem danebenstehenden abgewrackten Empfangsapparat. Wie zufällig mußte er plötzlich stark husten. Das was das Signal! Unten begann nun mein Klassenkamerad G. auf seiner Mundharmonika einen Ländler zu spielen und schritt langsam aus der Zimmerecke, wo er nur auf das verabredete Signal gewartet hatte, auf das Pappmikrofon zu. Oben drehte R. langsam an einer Skala und „holte“ so die Musik „ran“. Tatsächlich wurden auch die Klänge der „Schrammelkapelle“ immer lauter. Mit einer kurzen Wendung zu Doktor X. verkündete R. wichtig: „München!“ Mit einem mächtigen Jodler hörte das Konzert aus „München“ auf, und der Sprecher meldete sich: „Achtung! Hier ist der Südfunk, München, auf Welle 284. Meine Damen und Herren, Sie hören einen Vortrag von Herrn Professor Waldow über das Thema: ‚Descartes und seine rationalistische Erkenntnismethode‘. Darf ich bitten, Herr Professor . . .“ (Oben zückte Doktor X. Bleistift und Papier.) Und nun las unten einer am „Mikrofon“ unter Räuspern und Hüsteln eine Abhandlung über Descartes, die wir in einem uralten Bande „Welt und Wissen“ (oder so ähnlich) aufgestöbert hatten. Herrn Doktor X. schienen die Ausführungen zu gefallen, denn er nickte zuweilen zustimmend und wandte sich an die Umsitzenden mit kurzen Bemerkungen wie: „Nicht wahr? . . . stimmt . . . wie ich Ihnen schon sagte . . . Waldow scheint ihn vom Standpunkt der Scholastik zu behandeln . . .“ usw. Endlich beendete „Professor Waldow“ seine Ausführungen, und nun folgte unser Clou; der Ansager meldete sich: „Meine Damen und Herren, wir danken Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, besonders der Philosophischen Arbeitsgemeinschaft zu Wahlstatt mit ihrem verdienstvollen Leiter Doktor X.“ Aber nun kommt das Schönste: Doktor X. lächelte und . . . sann. Erst als seine Frage: „Aber woher wissen denn . . .“ durch ein lautes Gelächter unterbrochen wurde, ahnte er, daß da irgend etwas nicht stimmte. Und als ihm dann von allen Seiten die Sache erklärt wurde, schüttelte er immer wieder ungläubig und lächelnd den Kopf. Aber erst, als die drei Leute vom „Sender“ lachend erschienen und ihm den Vortrag schwarz auf weiß zeigten, sah er den ganzen Zusammenhang und freute sich herzlich mit uns. Ja, er gab uns sogar den Rat, seinen Kollegen Y. auf die gleiche Weise hinters Licht zu führen. Dazu kam es aber nicht, denn schon am andern Morgen war unser Radiovortrag in der ganzen Anstalt „rum“ und wurde von den Lehrern und Schülern viel belacht.

Kurt Kluge, stud. phil.

RUNDSCHAU

Musik

Die Werbung des Stadttheaters.

Plakate und Flugschriften bestürmen das Gewissen der Breslauer Einwohnerschaft, locken durch Verheißungen, verkünden wirtschaftliche Reformen. Die Pforten des Hauses haben sich aufgetan, die Werbung durch die Tat hat eingesetzt. Fünffach war die von der Intendanz selbstgewählte Probe auf die Leistungsfähigkeit des Instituts. Man stellte heraus: „Othello“, von Verdi die große italienische Oper, „Don Giovanni“ von Mozart, das Gipfelwerk der musikalischen Bühne im Rokoko, „Der Bettelstudent“, die klassische Operette Millöckers, „Salome“ von Richard Strauß, als Verkörperung des neuromantischen Operngedankens, und „Marta“, Flotows romantische Spieloper. Fünf stilistisch ganz verschiedenartige Schaustücke. Wie war die Werbekraft der Aufführungen?

„Othello“. Den ersten Akt möchte man sich immer wieder ansehen, wenigstens bis zu dem Moment, wo der herrliche Held als Ruhestifter auftritt. Mit dem cyprischen Hafen schläft nämlich auch der Geist der Aufführung ein. Solange Hartmanns Regie die Massen bewegt, solange seine Lebendigkeit auf gefüges Material trifft, solange blüht auch Verdis Musik. Man sieht, man hört, man fühlt sich in das Spiel hineingerissen. Hartmann ist ein Regisseur von großem Schwung. Wir wußten das längst, aber es war gut — im Interesse der Werbung —, daß sich seine gestaltende Kraft gleich am Anfang der Spielzeit demonstrierte. Die Spielleitung hatte natürlich auch die einzelnen Rollen erfassen wollen. Merkbar war es lediglich an Rudows Jago. Rudow hat den Fähnrich auch früher eindrucksvoll, aber ganz anders gegeben. Hartmann wollte weder einen eleganten Höfling, der an seine Gemeinheit wie an ein ihm schicksalhaft zukommendes Vorrecht glaubt (die Figur Baklanoffs), noch wollte er einen pathetischen Dämonen (das übliche Kulissenbild), sondern einen ordinären Streber, der, pfiffig, krieche- risch, durchaus von untenher, auf Avancement spekuliert. Das hat Rudow mit seinem scharfen Bühneninstinkt erfaßt und konsequent ausgeprägt. Die Sache war neu, und man war interessiert. Aber soll ein Jago bloß interessieren? Soll er nicht die herrliche, vielfarbige Gesangspartie mit üppigem Material ausstatten? Das vermag Rudow nicht mehr. Im Lyrischen behilft er sich, das Deklamatorische versteht er zu nuancieren, aber Kraft und Glanz entfalten sich nirgends. Setzt man Rudow weiterhin in großen Charakterpartien ein, wird das Publikum immer fesselnde Darstellungen zu sehen bekommen, aber die gesanglichen Möglichkeiten der Rollen nie erfüllt finden. Rudolf Streletz fehlt für Partien von der Art des Othello der Adel des Spiels und der Adel des Gesanges. Er weist nach, daß er die Heldenrolle mit großer physischer Kraft singen kann, daß sein Kehlkopf unerhört widerstandsfähig ist, daß er auch alle vorgeschriebenen Noten zu bringen imstande ist, aber über diese athletische Leistung hinaus vermag er in solchen Positionen nichts zu geben. Sein Othello offenbart eine Lücke im Ensemble. Es fehlt uns der elegante, edel singende Held italienischer Opern. Desdemona ist nichts anderes wie eine lyrische Repräsentationspartie. Sie in vornehmer Weise durchzuführen,

fiel Edith Holland nicht schwer. Für den knabenhaften Cassio reicht der kleine freundliche Tenor des Herrn Paul Schmidtman aus. Der neuverpflichtete junge Sänger wird das zweite Prinzenfach angemessen vertreten. Die kleine, oft kaum wahrgenommene Rolle des Ludovico rückte Gerd Herm Andras reife Kunst deutlich in den Vordergrund. Daß dieser charaktervolle, stimmstarke Künstler unser Oper erhalten blieb, ist außerordentlich zu begrüßen. Oppenheims Auslegung der Partitur ist in gleicher Weise geistvoll und temperamentgesättigt. Wenn er Stimmen zur Verfügung hat, die sich dem Klange seines Orchesters anzugleichen vermögen, dann wird die heroische Oper unter seiner Betreuung das Publikum anziehen.

Don Giovanni, stilistisch einwandfrei zu rubrizieren, ist für die Gegenwartsbühne ein Einzelfall. Es wäre unsrer Oper durchaus möglich, das Werk von diesem Gesichtspunkt aus zu behandeln, aber nicht am Anfang der Spielzeit. Dazu bedarf es langer Vorbereitung, langer Einspielung des Ensembles. Man kann den Don Giovanni natürlich auch so geben, wie gegenwärtig bei uns, mit solider Theaterpraxis, wie man eben Repertoieropern gibt. Manches wird wirksam herausgebracht, anderes geht verloren, man verschafft dem Publikum einen Durchschnittsabend, der niemanden verärgert, niemanden im Inneren sonderlich bewegt, der aber das Werk in seiner einzigartigen und einmaligen Vereinigung von Dämonie und Lebensfreude nicht erstehen läßt. Wenn man an eine Aufführung des Don Giovanni herangeht, muß man sich immer wieder vor Augen halten, daß über die stilistischen Werte und Eigenheiten dieser Oper außerordentlich viel und stark Gegensätzliches geschrieben worden ist, daß auch die Aufführungsprobleme immer wieder zur Debatte gestellt werden. Das Problem bleibt bestehen. Jeder Regisseur, jeder Kapellmeister hat es für sich zu lösen, nicht tastend und experimentierend, nicht mit Umgehung der Probleme, sondern aus persönlicher, durch eingehendste Beschäftigung mit dem Besonderen der Aufgabe gewonnener Überzeugung heraus. Der Don Giovanni ging bei uns so über die Bühne, daß man die in der Aufführung herausgestellten neuen Kräfte nicht beurteilen konnte. So treu, brav und bieder war die Wiedergabe.

Da war das Publikum in der Bettelstudentenaufführung besser dran. Obwohl die Wirkungsmöglichkeiten der Musik lange nicht erschöpft wurden — vor allem sind die Tempi des Dirigenten, Hermann Wetzlar, bei weitem nicht differenziert genug —, hatte doch die Wiedergabe Leben, Frische und Klang. Einen Operettentenor hat uns die Vorsehung zugeführt, der eine Anziehungskraft ersten Ranges sein dürfte. Benno Arnold verfügt über eine weiche, leicht anschlagende, schmelzreiche Stimme. Er singt mit Geschmack, spielt mit Charme, sieht gut aus, besitzt also alle Eigenschaften, mit denen man das Publikum erobert. Die neue Operettensängerin, Annaliese Riedner, ist nicht so reich ausgestattet, hält aber Niveau. Noch haben wir Julius Wilhelmi, der den Ollendorf mit auffallender stimmlicher Frische sang und mit hinreißender Komik mimte, Anny Kunze,

die Lebenslust sprühende Soubrette und die verschiedenen wirkungsvollen Chargen. Mit diesem Material läßt sich die klassische Operette glänzend bedienen. Die Bettelstudentenaufführung war ein Werbeabend von durchschlagendem Erfolge.

Die Salomeaufführung wird ihre Zugkraft erst erweisen, wenn Erika Darbo ins Ensemble eintreten wird. In der Premiere sprang dankenswerter Weise die immer in Reservbereitschaft stehende Frau Ebner-Oswald ein, darstellerisch der Partie durchaus gerecht werdend. Der Gewinn des sehr gut vorbereiteten Abends war aber die Vorstellung des blutjungen Baritons Hans Hotter. In ihm wird ein Heldensänger von Geblüt heranreifen. Ein urgesundes, kraftstrotzendes Material, kultiviert und musikalisch verwendet, eine vorteilhafte Bühnengestalt und sprachliches Ausdrucksvermögen: das ist der bewunderungswürdige Besitz des „Anfängers“. In ihm hat die Intendanz ein großes Talent zu betreuen. Möchte es ihr gelingen. Auch die übrigen Rollen der Oper sind vortrefflich besetzt: Ventur Singer gibt den Herodes, Herta Böhlke die Herodias, Benno Arnold den Naraboth, Herta Glatz den Pagen.

Man braucht auch Unterhaltungsopern, heute mehr als je. Vor dem Kriege hätte man einen so alten Schmöker wie „Marta“ nur dann herauszubringen gewagt, wenn man für den hyperlyrischen Lyonel einen auserlesenen Ritter vom hohen C zur Verfügung gehabt hätte. So etwas besaßen wir einmal in Hans Siewert. Heut sind andre Gründe für die Ausgrabung maßgebend. Man will dem neuen Theaterpublikum etwas harmlos und fröhlich Unterhaltendes vorsetzen. So glaubt man es zu gewinnen und andrer Kost allmählich zugänglich zu machen. Und wenn man den vergnügten Beifall hörte und die gute Laune des dichtbesetzten

Hauses spürte, da mußte man den Instanzen, die sich für den Zauber der letzten Rose entschieden hatten, recht geben. Und, was wesentlich ist, man mußte sich unbeschadet der eignen inneren Abwendung von so viel Kitsch darüber freuen, daß man sich mit der Sache die Mühe gegeben hatte, ihr eine neue, durchaus diskutabile Seite abzugewinnen. Man dämpfte die Rührseligkeit nach Möglichkeit ab, schloß sie gerade dort, wo sie sich früher am auffälligsten und peinlichsten breit machte, völlig aus und ging ganz auf Munterkeit aus. Alle Achtung vor dem Regisseur Hubert Franz, daß er den Schwankcharakter der Oper entdeckte und durchführte. Er hatte die schätzenswerte Mithilfe von Hans Oppenheim, dessen Temperament und Nüancierungsvermögen die Verfolgung des Regiegedankens aufs wirksamste unterstützte. Ein neuer Bühnenbildner, Wolf Hochheim, stellte sich vor. Was er zeigte, war reichlich naiv, paßte aber zur Laune des Abends. Ohne eine Enttäuschung ging's leider nicht ab. Sie verschaffte uns der neue lyrische Tenor Dragomier Stefanovic. Gutes Tenormaterial ist vorhanden, aber sonst wirklich nichts. Die bescheidensten Anforderungen an Gesangskunst und Darstellungsvermögen werden nicht erfüllt. Der Beifall des anspruchslosen Sonntagepublikums entscheidet keineswegs über die Verwendbarkeit des Sängers, der letzten Endes bei uns ganz andre Aufgaben zu erfüllen hat, als der entschwundenen Marta ängstlich nachzuflöten. Wenn es nicht gelingt, den jungen Mann für eine ausgeglichene Kantilene und zu energischer Tongebung zu erziehen, ist seine Anwerbung, trotz des guten Stimmmaterials, ein Fehlgriff. Sehr erfreulich war das Bekanntwerden mit der Koloratursoubrette Augusta Poell. Wir hörten eine angenehme, gut gebildete Stimme und sahen leichtbeschwingtes, an-

DIE SCHLESISCHEN MONATSHEFTE

veranstalten unter Mitwirkung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer

vom 15. November bis 15. Dezember

eine große

INTERNATIONALE PHOTO-AUSSTELLUNG

im Lichthof und in den Erdgeschoßräumen des Museums. Die Ausstellung, die in Essen zusammengestellt worden ist, soll in Breslau um eine Abteilung schlesischer Amateure ergänzt werden. Wir richten darum an die Öffentlichkeit die Bitte, sich mit Einsendung von photographischen Arbeiten an dieser Ausstellung zu beteiligen. Es handelt sich um charakteristische Aufnahmen der schlesischen Landschaft, des schlesischen Menschen und der schlesischen Kunst, ferner um Porträts und neuzeitlich gesehene Photos. Bedingung für die Annahme ist, daß die Photos im Mindestformat 24×30 cm betragen und auf Karton aufgezogen sind. Über die Annahme entscheidet eine Jury. Der Einlieferungstermin läuft am Donnerstag, den 15. Oktober 1931, ab. Die Namen der Einsender werden, soweit sie Berücksichtigung finden konnten, im Novemberheft der Schles. Monatshefte bekanntgegeben. Sendungen von auswärts ist Rückporto beizufügen. Die einheimischen Arbeiten stehen nach Schluß der Ausstellung in der Bibliothek des Schles. Museums für Kunstgewerbe und Altertümer zur Abholung bereit. Das Büro der Ausstellung befindet sich ebenfalls dort, Graupenstraße 14, wohin auch die Einsendungen mit dem Vermerk „Photoausstellung“ zu richten sind.

mutiges Spiel. In der Nancy der Herta Glatz hatte sie eine Gefährtin, wie wir sie vielleicht in Breslau überhaupt noch nicht gesehen und gehört haben. In der Stimme eitel Wohlklang, im Vortrag Musikalität und freier Ausdruck, im Spiel lebenswürdigster Humor, als besondere Würze reizvolle, aparte Erscheinung.

Erwin Frim war ein drolliger Lord, Heinrich Pflanzl ein Plunkett von herzerfrischender Biederkeit. War's auch bloß Marta, der Abend war eine kräftige Werbung für unsere Opernbühne. Im großen und ganzen: die Oper wird in der kommenden Spielzeit ihre künstlerischen Verpflichtungen zu erfüllen vermögen.

Rudolf Bilke

Theater

Schauspiel.

Kaum ist je eine Spielzeit auf so düsterem Zeithintergrunde eröffnet worden. Wohl kann man sagen, daß innerhalb der Gesamtsituation des Theaters das Schauspiel noch weit bessere Lebensumstände hat als seine musikalische Schwester; denn es arbeitet mit sehr viel bescheideneren Mitteln, ist weniger abhängig von der Hilfe der öffentlichen Hand, ist beweglicher in der Anpassung seines Betriebsapparates an die Wirtschaftslage und wird in ungleich größerem Maße durch die Besucherorganisationen gestützt. Aber die Sorgen sind damit keineswegs aus der Welt geschafft; inmitten aller festliegenden und einigermaßen gesicherten Einnahmen bleibt auch hier der freie Tagesverkauf ein nie berechenbarer, schwankender Posten.

Die Eigentumsverhältnisse der beiden Theater haben in den letzten Wochen neue, zum Teil endgültige Regelung erfahren. Die Oddfellow-Loge als Erbin des Thaliatheaters hat das Kaufangebot der Breslauer Volksbühne angenommen, die nunmehr das Haus um den Preis von 97 000 RM. (zuzüglich 11 000 RM an den Besitz gebundener jährlicher Legate) erworben hat. Sie verfolgt mit dem Ankauf keine geschäftlichen Nutzungsabsichten, sondern lediglich die Sicherung des Betriebes und die Erhaltung des Theaters in der dichtestbevölkerten Gegend der Stadt, deren Ausbaurichtung im Westen ist. Die Volksbühne tritt also nur als neue Eigentümerin in den Pachtvertrag mit der Vereinigten Theater G. m. b. H. ein, ohne daß der Betrieb eine Änderung erführe. Ob der Verein die Mittel aufwenden wird zur Ausführung der nötigsten baulichen Verbesserungsarbeiten, steht noch nicht fest; es kann aber

angenommen werden, daß er dem Hause nicht in seinem jetzigen Zustande den Namen Gerhart Hauptmanns geben wird, wie es beabsichtigt ist.

Das Lobetheater soll am 29. Oktober zur Zwangsversteigerung kommen: der letzte Akt der Tragödie Dr. Theodor Loewes, des Mannes, der einst Breslaus glänzendste Theaterperiode heraufgeführt hat und der nun im Greisenalter Stück für Stück der Früchte seiner Lebensarbeit verliert. Die Stadt, selbst in Not und Sorge um ihren täglichen Lebensbedarf, wird es nicht verhindern können, daß das Haus in andere Hände kommt. Den Betrieb durch die Vereinigte Theater G. m. b. H. sichert aber auch dann ein mehrjähriger Pachtvertrag, der übernommen werden muß. Was noch im Sommer als Möglichkeit diskutiert wurde, daß das Schauspielhaus (Operettenbühne) von den Vereinigten Theatern mitbespielt wird, ist nicht eingetreten. Die Zwangsversteigerung dieses gleichfalls Dr. Loewe gehörenden Hauses wurde ausgesetzt, weil kein tragbares Angebot abgegeben wurde. Das Haus wird nun bis auf weiteres von fallweisen auswärtigen Gastspieltruppen benutzt; an einen geregelten privaten Operettenbetrieb ist für diesen Winter nicht mehr zu rechnen. So bleiben die Besitzverhältnisse für die privaten Bühnen bis auf das Thaliatheater weiterhin ungeklärt, und es steht nur zu hoffen, daß nicht durch die Willkür des Zufalls Voraussetzungen geschaffen werden, die den bisherigen Kräfteausgleich stören und durch Auftreten privater Konkurrenzen die mühsam gehaltene Stabilität des Betriebs bei Stadttheater und Barnaybühnen gefährden. Adler.

Bildende Kunst

Berliner Herbstausstellungen.

Unter dem Titel „Frauenbildnisse unserer Zeit“ hat der Verein Berliner Künstler diesmal viele Prominente zusammengerufen. Neben Slevogt, Liebermann, Leo von Koenig, Pechstein u. v. a. sind auch einige Schlesier vertreten. Da ist ein zartes Porträt der Malerin Heidi Lenzen von Eugen Spiro, dann Konrad von Kardorffs Bildnis seiner Gattin im Garten, handwerklich sehr gut durchgearbeitet. Raphael Schuster-Woldan erzielt eine gute Wirkung mit dem Porträt eines älteren blassen Mädchens vor blassem, hellen Grund. Besonders erfreulich ist ein Frauenkopf von Joachim Karsch, diesmal weniger madonnenhaft, statt dessen sehr gut in fester, erdgebundener Körperlichkeit.

Zwei Schlesier zeigen sich mit Kollektivausstellungen im Haus der Juryfreien. Der eine ist Georg Kinzer aus Leobschütz, der von sich selbst sagt, die „kümmerliche Gegend“ seiner oberschlesischen Heimat sei seiner Kunst richtunggebend gewesen und in Italien hätte ihn lediglich ein schmutziger Hinterhof in Venedig interessiert. Diese Einstellung findet auch in Kinzels Motivwahl ihren Niederschlag. Kneipenbilder und Hinterhäuser dominieren. Aber alles wird mit

gutem Können in den kalten Farben der klaren Sachlichkeit vorgetragen. Die Komposition könnte manchmal etwas straffer sein. Dann wird der Künstler auch am ehesten der Gefahr entrinnen, sich zu tief in Genredetails zu verlieren. — Der andere ist Arthur Ressel aus Agnetendorf. Er hat fast ausschließlich Porträts ausgestellt, wobei er manche recht gute Leistung zeigt. Hin und wieder hat seine eigenartige, etwas altmeisterliche Malweise vorzügliche Ergebnisse, so die „Familie um den Putzappel“ und einige Kinderbilder. Recht gut ist auch die „Blühende Kaktee“. Hier berührt sich Ressel ein wenig mit Franz Lenk.

Im Schloß Bellevue ist der zweite Teil der großen Berliner Kunstausstellung eröffnet worden, der neben Berliner Graphiken einige auswärtige Sonderausstellungen von Ölbildern und Plastiken enthält. Hans Baluschek, auch er bekanntlich ein Schlesier, hat zwei Aquarelle mit Eisenbahnmotiven ausgestellt, womit er sich seinen altbekannten Themen wieder zuwendet. Sie sind deshalb interessant, weil sie die freie Kompositionsweise dieses Künstlers zeigen, die schwersten Bildteile nur so von außen an die Bildfläche heranzuschieben, vom Rahmen überschritten, um dann die

freie Mitte voll wirken zu lassen. In einem Fall ist es ein Schienenstrang, der sich von der Lokomotive aus ins schwarze Land des Grubenreviers hineinzieht. Wichtiger aber ist uns die Sonderausstellung Breslauer Künstler. Sie zerfällt in zwei Gruppen. Die eine, ältere, enthält jene immer noch übliche Malerei, die dem früheren 19. Jahrhundert entstammt. Hier erregen höchstens die portugiesischen Szenen von Charlotte Pauly einiges Interesse, weil sie sich mit Erfolg um ornamentmäßige Lösung der Komposition bemühen, ins Teppichhafte, Dekorative hinüber. Vielleicht liegen für diese Gruppen, die man immer noch nicht weglegen kann, wirklich die besten Möglichkeiten im rein Dekorativen. Dann mag es kein Zufall sein, daß man das immer noch gute „Winterblumen“-Bild von Wislicenus aus dem Jahre 1903 mit hergeschickt hat. Viel interessanter ist die andere Gruppe, die in zwei — leider kleineren — Sälen lebendiges Breslauer Kunstschaffen zeigt. Man hat sie hier weit auseinandergehängt, diese beiden Gruppen. Die ganz vorzügliche Sonderausstellung der Prager Sezession liegt dazwischen. Man hätte sie noch weiter von einander entfernen können. Denn außer der Herkunft aus Breslau haben sie wirklich nichts gemeinsam. In dieser zweiten Gruppe finden sich zwar auch keine Höchstleistungen. Aber das einheitliche Bild einer anständigen Mittelqualität bietet sich dar. Lebendige Künstler, die sich nicht nur rückwärts träumen, verschiedenen Meistern verpflichtet und nach verschiedenen Richtungen strebend, haben sich hier zu einem erfreulichen Ensemble zusammengefunden. Paul Felkendorf, wohl an Hofer und den Italienern Carra und Chirico geschult,

zeigt Menschengestalten in kalkig-hellen Farben. Erich Leitgeb hat eine südliche Landschaft geschickt, deren Vorbilder vielleicht inhaltsreicher sein mögen. Sie ist aber doch von einleuchtender Qualität. Wärmer sind die Hafengebilde aus Marseille und Korsika von Gerda Stryi. Farbig hat sie recht gute Lösungen. Alfred Haberfeld stellt etwas unterschiedliche Porträts aus. Sein „Liebespaar“ scheint an Beckmann anzuklingen. Interessanter ist Julius Haberfeld, der in seinen Mädchenrückenbildern, Stilleben und Landschaften mit tiefen satten Tönen gute Farblösungen in bestgelungenen Kompositionen erzeugt. Von Hugo Petzold ist ein gutes Herrenporträt da. Die Ölstudie „Frühmorgens“ ist weniger gelungen. Ein hübsches Aquarell „Dorfteich“ von Gertrud Kleinert sei noch nachgetragen. Dazu gesellt sich eine Kollektion Plastiken von Thomas Myrtek, manchmal ein bißchen hart. Ein „Frauenkopf“ aus Stein, der alte Mann und das Bronzekinderköpfchen, seien besonders genannt.

Die Kunstakademie ist der Ausstellung bedauerlicherweise ferngeblieben, sodaß der Sonderausstellung Breslauer Künstler gerade die Besten fehlen.

Die Deutsche Kunstgemeinschaft setzt ihre Glaspalastfolge weiter fort. Bei dieser Gelegenheit wird eine Sonderschau von Willy Jaeckel veranstaltet, die aber den Bildern aus der Frühjahrsausstellung der Akademie nur einige kühn komponierte Aktbilder, Blumenstücke und eine Waldlandschaft hinzufügt. Die so sehr eigenwillige Kunst dieses Schlesiens erregt in größerer Zahl stets besonderes Interesse.

Max Göring.

Ostlandfahrt der deutschen Hochschulen

Bei den zahlreichen Jahresversammlungen der verschiedensten Verbände, die in letzter Zeit in Breslau eingekehrt sind, hat man die besonderen schlesischen Grenzlandprobleme nur flüchtig nebenher behandeln können. Das war ganz natürlich, denn der Schwerpunkt solcher Veranstaltungen liegt immer bei dem Gegenstand der Tagung. Nur sehr selten kamen größere Gruppen mittel- oder westdeutscher Reisender nach Schlesien, um seine Grenzen zu studieren, seine Not kennen zu lernen, seine Schönheiten in sich aufzunehmen. Wohl waren kleine Ansätze dazu da: Westdeutsche Pressevertreter haben Schlesien bereist, die preußischen Landeshauptleute weilten in unseren Provinzen, doch der Strom der Besucher, die etwa über das Riesengebirge hinaus unser Land durchforscht hätten, ist ausgeblieben. Wir hören hier in Schlesien zwar oft von Gesellschaftsreisen der Reichsbahn oder der Verkehrsbüros nach den verschiedensten Gegenden des In- und Auslandes, wir vermissen nur, daß im Reich nun endlich einmal auch Gesellschaftsreisen nach Breslau und den schlesischen Landen zustande kommen. Aber auch Schlesien selbst hat bisher weiteren Kreisen die Möglichkeiten zu schlesischen Studienreisen kaum geschaffen.

Daher war es ein fruchtbares Unternehmen, als Universität und Technische Hochschule Breslau sich den Gedanken des Ehrensenators der Universität, Landeskammerer Werner, zu eigen machten, um nach Schluß des Sommersemesters eine solche Studienfahrt zu veranstalten. Sie luden zu einer „Ostlandfahrt der deutschen Hochschulen nach Breslau und den schlesischen Grenzmarken“ ein und konnten mit Hilfe der Provinzen Nieder- und Oberschlesien, der Stadt Breslau und der Breslauer Industrie- und Handelskammer diese Fahrt in der Woche vom 3.—9. August erfolgreich durchführen.

Etwa 130 Studenten und Dozenten aus Münster, Marburg, Göttingen, Halle, Köln, München, Frankfurt, Berlin, Leipzig, Karlsruhe, Hannover, Prag und Pilsen, von denen die meisten bisher schlesischen Boden noch nie betreten hatten, waren der Einladung gefolgt. Aus Münster kam unter Führung des dortigen Rektors Prof. Dr. Krause (eines gebürtigen Schlesiens) eine geschlossene Gruppe von 53 Teilnehmern.

Wissenschaftler und Praktiker sollten in möglichst umfassender Weise den Gästen das Werden des schlesischen Landes aufzeigen, ihnen eine eingehende Kenntnis des schlesischen Grenzlandproblems vermitteln und sie mit der Schönheit Schlesiens bekanntmachen. Das alles sollte unterstützt werden durch Besichtigungsfahrten und Führungen, um das Gehörte durch das Geschauten wirksam zu vertiefen.

So wurden zunächst, auf verschiedene Tage verteilt, eine Reihe von Vorträgen gehalten. Über Schlesiens Landschaften sprach Prof. Geisler, über den geschichtlichen Werdegang Kustos Dr. Petersen (Vor- und Frühgeschichte) und Prof. Koebner (Geschichte). Prof. Landsberger umriß an Hand vieler Lichtbilder Breslaus Stellung in der Kunstgeschichte. Die wirtschaftlichen und Grenzlandprobleme wurden sehr eingehend behandelt. Zur Minderheitenfrage sprach Prof. Wegner über das Völkerrecht und die Rechtslage des deutschen Volkes in fremden Staaten. Prof. Hesse zeichnete das Ostproblem. Prof. Wilh. Tafel gab einen Überblick über die schlesische Industrie; über die schlesische Landwirtschaft sprach Generallandschaftsrepräsentant Dr. v. Websky. Die Bedeutung Schlesiens für den Handel kennzeichnete Handelskammersyndikus Dr. Freymark in seinem Vortrag „Schlesien, die Brücke zum Osten“. Über den gesamten Komplex der kommunalen Ostfragen sprach abschließend Lan-



Breslauer Großstadtbild
Die neue Städtische Sparkasse
am Ring, Ecke Blücherplatz
Architekt Heinrich Rump

phot. Lotte Stegmann

deskämmerer Werner. Zu diesen Vorträgen gesellten sich die während der Besichtigungsfahrten gehaltenen. Eine Fahrt ging in das ostniederschlesische Grenzgebiet der Kreise Militsch-Trachenberg, Groß-Wartenberg und Namslau. Durch die Ausführungen der Landräte Sperling (Militsch) und Dankelmann (Namslau) erhielten hierbei alle Teilnehmer sehr eindrucksvolle Beispiele der sinnlosen Grenzziehung, die auch hier rein deutsches Land ohne Befragung des Volkswillens an Polen gegeben hat. Die kaum zu ertragende Not dieser Grenzkreise wurde deutlich geschildert, zugleich bekamen die Gäste aber auch einen Einblick in den kulturellen Selbstbehauptungswillen dieser höchst gefährdeten Landstriche bei der Besichtigung des neuen vorbildlichen Militscher Realgymnasiums, und Prof. Pax führte in einem Vortrag in die Tier- und Pflanzenwelt der Bartsch-Niederung ein. Eine Fahrt ins oberschlesische Industriegebiet zeigte den Besuchern dessen wirtschaftliche Bedeutung. Es wurden Industrierwerke verschiedener Art besichtigt, Direktor Schreiber und der Ehrensenator der Universität Generaldirektor Dr. Berve sprachen über die Entwicklung und die Lage der oberschlesischen Industrie, und der Geschäftsführer des Berg- und Hüttenmännischen Vereins Dr. Pyrkosch schilderte eingehend die Not Oberschlesiens.

Die dritte Fahrt ins schlesische Gebirge sollte hauptsächlich mit der Schönheit des schlesischen Landes bekannt machen. Auch hier ging man nicht an der Not vorüber, die Oberbürgermeister Schubert-Waldenburg in erschütternden Ausführungen darstellte, als er auf der Schillerhöhe in Waldenburg angesichts des Waldenburger Berglandes über die Notlage dieses Industriegebietes und seiner Arbeiterschaft sprach. Ihre soziale und kulturelle Lage wurde plastisch gezeichnet: sie ist unsagbar traurig und immer noch zu wenig bekannt und zu wenig berücksichtigt. Doch das Selbstvertrauen, das aus den Worten des Redners sprach, teilte sich auch den Zuhörern mit, unterstützt von dem Anblick der im Sonnenschein ausgebreiteten blühenden Landschaft. Die übrigen Durchgangspunkte dieser Fahrt: Krieblowitz mit dem Blüchergrab, Grüssau, wo P. Dr. v. Lutterotti durch die barocken Kunstschätze führte, die Segelflugschule Grunau, wo Wolf Hirt Proben seines Könnens ablegte, und die Talsperre Breitenhain im Schlesiertal zeigten gleich Waldenburg die Schönheiten der Landschaften und die Vielfältigkeit ihrer Eindrücke. Am Endpunkt der Fahrt, in Schreiberhau, wurden diese Eindrücke abgerundet durch Hermann Stehr, der über den schlesischen Menschen sprach und liebevoll seinen Charakter und seine Wesensart zeichnete. *Andreae.*

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Umstellung

Wenn keine Wunder geschehen — und in der Wirtschaft gibt es keine Wunder, wie zuletzt das ramponierte Wirtschaftswunder Amerika bewies — wird sich die Staatsgewalt in sehr naher Zeit zu recht erheblichen weiteren Eingriffen in die privatwirtschaftliche Sphäre entschließen müssen. Die großen Auf-

gaben der rationellen Arbeitsverteilung, der Erweiterung der Kreditmöglichkeiten, nicht zuletzt einer wirklich spürbaren Preissenkung nach bis jetzt mehr oder weniger akademischen Erfolgen dulden keinen Aufschub mehr. Nur der wird sich dann über Rigorosität der Bürokratie mit einiger Aussicht, gehört zu werden,

beklagen können, der wirklich in der immerhin reichlichen Zeit, die solches Vorgehen auf sich warten ließ, ernsthaft sich um die Ordnung im eigenen Haus bemüht hat. Diese Feststellung soll nichts mit dem jetzt öfters beliebten Schlagwort von der Galgenfrist, die dem Kapitalismus noch gesetzt sei, zu tun haben; soweit sind wir nach unserer Überzeugung noch nicht.

Wie sieht es mit solcher Bereinigung bei uns aus? Im Septemberheft wurde auf den bevorstehenden Zusammenschluß der oberschlesischen Eisenindustrie hingewiesen. Er ist inzwischen Tatsache geworden, jedenfalls soweit er die Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerke und die beiden staatlichen Hütten umfaßt. Der Vertragsabschluß zwischen Oberhütten und Borsigwerk steht noch aus, ist aber trotz aller üblichen Dementis der Borsigwerk A.-G. demnächst zu erwarten, sobald das notwendige Arrangement bei Borsig-Tegel festliegt. Schon seit längerer Zeit erfolgt auch zwischen Oberhütten und Borsig eine rationelle Auftragsverteilung. Der erweiterte Oberhüttenkonzern konzentriert sich jetzt lediglich auf Eisen und Stahl. Die bis jetzt zu ihm gehörende Konkordia-grube ist ausgeschieden und wird direkt von der Ballestremischen Verwaltung bearbeitet. Die Konkordia-grube wird mit der benachbarten Castellengo-Abwehrgrube unter Tage verbunden, der Übertagebetrieb der Konkordia-grube dementsprechend eingestellt. Die kombinierten Gruben stellen den weitaus größten und ertragreichsten Kohlenbetrieb des Reviers dar. Ob auf dem Gebiet des Bergbaus noch weitere Konzentrationen durchgeführt werden, steht noch dahin. Wünsche sind in dieser Beziehung verschiedentlich vorhanden. Bei dieser Gelegenheit sei wieder einmal daran erinnert, daß im niederschlesischen Bergrevier die dort noch wichtigere Produktionskonzentration, die zur Ausschaltung erheblicher Fehlleitungen von Kapital führen kann, noch immer eine empfindliche Lücke aufweist. Neben der konzentrierten Niederschlesischen Bergbau A.-G. bestehen die Pleßschen Betriebe noch immer selbständig. Ihre Felder schneiden zum Teil die der Niebag recht erheblich. Dieser seit langem unerwünschte Zustand kann möglicherweise in Verfolg der großen finanziellen Schwierigkeiten des Pleßkonzerns in absehbarer Zeit eine Änderung erfahren. Augenblicklich steht es noch nicht endgültig fest, ob das Pleß gewähre und schon einmal bis zum 30. September verlängerte Moratorium auf weitere sechs Monate ausgedehnt wird. Auch wenn das der Fall und damit der Konkurs vermeidbar sein sollte, wird eine endgültige Regulierung doch kaum ohne spürbare Gesichtsveränderung des Waldenburger Reviers vor sich gehen. In Niederschlesien harret noch ein zweiter Industriekomplex der Bereinigung. Die Textilindustrie, vor allem soweit sie auf Leinen und Baumwolle eingestellt ist, sollte sich bekanntlich schon seit vielen Jahren fusionieren. Ein kleiner Teilerfolg ist seinerzeit mit der Verschmelzung von Kramsta und Methner u. Frahe erzielt worden. An dieser Fusion hat allerdings bis jetzt wohl noch niemand recht Freude gehabt. Im Gegenteil, die technisch gerade noch vorher außerordentlich weitgehend und kostspielig ausgebauten

Kramsta-Betriebe sind jetzt beide endgültig stillgelegt worden. Es war von vornherein zu erwarten, daß nur ganze Arbeit hier eine allmähliche Lösung der über großen Schwierigkeiten hätte bringen können. Und wenn auch die gegenwärtige allgemeine Krise das Bild etwas verwischt hat: an dieser Grundvoraussetzung für eine allmähliche, wenn auch opferreiche Gesundung der Textilindustrie muß festgehalten werden.

Abgesehen von solchen besitzmäßigen Umgruppierungen und der Schaffung von Möglichkeiten zweckmäßiger Betriebsführung harren noch andere schwere Aufgaben der Lösung. Gerade bei uns, wo es von jeher ein viel schwächeres Fluktuiieren der Arbeitskräfte gegeben hat, wo der Berg- und Hüttenmann nicht in die Verarbeitungsindustrie herüberwechselt, der Textilarbeiter für immer an seine Branche gebunden ist, scheint die Aufteilung der verfügbaren Arbeitsmenge besonders dringend. Die preußischen Bergwerksverwaltungen sind mit einer generellen Arbeitsstreckung durch Arbeitszeitverkürzung vorgegangen. In Niederschlesien haben die Niebag und die Neuroder Kohlen- und Tonwerke das System der vierwöchigen Werksurlaubung nach sechsmonatiger Vollarbeit eingeführt und damit etwa 1400 Bergarbeitern neue Arbeitsmöglichkeiten gegeben. Es wird weder im Bergbau bei diesen Ansätzen bleiben, noch werden sie sich auf den Bergbau allein erstrecken können.

Noch haben es die Betriebsleitungen selbst in der Hand, Entschlüsse zu fassen. In ihrem Interesse liegt es, die Zeitspanne, die ihnen noch für eigene Entschlüsse gelassen ist, zweckmäßig auszunutzen. Daneben muß jede Möglichkeit neuer Arbeitsbeschaffung mit letzter Energie erfaßt werden, um von dem Heer der Arbeitslosen wenigstens einen Teil wieder zu konsumkräftigen Existenzen zu machen. Die öffentliche Hand darf, wo sie bei solchen Versuchen mit-helfen kann, und wo ihr genügende Garantien geboten werden, nicht kleinlich und bürokratisch sein. Man kann nur hoffen, daß die Verhandlungen, die zwischen der Schuhfabrikationsfirma Langermann-Pirmasens und der Stadt Breslau schweben, recht bald doch zu einer Einigung führen, die es ermöglicht, die jetzt stillliegenden Dorndorf-Betriebe mit einer erheblich größeren Arbeiterzahl als sie auch vor dem Zusammenbruch dieser Firma beschäftigt war, wieder neu zu eröffnen. So wenig man Grund hat, für den tschechischen „Schuh-Ford“ Bata die Reklame-trommel zu rühren, muß man es auch begrüßen, daß er sich trotz der gegenwärtigen Schwierigkeiten nicht von der Durchführung seines oberschlesischen Bau-programms abhalten läßt. Man muß ebenso fürsorglich die Versuche verfolgen, die zur Zeit von oberschlesischen Kommunalverbänden zur Ansiedlung von Arbeitslosen in der Beuthener und Gleiwitzer Gegend gemacht werden. Mag da auch manches dilettantisch erscheinen, das neue Gleiwitzer Projekt gerade kann auf das glückliche Gelingen des dort propagierten Musterbeispiels in Brandenburg a. d. H. mit Recht hinweisen. Darge.

Bücher

Theodor Feller: **Der fahrende Scholar**. Verlag von Franke Buchhandlung, Habelschwerdt 1931. Pr. 1 RM. 72 S.

Keinem, der unsre heutigen Studenten betrachtet, kann es entgehen, daß unseliger parteipolitischer Hader, krampfhaftes ängstliches Drängen nach dem so schwer

erreichbaren Berufsziel, ja auch die übersachliche nüchterne Haltung des Sportstudenten jene schönsten Gaben der Jugend, Begeisterung und Traum, verdrängen und vernichten. Um so erfreulicher ist es, in einem kleinen Buch „Der fahrende Scholar“, — schon dem Titel nach allem Allzuheutigen entrückt — zu lesen

daß auch auf unsern Universitäten der Ton echter Jugend noch nicht ganz verklungen ist. In knappen bildhaften Betrachtungen und feinen klangvollen Gedichten setzt sich hier ein junger Mensch — er ist heute als Studienassessor in Wahlstatt tätig — mit den Fragen des Lebens auseinander. Es sind keine politischen Bekenntnisse und philosophischen Doktrinen, keine künstlerischen Experimente und psychoanalytischen Erlebnisse; mit großer Innerlichkeit und Selbständigkeit werden die uralten Rätsel von Gott und Unsterblichkeit, vom letzten Sinn des Lebens gedeutet und gestaltet. Formung des Lebens und Bildung der Lebensaufgabe, Stellung zur Umwelt und zum Bereich des Geistes, Liebe und Verzicht, kurz, alles, was ein junges Herz erregt und bewegt, was jeder wesentliche einmal für sich durchdenken und durchkämpfen muß, findet hier seinen Ausdruck. Was auch in einer entgötterten Welt, da die Ideale farblos wurden, noch der Begeisterung würdig bleibt: in kraftvoller bewußter Arbeit sich selbst und andre vor der großen Leere, welche die meisten durch Betäubung überwinden wollen, zu retten, mutig und stolz sich den eigenen Weg zu bahnen, das bildet den immer wiederkehrenden Grundgedanken des gehaltvollen Buches.

Erna Scheller.

Kleines Statistisches Taschenbuch für die Stadt Breslau. Herausgegeben vom Städtischen Statistischen Amt, Breslau. 1931. Pr. geb. 1 RM.

Bereits zum fünften Male erscheint soeben in seiner praktischen Aufmachung der altbewährte handliche Zahlenführer durch Breslau, der Angaben über die neueste Zeit, zum Teil sogar bis Juni d. J., bringt.

Trotz des kleinen Oktavformats besitzt das Büchlein wieder einen sehr reichen Inhalt, der sich zwar im wesentlichen an den der Vorjahre anschließt und hier und da sich bei unverändert gebliebenen Angaben auf Hinweise bezüglich der Ausgabe von 1929 beschränkt, andererseits aber ist durch neue Gruppierung die Übersichtlichkeit gehoben und manche wertvolle Erweiterung beigesteuert worden, so daß jedermann, der sich rasch über die wichtigsten Breslauer Stadtangelegenheiten orientieren will, das nötige findet. Im Schlagwörterverzeichnis wird außerdem auf weitere Breslauer statistische Quellen verwiesen, so daß auch ein tieferes Interesse wertvolle Fingerzeige erhält. Besondere Pflege erfahren die Angaben über die für die Beurteilung der Breslauer Wirtschaftslage wichtigen Zahlen, wie Bevölkerungsstand und -entwicklung, berufliche Gliederung, Gewerbe, Handel, Verkehr, Konkurse, Arbeitslosigkeit, Unterstützungswesen, Steueraufkommen, Kommunalausgaben u.a.m. Der kleine aufschlußreiche Zahlenführer durch Breslau sollte in keiner Lehrerbücherei und keinem Bücher-schrank kommunalpolitisch interessierter Bürger fehlen.

Ilse Heyer, **Eichendorffs dramatische Satiren** im Zusammenhang mit dem geistigen und kulturellen Leben ihrer Zeit. Halle (Saale) M. Niemeyer, 1931. 140 S. 5,50 RM.

Wenn auch Lyrik und Novellendichtung das unbedingt Wesentliche in der künstlerischen und menschlichen Gesamtpersönlichkeit Eichendorffs ausmachen, so ist diese damit doch noch längst nicht erschöpft. Will man ein vollständiges Bild von ihr erhalten, muß man auch seine sonstigen Schriften heranziehen, insbesondere die Literaturkomödien, die freilich heute nur noch für den Fachmann genießbar sind. Darum ist es ein Verdienst der Verfasserin des vorliegenden Buches, daß sie diese und die übrigen Satiren des

Dichters einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen hat. „Krieg den Philistern“, „Libertas und ihre Freier“, „Meierbeths Glück und Ende“ sind die wichtigsten dieser Schriften. Sie zeigen, daß Eichendorff alle politischen, kulturellen und literarischen Vorgänge seiner Zeit mit regster Aufmerksamkeit verfolgt hat. Wie er in der Form dabei dem Vorbilde Ludwig Tiecks nach-eifert, so ist sein Verhältnis zu all diesen Problemen, mit denen er sich beschäftigt, ganz deutlich von seiner romantischen Grundauffassung und von seiner Einstellung als Katholik beeinflußt. Das Buch ist ein sehr lehrreicher Beitrag zur näheren Kenntnis des Dichters, der uns daraus als ein vielseitiger Beobachter seiner Zeit und als ein Mann mit scharfem Blick, scharfer Feder und feinem Humor entgegentritt. Den guten Aufsatz von E. Reinhard, „Eichendorff als Satiriker“ (im „Wächter“ 8, 1925/6, S. 126 ff.) hat die Verfasserin leider übersehen.

H. J.

E. Müller, **Die Altstadt von Breslau.** Citybildung und Physiognomie. (Beiträge zur Breslauer Statistik, Heft 3.) Breslau, Statistisches Amt, 1931. 132 S. 17 + Karten und Bilder.

Diese Untersuchung zur geographischen Entwicklungsgeschichte Breslaus ist eine vortreffliche Leistung, an deren Zustandekommen das Statistische Amt und das Geographische Institut der Universität hervorragenden Anteil haben. Die Hauptaufgabe war, die Citybildung in Breslau zu zeigen, d. h. nachzuweisen, wie allmählich die Altstadt ihre Eigenschaft als Wohnstadt fast verliert und sich fast ausschließlich zur Geschäftstadt umbildet. Das geschieht seit 1858 in immer rascher wachsendem Umfang, während die Bevölkerung der Vorstädte sich ständig vermehrt. Während 1858 von der Gesamtzahl der Einwohner (129 813) in der Altstadt 70 400, also mehr als die Hälfte wohnen, hat bei der letzten Volkszählung 1925 die Altstadt nur 41 000 von 557 000 Bewohnern, also rund nur ein Dreizehntel. Das Buch bietet aber außerdem noch eine Fülle anderer wertvoller Beobachtungen und Feststellungen, es legt die Ursachen der Bevölkerungsverschiebung klar, untersucht die Siedlungsdichte, gibt Auskunft über die Verteilung, Ausnutzung und Bewertung des Raumes. Kultur- und heimatkundlich bedeutungsvoll sind die ausführlichen Darlegungen über die Physiognomie der Stadt, d. h. über ihren Grundriß (Stadtplan), Aufriß (Hausformen und Stilarten) und über die Verkehrsverhältnisse, alles mit genauesten Zahlenangaben. Ganz ausgezeichnet sind auch die 17 Tafeln mit Karten und Bildern, die, übrigens buchn-technisch sehr geschickt, zu einem besonderen Teil zusammengefaßt sind. Sie veranschaulichen vorzüglich das im Textteil sachlich und zahlenmäßig Gebotene. Das Buch hat nicht nur fachwissenschaftlich als Beitrag zur Stadtgeographie seine Bedeutung, sondern es bietet jedem Bürger und Freunde unserer Stadt reichste Anregung und Belehrung. Ganz besonders nützlich und brauchbar ist es aber auch für einen auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden heimatkundlichen Unterricht an unseren Schulen.

H. J.

Jahresblätter der Schlesischen Technischen Hochschule zu Breslau 1929/30.

Erstmalig geben „Jahresblätter der Gesellschaft von Freunden der Schlesischen Technischen Hochschule zu Breslau (e. V.) für das Geschäftsjahr 1929/30“ Kunde von den Leistungen der Gesellschaft und der Entwicklung der Zusammenarbeit mit der einzigen umfassenden Lehr- und Forschungsstätte der Technik im gesamten reichsdeutschen Osten. In einer Reihe von Einzeldarstellungen kommt der laufende weitere

Ausbau von Lehrstühlen und Instituten zum Ausdruck; Literaturangaben über eigene Forschungsergebnisse ergänzen die einzelnen Organisations- und Tätigkeitsberichte. Aus dem beigegebenen Rektoratsbericht dürfte u. a. der Hinweis interessieren, daß die Mitwirkung am Versuchsflugzeugbau insbesondere für solche Studierende in Betracht kommt, die auf der Technischen Hochschule für das Lehramt an höheren Schulen ausgebildet werden, und daß die Hochschule die wissenschaftliche Zentrale für die schlesische Gewerbeförderungsstelle bildet, die mit den Handwerkskammern Breslau, Liegnitz, Oppeln verbunden ist. Vertieft wird das Bild der wissenschaftlich-praktischen Arbeit durch eigene Abhandlungen, wie „Über die Erweiterung der menschlichen Sinne durch physikalische Apparate“ (Rektoratsrede Prof. Dr. Waetzmann), „Probleme des deutschen, insbesondere des schlesischen Bergbaus“ (Prof. Dr.-Ing. Spackeler), „Schwierigkeiten des Eisenbahnbetriebes auf den Frontstrecken während der Sommeschlacht 1916“ (Prof. Dr.-Ing. Jänecke), „Über die Verteilung des Energiestromes bei der Totalreflexion“ (Prof. Dr. Noether). — Die Schrift gibt erneut davon Zeugnis, was die heimische Technische Hochschule für Schlesien und sein technisches, industrielles, aber auch neuzeitig geistiges Leben bedeutet.

Gertrud Weymar-Hey, **Enoch Arden im Riesengebirge**. Leipzig, Phil. Reclam jun. 1931. 141 S. 0,80 RM., gebd. 1,20 RM.

Nach dem Kriege ist es mitunter wirklich vorgekommen, daß ein Verschollener, Gefangener, der in der Heimat für tot erklärt war, doch noch zurückkehrte und seine Frau mit einem andern verheiratet fand. Solch ein Schicksal erzählt in diesem Roman die Verfasserin mit all den schweren und erschütternden Konflikten, die sich aus solchem Geschehen für alle Beteiligten ergeben. Daß hier die Handlung in unser Riesengebirge, in die Gegend von Schreiberhau, verlegt ist, weckt unsere besondere Teilnahme. Das schlesische Wesen ist gut getroffen, auch gute Naturschilderungen sind eingeflochten. Die Darstellung ist spannend und erhebt sich an manchen Stellen zu dramatischer Lebendigkeit. H. J.

Arnold Ulitz, **Die Unmündigen**. Grenzfälle aus dem Leben Jugendlicher. Leipzig, Phil. Reclam jun. 1931. 77 S. 0,40 RM., gebd. 0,80 RM.

Unser Mitbürger A. Ulitz legt in diesem Bändchen sechs kleine Erzählungen oder Skizzen vor, die er neben seiner umfassenden Romandichtung geschrieben hat. Fünf davon sind dem Schulleben entnommen, wie ihm denn sein Beruf als Lehrer überhaupt starke Anregungen gibt. Allerdings ist in diesen „Grenzfällen“ die Grenze des Normalen, Gesunden überall überschritten, denn krankhafte Erscheinungen und verbrecherische Anlagen überwiegen. Jede ist in sich gut abgerundet, die Charaktere sind scharf umrissen, freilich auch etwas überspitzt, die Darstellung ist fein geschliffen und spannend. Ein kurzes Nachwort von L. Weltmann unterrichtet über das bisherige Schaffen des Dichters. H. J.

Walter Flex, **Die evangelische Frauenrevolte in Löwenberg**. Ein lustiges Spiel. Berlin-Dahlem, Burckhardt-Verlag, 1931. 36 S. 1 RM.

Schon 1913 hat Walter Flex diesen vergnüglichen Schwank für eine Gustav-Adolf-Feier in Eisenach geschrieben. Jetzt gibt der neue Verlag das seitdem fast

verschollene Werkchen in guter Ausstattung und mit einer hübschen Anleitung als Laienspiel, insbesondere für die evangelische Jugend, heraus. Als solches ist es trefflich geeignet. Es behandelt die alte Geschichte von den wackeren Löwenberger Frauen, die während der Gegenreformation mutiger und klüger für ihren Glauben eintraten als ihre Männer. Denselben Stoff hatte schon zwei Jahre früher unser Landsmann Ewald Gerhard Seeliger in einem historischen Spektakulum „Die Weiber von Löwenberg“ auf breiterer Grundlage sehr geschickt bearbeitet. H. J.

Hubertus-Kraft Graf Strachwitz, **Wie ich Priester wurde**. Die Geschichte meines Lebens bis zur Priesterweihe. Saarlouis, Hausen, 1931. 243 S. Gebd. 4 RM.

Der Name Strachwitz ist in der schlesischen Literaturgeschichte ein leuchtender Stern, und unwillkürlich wird man jeden späteren literarisch tätigen Träger dieses Namens an der Gestalt des jung gestorbenen hochbegabten Balladendichters Moritz von Strachwitz messen. Hubertus-Kraft von Strachwitz ist schon mehrfach mit Romanen, Novellen, Erzählungen vor die Öffentlichkeit getreten, ohne aber auch nur entfernt an die Größe seines „Dichterohms“ heranzureichen. Das Werk, das er jetzt, als Zweiundfünfzigjähriger vorlegt, ist jedoch eine sehr beachtenswerte Leistung, nicht nur weil es die Entwicklung des Verfassers vom frischen Weltkinde und gesellschaftsfrohen, lebenslustigen Jüngling zum katholischen Priester in ansprechender Darstellung erzählt, sondern vor allem als Kulturbild aus der Zeit von 1880—1910. Wir erhalten offenen Einblick in das Leben der schlesischen Grafenfamilie, wie es sich in Gleiwitz, auf dem Gute Kamienitz und später in Dresden abspielt. Rückhaltlos berichtet der Verfasser von den häuslichen Verhältnissen seines Hauses, von seiner sozialen und religiösen Einstellung, von seiner Schulzeit in Pleß und Dresden, von seinem Aufgehen im feudalen, oberflächlichen Gesellschaftstreiben, von seinen Erfahrungen als Referendar in Reichenstein und Kassel. Die Hauptsache aber ist seine innere, insbesondere religiöse Entwicklung, von der er sich und der Welt Rechenschaft ablegt. Das Buch fesselt nicht nur durch seinen Inhalt und den Reiz des Persönlichen und Zeitgeschichtlichen, sondern auch durch seine schlichte, den Stempel der Wahrheit tragende Sprache. Literaturgeschichtlich betrachtet, erinnert es in gewissem Sinne an Schriften zweier älteren Landsleute und Standesgenossen des Verfassers, an Eichendorffs selbstbiographischen Roman „Ahnung und Gegenwart“ und an Max Waldaus (G. von Hauenschilds) Zeitbilder „Nach der Natur“ und „Aus der Junkerwelt“. H. J.

René Martel: **Deutschlands blutende Grenzen**. Gerhard Stalling-Verlag, Oldenburg i. O., 1930. Ein Franzose fordert Revision der Ostgrenzen!

Das Problem des Reichsrats. Leitsätze mit Begründung, Gesetzentwürfe mit Begründung, Vergleiche mit andern Staaten. Verlegt vom Bund zur Erneuerung des Reiches 1930.

34. Jahresbericht des Kunst- und Altertumsvereins Neisse 1930. Enthält u. a. eine wichtige Abhandlung von Studienassessor Werner Grundmann: Mittelalterliche Plastik in Neisser Privatbesitz.

Luftkissen- und Teflonpapier-Verfallungen

zu niedrigen Einheitspreisen

in den 4 Theatergemeinden der



Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a
Woolworth-Haus, Eingang Karlstraße

Anmeldung: Werktag 10—14 und 17—19 Uhr.
Mittwoch und Sonnabend 10—19 Uhr.

Lessing & Pohl, Breslau I

Taschenstr. 29/31, Fernruf 54682

Kunstmaterialeien - Magazin

Alle Farben und Gerätschaften für
jeden Zweig von Kunstmalerei

Fachgeschäft für Zeichenutensilien

für Bedarf in techn. Büros der Herren
Architekten, Baumeister und Schulen

Silberfuchse • Nerze Waschbären • Nutria!

Sie können Ihre erworbenen Tiere
unter Ausschaltung jeglichen Risikos

in Pension geben.

Die Pelztierzucht ist eine sichere und
gute Kapitalsanlage! Fordern Sie ko-
stenlose Übersendung der Prospekte!
Wenn Sie auf das beste beliefert
sein wollen, wenden Sie sich an die

Schles. Zentrallehrfarmen „Hahnvorwerk“
b./Silberberg (Schl.) Gründungsjahr 1925

Sogroß →

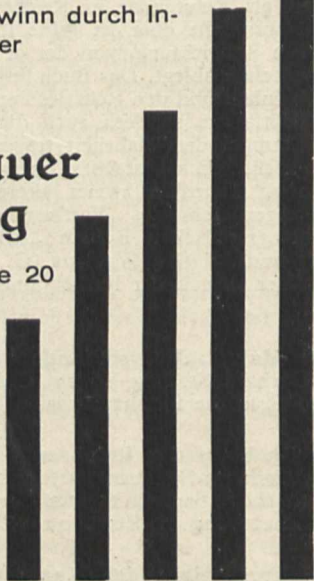
wird Ihr Gewinn durch In-
sertion in der

Neuen Breslauer Zeitung

Herrenstraße 20

Tel. 23 147/48

Probe-
nummern
jederzeit
gratis
erhältlich



Das
maßgebende kulturelle Führerblatt
Oberschlesiens, die Heimatzeitschrift
des süddeutschen Grenzlandes
ist die illustrierte Monatszeitschrift

Der Oberschlesier

Herausgeber Karl Czoborok

Verlag Colonnowska Oberschlesien

Postvertrieb Oppeln

Bezugspreis vierteljährlich 3 M.

„Niemand, der sich mit ober-
schlesischen Kultur- und Bildungsfragen
beschäftigt, kann achtlos am ‚Ober-
schlesier‘ vorbeigehen.“

*

Vierte werbende Veranstaltung der
Schlesischen Monatshefte

Internationale Foto-Ausstellung

vom 15. November bis 15. Dezember
im Kunstgewerbemuseum, Breslau,
Graupenstraße 14

Eröffnung: Sonntag, den 15. November, 12 Uhr

Im übrigen ist die Ausstellung geöffnet:
an Wochentagen 9 – 14 Uhr
an Sonntagen 11 – 14 Uhr

Der Eintrittspreis beträgt einschließlich des
illustrierten Katalogs 50 Pfennige

**Abonnenten der Schlesischen Monatshefte ge-
nießen bei Vorweis dieses Heftes freien Eintritt**



ZUR EINFÜHRUNG

VON FRANZ LANDSBERGER

Unsere Zeit liebt das Dokumentarische. Darin unterscheidet sie sich von jener ästhetisierenden Strömung vom Ende des 19. Jahrhunderts, die mehr auf das „Wie“ als auf das „Was“ bedacht war, mehr auf die Form als auf Gehalt oder Inhalt. „Wie *ich* es sehe“, hieß damals ein Buch von dem Wiener Dichter Peter Altenberg; auf das Subjekt, das von den Dingen beeindruckt wurde, kam es an, nicht auf die zumeist alltäglich genommenen Gegenstände, die den zufälligen Anlaß boten. Heut ist der Titel eines fotografischen Bilderwerkes „Die Welt ist schön“. Heut ist eine Neugier nach den Dingen selber erwacht. Sie darzustellen, so wie sie sind, unbarmherzig und nackt, aber eben darum von Leben zuckend und schön, das ist der Wunsch unserer Zeit.

Was diesen Wandel der Betrachtungsweise vollzogen hat, wer will die zahlreichen Gründe erschöpfend angeben? Die Ereignisse selbst stürmten seit 1914 so gewaltig ein, daß sie auch den Schläfrigen aufwecken mußten. Da war der Weltkrieg, war die Revolution, war die Inflation und die Deflation, waren neue verheerende Krankheiten erschienen; das bloße Kennen-Lernen aller dieser Erscheinungen war schon atemraubend. Da kam das Luftschiff und brachte uns eine ganz neue Erdbetrachtung; wir lernten wie die Vögel die Welt von oben erblicken, und sie kam uns so noch schöner vor als in der gewohnten Vis-à-vis-Perspektive. Und wo wir selbst nicht zu reisen vermochten, erschien das Kino und führte uns die höchsten Gipfel, die fernsten Länder vor Augen. Wie die Kinder saßen wir wieder im Dunklen und blickten gebannt auf die neue Laterna magica.

Mit dem Kino ist schon die Technik berührt, die gewiß schon früher beachtet wurde, aber erst jetzt in den Brennpunkt des Interesses rückte: die Fotografie. Vorher, im Zeitalter des Impressionismus, suchte man sie der Malerei jener Zeit anzuähneln, und wie diese mied man die scharfe Objekt-Erfassung. Man gab schon im Thema am liebsten die atmosphärische Bindung oder die abendliche Verdunkelung, bei der die Gegenstände zusammenflossen, und beim Kopieren den weichen Abdruck, der diese Verschmelzung noch stärker betonte. Heut ist es gerade umgekehrt: heut geht nicht mehr die Fotografie auf den Spuren der Malerei, sondern die Malerei, wo sie realistisch bleibt, sucht die Wirkungen der Fotografie zu erreichen. Hier wie dort sucht man die scharfe Einstellung, die Präzision, die unerbittliche Klarheit. Der Impressionismus hatte die Ferne geliebt, die dem Betrachter nur einen zarten Hauch der Dinge zutrug, ohne ihn allzuschwer zu berühren; man sprach damals gern vom „Pathos der Distanz“. Jetzt will man die Nähe und in ihr findet man ein stärkeres Pathos. Diese Dinge, die wie unter einem Mikroskop ins Riesenhafte zu wachsen scheinen, bekommen plötzlich eine schmetternde und durchdringende Stimme. Eine Garnrolle, ein Fingerhut, eine Schere; wer hätte gedacht, daß aus toten Dingen so viel verborgenes Leben aufbrechen könne? Ein Mund, eine Hand, wenn sie uns die Kamera ganz aus der Nähe sehen ließ, was hatten die auf einmal für eine seltsame Oberfläche. Erschienen sie nicht wie unheimliche Gebilde, die noch aus dem Chaos des Ungestalteten stammten? Fühlte man nicht plötzlich das Kleinste mit dem Größten, das Nächste mit dem Fernsten, den Mikrokosmos mit dem Makrokosmos verwandt? War nicht unversehens diese ganze Wirklichkeit, die man suchte, vom Geheimnis



Hildegard Maiwald (Kandrzin)

Brennnesselblätter

Aus dem Jahrbuch „Das deutsche Lichtbild“, Verlag Robert u. Bruno Schultz, Berlin W 9

des Unwirklichen unwittert? Man hat anlässlich der Kunst der „Neuen Sachlichkeit“ von einem „magischen Realismus“ gesprochen; stärker noch als in Bildern schien in diesen modernen Fotografien der magische Realismus seine Stätte zu finden. Und daß er hier mechanisch gewonnen wurde, daß zwischen den Objekten und ihrer Wiedergabe kein menschliches Auge, sondern nur eine Linse stand, das wurde nicht als Hemmung, sondern ganz im Gegenteil noch als Reiz empfunden. Da, wo man die ganze Außen- und Innenarchitektur zur „Wohn-

maschine“ herabdrückte, sah man auch im fotografischen Apparat den Wert der unpersönlichen Haltung. Das „Ich“ ist ja heute seiner Differenziertheit müde geworden und sucht im Untertauchen und im kollektiven Anschluß das Bad einer neuen Verjüngung.

Damit einmal die ganze Fülle der Aufgaben und Möglichkeiten sichtbar werde, die der Fotografie heut gestellt sind, haben wir — zum ersten Male in Schlesien — eine internationale Fotoausstellung nach Breslau gezogen, die von Mitte November bis Mitte Dezember in den Räumen des Breslauer Kunstgewerbemuseums zu sehen sein wird. Sie ist in Essen von Dr. Wilhelm Kästner vom Folkwang-Museum und von Professor Burchartz von der Folkwangschule zusammengestellt worden. In der Hauptsache sind deutsche Lichtbildner an ihr beteiligt. Aber daneben fehlen auch nicht vorzügliche Arbeiten aus Österreich, Holland, Frankreich, England, Rußland, der Tschechoslowakei, der Schweiz und endlich aus Amerika. Wie alle für das Auge bestimmte Gestaltung ist ja auch diese von vorneherein international verständlich und soll so genützt werden. Nicht in dem Sinne, daß darüber die nationale Eigenart verloren ginge, sondern mit diesem Ziele, daß durch Gedankenaustausch und Wettbewerb aller Nationen das Können aufs höchste gesteigert werde.

Worauf es in dieser Foto-Schau ankommt, ist nicht die Herausstellung einzelner Lichtbildner-Persönlichkeiten; hier ist alles auf die Sache selbst und ihre systematische Ausbreitung gestellt worden. Da wird zunächst einmal — mehr für den Laien als für den Fachmann — die heutige **Fototechnik** vor Augen geführt: die Wirkung der Objektive (Brennweite und Bildwinkel, Tiefenschärfe, Lichtstärke), die Negativ- und Positiv-Technik, die Wirkung der verschiedenen Plattensorten und Papiere, der Belichtungszeit, der verschiedenen chemischen Reaktionen und welche technischen Vorgänge sonst noch für den Fotografen in Frage kommen. Renger-Patzsch, Dr. Paul Wolff, Hugo Erfurth, die Fotoabteilung des Bauhauses Dessau haben an dieser Abteilung mitgearbeitet und endlich und nicht zuletzt die fotografische Abteilung des Kunsthistorischen Instituts der Universität Marburg, dessen Leiter, Dr. Schlegel, einen instruktiven Lehrgang der Fotografie ausgearbeitet hat.

Eine weitere Abteilung der Ausstellung wird sodann der **Bildreportage** gewidmet. Die Bildberichterstatter sind ja heut eine besondere Kategorie unter den Fotografen. Ihre Leistungen stellen an die Geistesgegenwart des Fotografen die höchsten Ansprüche. Und daß auch hier fotografische Schönheiten an den Tag gebracht werden, zeigen vor allem die Sportaufnahmen, die von den bekanntesten Sportfotografen stammen.

Das große Gebiet der fotografischen **Bildgestaltung** kommt vor allem im Thema des **Bildnisses** zur Darstellung. Hier, wo ein fest gegebener, nicht selbstgewählter, Auftrag dem Fotografen besondere Schwierigkeiten bietet, wird die Darstellung der Bedeutung von Belichtung, Bildausschnitt und mimischem Ausdruck besondere Anregung und Belehrung vermitteln. Als weiteres Thema der Bildgestaltung ist die **Wiedergabe von Stoffen** gewählt. Hier findet man jenes schon gekennzeichnete Eindringen in die Struktur der Objekte, das uns manche bisher verborgene Schönheit der Welt offenbart hat. Wie Porzellan, Glas, Papier Textilien, Metall oder wie eine Pflanze vor der Nabsicht des Objektivs ihre seltsame Formenwelt enthüllten, das wird den Besucher der Ausstellung ganz besonders zu fesseln wissen.

Auch das große Anwendungsgebiet der **wissenschaftlichen Fotografie** wird gezeigt. An

**Die
schöne Landschafts-Aufnahme**



Abendschatten vor der Schneekoppe
Lichtbild von T. Herwalt

erster Stelle sind hier die **kunsthistorischen Aufnahmen** zu nennen, die ja nicht nur eine einfache Wiedergabe des Objektes sein wollen, sondern vom Fotografen ein starkes Einfühlen in das Kunstwerk selbst, in seine Eigenart und in seinen Stil, verlangen. Eine Plastik des Mittelalters muß anders aufgenommen werden wie eine barocke Statue, weil die Wirkungsabsichten ganz verschiedene sind. Hier sind vor allem die feinfühligsten Aufnahmen des Marburger Kunsthistorischen Seminars, aber auch die Fotos der Staatlichen Bildstelle in Berlin hervorzuheben. Sodann ist die **astronomische Aufnahme** mit besonders guten Proben vertreten, deren Zusammenstellung Herrn Robert Henseling, dem Vorsitzenden des Bundes der Sternfreunde, gedankt wird. Auch die **Flugaufnahmen**, die ja über ihre praktische und wissenschaftliche Aufgabe hinaus so viel ästhetisches Vergnügen auslösen, dürfen in diesem Überblick nicht fehlen. **Mikro-, Röntgen- und mineralogische Aufnahmen** schließen sich an. Ein ganz besonders gepflegtes Gebiet ist heute die **zoologische Aufnahme**, die nicht nur technischen Könnens, sondern auch eines guten Blicks für das Wesen der einzelnen Tiere bedarf, um sie in einer charakteristischen Stellung oder Bewegung zu erfassen. Die Liebe zu den Tieren gehört ja auch zu den Merkmalen des heutigen Menschen; an ihrer Unbewußtheit, Instinktsicherheit und Vitalität sucht er Befreiung von der Last seines Ich.

Die Nutzenanwendung der Fotografie im Dienste der Werbung führt über das **Fotogramm** zur **Fotomontage** und zur Verbindung der Fotografie mit der Typografie. Vom rein abstrakten Formenspiel bis zum illustrierten Prospekt oder zum Plakat werden eine Reihe von Beispielen vorgeführt.

Wir haben dieser Ausstellung endlich, getreu dem heimatlichen Programm dieser Zeitschrift, drei **schlesische Sondergruppen** hinzugefügt. Die eine davon ist den **Anfängen der Fotografie in Schlesien** gewidmet. Es ist ja mit diesen Anfängen so bestellt, daß wir gar keinen



Die Fotografie als Berichterstattung

Unveröffentlichte Amateuraufnahme

Das Attentat auf Kaiser Wilhelm II am 16. November 1900 anlässlich seines Besuches in Breslau. Die Attentäterin war die geistesgestörte Händlerin Selma Schnapka, die auf der Gartenstraße an den Wagen heransprang, um ein Beil nach dem Kaiser zu schleudern

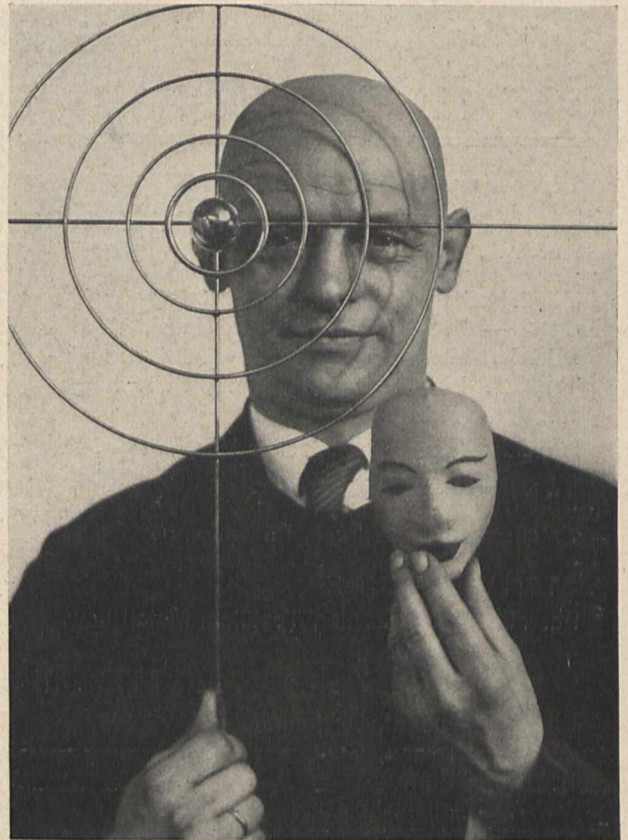
Anlaß haben, damit zu prahlen, wie herrlich weit wir es heute gebracht haben. Die Fotografie erreichte gleich mit ihren frühesten Erzeugnissen ein hohes Niveau, von dem sie freilich bald wieder herabstieg, um sich erst seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einer wiederansteigenden Kurve zu bewegen. Auch einige ältere Aufnahmen inzwischen verschwundener schlesischer Baudenkmäler werden willkommen sein; hier erweist die Fotografie mit ihrem getreuen Festhalten der Geschichte besondere Dienste.

Sodann haben wir die **schlesischen Amateure** zur Beteiligung eingeladen. Der Amateur spielt ja in der Fotografie, wie in keiner anderen Gestaltungsart, eine besondere Rolle; ihm ist es zu danken, daß sich die Fotografie, als sie in Gefahr stand, als Massenware im Dienste des „Publikums“ zu veröden, von neuem emporhob. Unserem Aufruf war ein unerwartet großer Erfolg beschieden, und die Jury hätte gern noch das eine oder andere schöne Stück herausgeholt, wenn dem nicht die beschränkten Räumlichkeiten entgegengestanden hätten.

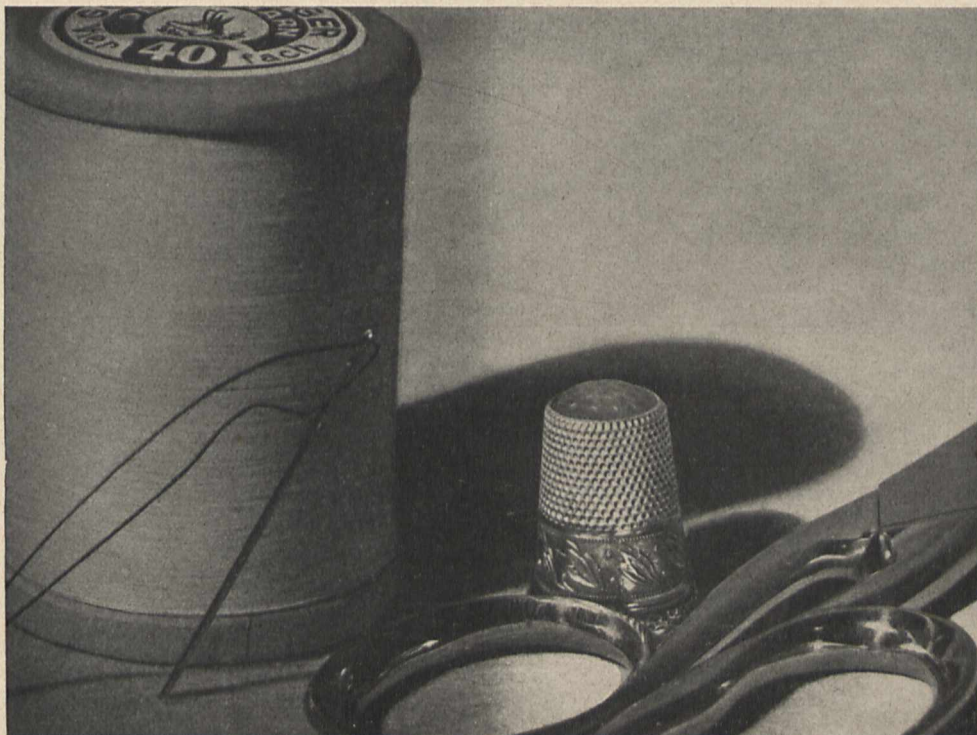
Endlich haben sich **schlesische Fachfotografen**, wenn auch nicht in so großer Anzahl, so doch in besonderer Qualität, an dieser Ausstellung beteiligt. Ihre Arbeiten zeigen, daß sie sich der modernen Probleme, welche die Fotografie heute stellt, durchaus bewußt sind.

Für diese Ausstellung hat uns das Breslauer Kunstgewerbemuseum seine Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, und wir sprechen seiner Leitung dafür unseren besten Dank aus. Einen besonderen Dank schulden wir sodann Herrn Dr. Ernst Scheyer vom Kunstgewerbemuseum und Herrn Dr. Erich Meyer für ihre Mitarbeit an dieser Foto-Schau. Endlich haben wir dem Folkwang-Museum in Essen zu danken, das diese Ausstellung zu uns gelangen ließ. So möge ihr denn der gleiche Erfolg zur Seite stehen, der den früheren Veranstaltungen der Schlesischen Monatshefte beschieden war; möge sie ihnen immer neue Freunde gewinnen.

**Fotografische
Bildgestaltung**



Max Glauer (Oppeln): Bildnis
Prof. Schlemmer



Curt Pfeiffer
(Breslau):
Stilleben

Katalog der Internationalen Fotoausstellung

I. Systematische Abteilung

1. FOTO-TECHNIK

Möglichkeiten und Grenzen der fotografischen Optik — Brennweite und Bildwinkel, Tiefenschärfe, Lichtstärke, Negativ- und Positiv-Technik, Plattensorten, Papiere, Belichtungszeit, Entwickeln

Einzeldarstellung technischer Vorgänge

2. BILDNISSTUDIEN

Beleuchtung, Ausdruck, Bildwirkung

3. STOFFWIEDERGABE

Porzellan, Glas, Papier, Textilien, Metall usw.

4. FOTOGRAFISCHE BILDGESTALTUNG

Ausschnitt, Vergrößerung, Gegenstandsanzuordnung, Positiv- und Negativwirkung

5. WISSENSCHAFTLICHE FOTOGRAFIE

Mikro-Aufnahmen, Röntgen-Aufnahmen, Tierbilder, kunstgeschichtliche Fotografie, Luftbild und Vermessung, astronomische und meteorologische Fotografie

6. FOTO-GRAFIK

Fotogramm, Fotomontage

7. BEWEGUNGS-AUFNAHME

Reportage, Sportbilder

Aussteller:

Erich Angenendt, Dortmund

Aenne Biermann, Gera

Ilse Bing, Paris

G. W. Bitterlich, Leipzig

W. Braemer, Berlin

Max Burchartz, Essen

Corinne Buschfeld, Essen

Walter Cyliax, Zürich

Wanda von Debschütz-Kunowski, Berlin

Cesar Domela-Nieuweshuis, Berlin

Eggert (A. R. B. K. D.)

Hugo Erfurth, D. W. B., G. D. L., Dresden

Andreas Feininger, Dessau

Franz Fiedler, Dresden

Hans Finsler, Halle/Saale

Alfred Fischer, Essen

Hubert Flöter, V. M. A., München

E. Fritze

Hein Gorny, Hannover

Gossow (A. R. B. K. D.)

Trude Hamburg, Berlin

E. Hase, Frankfurt/Main

John Heartfield, Berlin

Florence Henri, Paris

Robert Henseling, Potsdam

Gertrud Hesse, Duisburg

André Kertesz, Paris

Edmund Kesting, Dresden

G. Kiljan, Voorburg Z. H., Holland

Herta Kister, V. M. A., Barmen

E. Kratzenstein, Friedrichsseggen/Lahn

Anneliese Kretschmer, Dortmund

Germaine Krull-Ivenz, Paris

Lange, Elberfeld

Adolf Lazi, Stuttgart

van Meckern

Hans Leistikow, Moskau

Helmar Lerski, Berlin

Alice Lex, Berlin

Rudi Loos, V. M. A., Weidenau-Sieg

studio Lecram (a vigneau)

A. Meinholz, Essen

Moholy-Nagy, Berlin

Lucia Moholy, Berlin

Aenne Mosbacher, Kassel

Moser (A. R. B. K. D.)

Rudolf Müller-Schönhausen, V. M. A., München

Atelier Nolte, Berlin

Oscar Nerlinger, Berlin

Roger Parry, Issy les Moulineaux-Seine

Irmgard Päßler, Frankfurt/Main

Max Pfeiffer-Watenphul, Hattingen-Ruhr

Pewas (A. R. B. K. D.)

Albert Renger-Patzsch, Essen

Ringl & Pit, Berlin

Franz Roh, München

Max Rothkegel, Stuttgart

Charlotte Rudolph, Dresden

Arthur Schlegel, Marburg

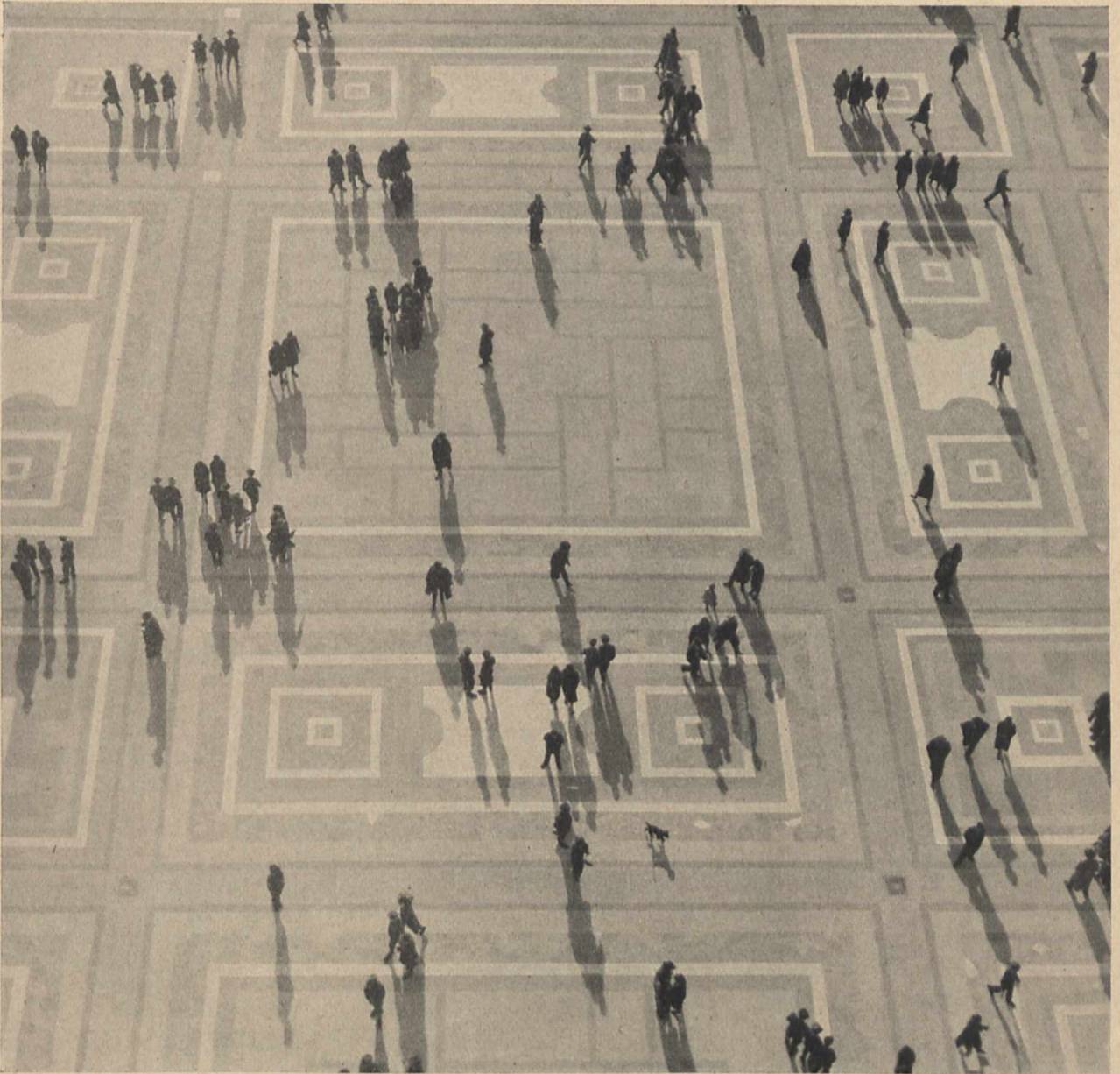
Wilhelm Schlickum, Essen

Elfe Schneider, Berlin

Paul Schuitema, Rotterdam

Walter Seifert, Erfurt

Gerty Simon, Berlin



Irmgard Pässler, Frankfurt a.M.

Der Domplatz in Mailand

M. Sougez, Paris
Anton Stankowski, Zürich
Alex Stöcker, Berlin
Karel Teige, Prag
Paul Urban, Berlin
Albert Vennemann, Berlin

E. Wasow
Margarete Willers, Essen
Franz Wilmkes, Essen
Paul Wolff, Frankfurt/Main
Eduard Zinsel, Darmstadt
Piet Zwart, Wassenaar den haag

Bauhaus Dessau
Folkwang-Kunstgewerbeschule Essen, Fachklasse
für Photographie (Leitung Prof. Max Buchartz)
Städtische Kunstgewerbeschule Frankfurt/Main,
Fachklasse für Werbegraphik (Leitung Prof.
Willi Baumeister)
Kunstschule Johannes Itten, Berlin
Vermessungsamt der Stadt Essen (Dr. Sarnetzki)
Fried. Krupp A. G. Essen, Metallographisches La-
boratorium (Dr. Schottky)
Fried. Krupp A. G. Essen, Krankenhaus (Dr. Ache-
pohl)
Fried. Krupp A. G. Essen, Krankenkasse (Dr. Weiß)
Kunstgeschichtliches Seminar der Universität
Marburg (Preußisches Forschungsinstitut für
Kunstgeschichte)
Wetterflugstelle München (Leiter Dr. Peter Lautner)
Rheinisches Museum (Bildarchiv), Köln-Deutz
Staatliche Bildstelle (Deutscher Kunstverlag
G. m. b. H.), Berlin
Staatliche Kunstbibliothek, Berlin
Treptow-Sternwarte, Treptow
Actien-Verein des Zoologischen Gartens, Berlin
Deutsche Gesellschaft für Photogrammetrie, Berlin:
Bildstelle Handelsministerium, Berlin
Aerotopograph G. m. b. H., Dresden
Aerokartographisches Institut A. G. Dresden
Hansa-Luftbild G. m. b. H., Berlin

Junkers-Flugzeugwerk A. G., Luftbildzentr. Leipzig
Photogrammetrie G. m. b. H., München
Zeißwerk, Jena
Süddeutsche Lufthansa A. G., München
Bund der Sternfreunde, Berlin
Bund revolutionärer bildender Künstler Deutsch-
lands (A. R. B. K. D.)
Reveta, Reichsverband technischer Assistentinnen
e. V., Berlin
V. M. A., Vereinigte Absolventen der bayrischen
Staatslehranstalt für Lichtbildwesen, München
Eduard Blum, Kunstanstalt für photographische
Vergrößerungen, Berlin
Deutsche Pressephoto-Zentrale
Folkwang-Auriga-Verlag, Friedrichsseggen/Lahn
Fotoaktuell Willi Ruge, Berlin
Gerhard Graeber Presse Bild-Verlag, München
Keystone View Company
Gerhard Riebicke Verlag für Presse-Illustrationen,
Berlin
Scherls Bilderdienst, Berlin
Schirner-Sportbilder, Berlin
Sport & General Press Agency Ltd., London
The New York Times G. m. b. H., Wide World Fotos
Ufa-Filmverleih-G. m. b. H., Düsseldorf
Verlag W. Girardet, Essen
Verlag Reismann-Grone, Essen
Verlag Der Mittag, Essen

II. Schlesische Fachfotografen

AEROKARTOGRAFISCHES INSTITUT BRESLAU

Luftbilder von:

Breslau-Altstadt
Reichenbach
Koppenplan mit Schneekoppe
Weistritztalsperre
Steilaufnahme eines Windbruchs
Zwei Pläne von Breslau, bunt

F. VON BACZKO, Bremen, Humboldtstraße 9:

Alte Häuser
Blick auf den Markt
Gläser
Blick nach der Straße

MAX GLAUER, Oppeln, Krakauer Straße 34a:

Bildnis Prof. Oskar Schlemmer
Bildnis Max Herrmann-Neisse

FRANZ HAMPEL, Breslau, Höfchenstraße 21:
Würfel

EWALD HOINKIS, Berlin W 35, Derfflingerstr. 7:
Fotos

H. KLETTE, Breslau, Bahnhofstraße 6:
Blick auf den Ring
Jahrhunderthalle

FRITZ KRAPP, Breslau, Neue Taschenstraße 21:
Oder

HILDEGARD MAIWALD, Kandrzin OS.:
Blumenzwiebelblätter (Abb. S. 463)
Mutter und Kind
Brennesselblätter (Abb. S. 463)

KREISBILDSTELLE MILITSCH:
Junge Graugänse in der Luge, Kr. Militsch

Humor in der Fotomontage



Liebesglück

Fotomontage von Günter Hirschel-Prottsch (1921)

Die Fotomontage im
Dienste der Reklame



Ganz Schlesien in den
Schlesischen Monatsheften

MARIE MÜLLER, Breslau, Kaiser-Wilh.-Str. 21:
Bildnis Prof. Koehler
Porträt

ELFRIEDE REICHELT, Breslau, Tauentzienstr.8/10:
Schnecke
Qualle
Messingröhre
Bildnis Dr. Ludwig Wüllner

ILSE SALOMON, Breslau, Gabitzstraße 161:
Porträt
Jalousie

HANNS SEMM, Breslau, Gellhornstraße 4:
Am Springbrunnen
Wendeltreppe
Friedrich der Große
Blick in den Hof

HELMUT SCHRECK, Peterswaldau (Eule):
Landschaft und Architektur

HERMANN WITTICH, Breslau, Freiburger Str. 42:
Kakteen
Löwe
Straßenjungen

III. Schlesische Amateure

ERICH BEIER-LINDHARDT, Pohlisdorf, Haynau-Land (Schles.):
Holzplastik aus der Aula der Wilhelms-Oberrealschule zu Liegnitz

E. BITTNER, Breslau:
Gatter
Ringelnatter
Frühstück

ENDERWITZ, Breslau, Brigittental 47:
Jahrhunderthalle
Messehof

JDA FEIGE, Breslau, Oranienstraße 30:
Wiesenblumen im Riesengebirge
Porträt

RICHARD FRANZKE, Satrap Arbeitsgemeinschaft:
Schattenspiel

MARGOT FUHRMANN, Goldschmieden:
Bauernhaus bei Militsch
Bauernhaus in Wölfelsgrund

EDMUND GLAESER, Neusalz a. O.:
Schulhof
Kanalbrücke

GÜNTHER HERGESELL, Fürstenberg a. O.:
An der Oder
Hinterhof Brigittental
Bildnis P. Reissert, Breslau
An der Universität

T. HERWALT, Schmiedeberg:
Abendschatten vor der Schneekoppe

GÜNTHER HIRSCHEL-PROTSCH:
Liebespaar (Fotomontage) (Abb. S. 471)

B. HOFFMANN, Liegnitz, Haynauer Straße 153:
Liegnitz, Ring mit Peter-Paul-Kirche

GÜNTHER JANKE, Breslau, Lehmgrubenstraße 59:
Hände
Schiffer
Bettlerin
Kohlengreifer

ALFRED KITTNER, Breslau, Leuthenstraße 32:
Winterlandschaft

WALTER KLEIN, Breslau, Satrap-Arbeitsgemeinschaft:
Kreuzgang im alten Kloster St. Bernhardin

KONRAD KOSLING, Breslau, Salzstraße 35:
Abend
Holz
Basteltisch

PAUL MAJUNKE-LANGE, Breslau, Hauffstr. 16:
Stadtter in Habelschwerdt

ALFRED MENZEL, Breslau, Weinstraße 56:
Am Brunnen

Dr. ERICH MEYER, Breslau, Augustastraße 124:
Klosterportal Leubus
Madonna in der Pfarrkirche zu Glatz
„Jungfer im Grünen“

H. PANSEGRAU, Liegnitz:
Alt Liegnitz, Petristraße

ELLEN PECK, Breslau, Schwerinstraße 48:
Ente

CURT PFEIFFER, Breslau, Höfchenstraße 81:
(Photogr. Gesellschaft Breslau V. D. A. V.)
Die Frau des Malers Aschheim
Bildnis
Stilleben
dto.
dto.
dto.
Komposition

- POLYKARP, Breslau:
Hunger in China. Photomontage
- JOHANNES RUDOLPH, Breslau, Viktoriastr. 31:
(Satrap-Arbeitsgemeinschaft):
Kaffeegeschirr
Oderkähne
Durchblick zum Ring in Breslau
- WALTER SCHENKE, Jauer:
Maiglöckchen
Tradescantie
Uhrmacher
- Dr. K. SCHMITT, Breslau:
Aus dem Breslauer Zoo
dto.
dto.
- KÄTE SILBERBERG, Breslau, Hohenzollern-
straße 63/65:
Semper vivum
Lilie
- LOTTE SILBERBERG, Breslau, Hohenzollern-
straße 63/65:
In der Elisabethkirche
Am Breslauer Dom
- WALTER SINGER, Breslau I, Land, Bebelstr. 51:
Treppe
Blumentöpfe
Meßglas und Trichter (Photogramm)
- MAGDA SCHWENK, Breslau
(Mitgl. d. Photogr. Ges. Breslau V. D. A. V.):
In der Schleuse bei Wilhelmshafen
- O. STRAUSS, Jauer, Gartenstraße 9:
Bildnis Professor W.
- ERWIN TIETZE, Liegnitz, Augustastraße 5:
Liegnitzer Altstadt
- WILLY WESER, Breslau, Lange Gasse 53:
Die alte Eiche im Ohlebruch
Brücke in Pirscham

IV. Die Anfänge der Fotografie in Schlesien

- | | |
|---|--|
| Daguerreotypen von Hermann Krone, Breslau-
Dresden | Verlorene Bauten schlesischer Städte:
Breslau |
| Talbottypen von Hermann Krone, Breslau-Dresden | Glogau |
| Daguerreotype von Helsby, Valparaiso | Löwenberg |
| Stereoaufnahmen von T. Schneider & Söhne | Ratibor |
| Daguerreotype von Marowsky, Berlin | Reichenbach |
| Alte schlesische Porträts | Die Fotografie als Chronik der Zeit |

Anläßlich der Internationalen Foto-Ausstellung veranstalten die

Schlesischen Monatshefte

gemeinsam mit der Photographischen Sektion der Schles. Gesellschaft für Vaterländische Kultur (Photographische Gesellschaft) einen Vortrag

Es spricht am 27. November, 20,30 im Vortragssaal des Kunstgewerbemuseums, der Direktor des Meteorologischen Observatoriums, Herr Feige, über

Die Fotografie als Hilfsmittel zur Erforschung der Atmosphäre (mit Lichtbildern)

Eintritt 50 Pfennige, doch berechtigt der Vortrag zugleich zum Besuch der Internationalen Foto-Ausstellung und zur Empfangnahme des illustrierten Kataloges

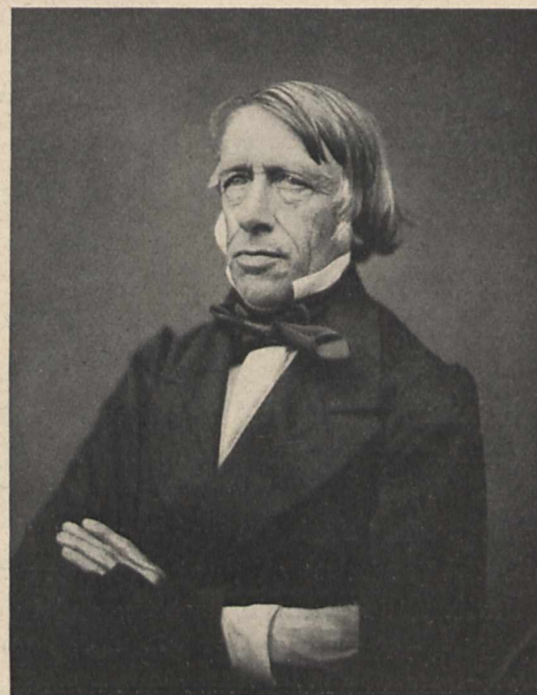


Die Anfänge der Fotografie in Schlesien

1. Herr und Frau Stoll
Talbottype von Hermann Krone (um 1850)

Krone (1827—1916) ist Breslauer. Er beschäftigte sich schon 1843, vier Jahre nachdem Daguerre sein Verfahren veröffentlicht hatte, als erster in Schlesien mit der Fotografie. Seit 1849 lebte und wirkte er vornehmlich in Dresden als Lithograf, Fotograf, Forscher und Astronom. Eine so ungekünstelte Aufnahme, wie sie Krone hier gelang, gehört zu dem Besten, was in den Anfängen der Fotografie geschaffen wurde.

2. Universitätsprofessor Loewig in Breslau
Aufnahme auf Kollodiumplatte (um 1860)



Die Beziehungen zur Porträtmalerei der Zeit sind deutlich. Mag sein, daß das Gesicht des 19. Jahrhunderts an sich stiller, bildhafter gewesen ist, als das unruhige, flackernde unseres Jahrhunderts. Jedenfalls sind solche Gesichter, wie das des Herrn Professors, heute ausgestorben. Auch die Tracht war „malerisch“ dankbarer — oder erscheint uns das heute nur so?

474

3. Vor dem Eingang zum
Breslauer Rathaus
Aufnahme um 1860

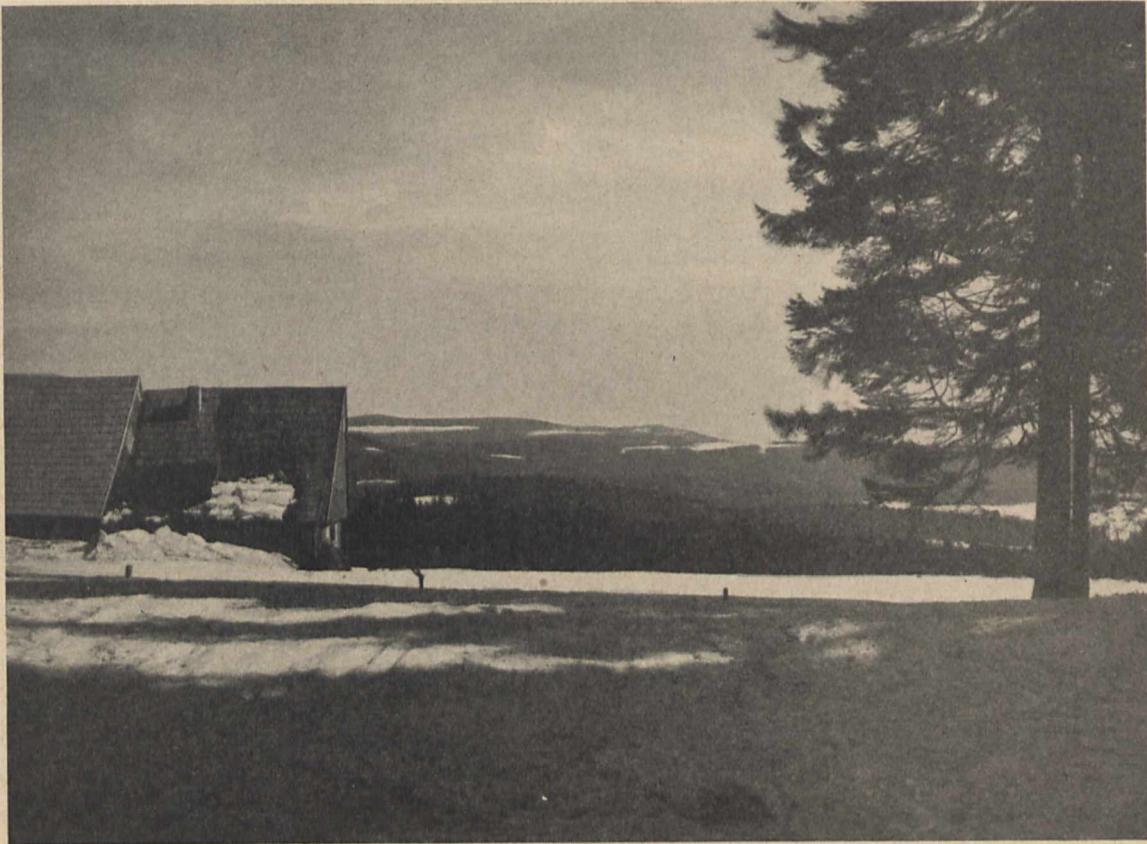
Auch die Architekturaufnahme der Zeit trägt einen stillebenhaften Charakter. Die Herren Stadträte haben die Gelegenheit benutzt, sich in aller Behaglichkeit u. Ruhe unter dem alten Hoheitszeichen Breslaus „typen“ zu lassen. Neben dem alten Portal eine „Plakatwand“, Zeugin einer neuen Zeit, mit Anzeigen des „Anglo-Americanischen Circus“, des „Springerschen Locals“, Theaterzetteln u. Geschäftsreklamen, die sich damals jedoch noch sehr bescheiden gaben.



4. Der Neumarkt mit dem
Gabeljürgen zu Breslau um 1860

Eine Stadtaufnahme aus dem alten Breslau: Als Staffage dient das barfüßige Mädchen, das so kleinstädtisch verträumt auf den „Katzenköpfen“ des Platzes steht. Die schläfrig wartende Droschke ist eine besonders beliebte Requisite der Fotografen dieser Tage. Von den vielen alten Giebelhäusern, die den Platz umsäumten, ist heute schon vieles verschwunden. Dr. E. Sch—r.

475



Auf dem Iserkamm

Lichtbild von R. Fernholz

Isergebirgsleute

Von Bernhard Fischer

Den größten Teil des Jahres über wälzen sich graue Wolken vom Kemnitzkamm herab. Sie haben die traurige Reise über die düsteren Iserwälder und schwarzgrünen Hochmoore hinter sich und bringen von dort Regen, Donner und Blitz, Hagel und Schnee mit, unendliche Lasten von Schnee.

Unter diesem Himmel leben die Querbacher Bauern und Wald- und Steinbrucharbeiter, unter ihm arbeiten und ruhen, lieben und hassen, trauern und feiern sie, seiner Gunst und Ungunst sind sie auf Gedeih und Ungedeih ausgeliefert, zu ihm blicken sie täglich, ja stündlich sorgend und hoffend auf, von ihm reden sie allerwegen und allerorten, sommers und winters, Tag und Nacht.

Jawohl, auch des Nachts, und gerade dann mit außergewöhnlicher Anteilnahme. Das ist, wenn die Mutter nach Mitternacht von einem unheimlichen Grollen erwacht und, zum Fenster tretend, den tintenschwarzen Himmel ringsum zuckend aufleuchten sieht; überm Hirschstein schießt eine wilde Zackenlinie durch die Finsternis, und in demselben Augenblick, wo der Donner schwellend anhebt, taucht plötzlich unten im Tal für einen Augenblick die

Burgruine des Greifensteins in schwefelgelbem Lichte aus der Dunkelheit; und jetzt fährt auch noch überm Säuloch ein zweischweifiger Blitz hernieder. „Uufstihn, Voater!“ sagt die Frau und rüttelt ihren arbeitsmüden Mann wach, „’sWaater iis do!“ und: „Uufstihn, ihr Madel!“ ruft sie, die Tür öffnend, zu den Schlafkammern der Töchter hinüber. „A Mondgewitter! Die sein om gefährlichsta.“ — Gleich darauf hebt ein Laufen und Hasten treppauf, treppab an, Fenster werden klirrend geschlossen, auf dem Hofe urbert der Kutscher, die Tür des Kuhstalls, der mit dem Wohnhause unter einem Dache liegt, klappt dumpf, auf dem Schüttboden tappen eilige, barfußige Schritte. Jeder Winkel im Hause ist eine Quelle der Gefahr, am meisten aber ist es der vollgestopfte Heuboden, der sich überm Kuhstall, neben der Schlafkammer des Bauern befindet.

Und nun sitzen alle in der Küche und lauschen besorgt dem Anwachsen des Unwetters. Bald tobt es im ganzen Umkreis mit zügelloser Wut. Am schlimmsten aber ist das Gewitter überm Hirschstein; ehe sich das ganz ausgesackt hat, können ein paar Stunden ängstlichen Harrens vergehen. Jetzt folgt Krach auf Krach, ein Schlag verschlingt immer sofort das kaum einsetzende Echo des vorigen, man kann das Donnergebrüll gar nicht mehr vom Widerhall unterscheiden, es ist alles ein einziges, ununterbrochenes Rollen, Rumpeln, Brummen, Schieben, Knallen, Knattern und Schmettern, mitunter etwas schwächer werdend, doch nie ganz verhallend, und nur wenn die Explosionen vergleichsweise etwas leiser erfolgen, hört man das Prasseln und Klatschen des Regensturzes.

Jetzt ein Faustschlag des Gottes in der Wetterwolke, daß das Haus zittert und die Fensterscheiben rasseln. Gleichzeitig ein blauweißes, blendendes Lichtzünglein im dunkeln Flur, dessen Tür offen steht, damit man in der Küche hören kann, was im Kuhstall vorgeht; das Leuchten sprang aus der elektrischen Lichtanlage.

„’s hoot eigeschloan! Giht amool ees naus ver de Tiir!“

Und bald darauf kommt die Tochter zurück: „Moheet-Arnstas Haus brennt!“ —

Ein solches Ereignis wühlt die Leute im Tiefsten auf. Jeder sagt sich, daß der vernichtende Strahl ebensogut das eigene Haus als Opfer hätte erwählen können. Man hat zwar die blitzbannende Rose von Jericho an der Giebelwand gepflanzt, — aber vor Mohaupt-Ernsts Fenstern wuchert auch ein großer Busch davon, und es hat nichts geholfen.

Mehr noch als ein derartiges furchtbares Sichtbarwerden des drohenden Fingers Gottes aber arbeitet das alltägliche Einerlei des segnenden und fluchenden Wolken- und Luftregiments an der Formung der Seelen. Dabei kommt das Gemüt des Landmanns nie zur Ruhe; immer muß er darauf sinnen, die Tücken der Witterung durch kluge Zeit- und Arbeitseinteilung zu überlisten. Und doch wird er selbst so oft übertölpelt. Denn dieser regelmäßig-unregelmäßige Wechsel von stechender Sonne und dunkeln Regenschauer ist unberechenbar plötzlich, von einer Viertelstunde zur andern muß man auf Überraschungen gefaßt sein, und die ältesten Leute lernen dabei nicht aus; das sagte mir erst neulich der achtundsiebzigjährige Ertel-Christlieb, der ehemalige Steuereinnnehmer, als er an seinem Stock in der Mittagsglut eilig den Giehrener Kirchweg zu seiner Wiese hinaufhumpelte, um schnell noch ein Fuderle Heu in Sicherheit zu bringen. — Der hundertjährige Kalender läßt hier oben auch so oft im Stich. Es kommt vor, daß man vier Wochen dazu braucht, um einen Schober reinzuschaffen;

kaum ist er einigermaßen abgetrocknet, und man will gerade mit dem Ochsespann hinaus, um ihn aufzuladen, da überschüttet ihn ein neuer Regenguß, und er muß von neuem gebreitet werden. In dieser Weise geht es manchmal solange, bis das Heu zu faulen anfängt.

Noch größer ist die Angst ums Getreide. Spät wird sowieso schon alles. Wenn nun der Schnee besonders lange gelegen hat, wenn obendrein das Frühjahr ungünstig war, so ruht die ganze Hoffnung auf den paar heißen Wochen. Verregnen sie, so muß man die Halme stehen lassen, bis der neue Frost droht. Voriges Jahr haben sie im Oberdorf den Weizen aus Furcht vor Neuschnee in einer Octobernacht bei Stallaternenbeleuchtung eingefahren. „De Sunne schennt ehnder a Brut aus, ols ees ausraant“, hört man hier die alten Leute sagen. Eigentümlich gestalten die Wolken überm Isergebirge Leben, Leib und Seele der Menschen unter ihnen.

Es ist ein zäher Menschenschlag, der hier der Felskrume Frucht abringt. Fett setzen sie nicht einmal im Winter an; der Schul-Menz, der einzige dicke Mann in Querbach, wird von der Schuljugend wie ein Weltwunder angestaunt, von den Erwachsenen aber geringschätzig bedauert. Die Männer sind hager, ihre Arme und Beine sind nichts als Bündel von Muskeln und Sehnen. Vielen sieht man an, daß sie sich schlecht nähren, aber — weiß der Himmel! — Kräfte haben sie alle. Wenn der kleine, blasse, vollbartschwarze Kiesewalter, gewöhnlich Rotegel genannt, so krummbeinig dahergestolpert kommt, so hält man es nicht für möglich, daß er das Hinterteil des mit Stämmen voll beladenen Schlittens hochhebt, um ihn über einen Stock hinwegzubringen; aber ich bin Augenzeuge dieser Kraftprobe gewesen.

Es gibt prachtvolle Charakterköpfe hier oben. Die fein gebogene Adlernase unter dunklen Augen und über schmalen Lippen ist sehr häufig. Oft sieht man auch kleine, glattrasierte Vogelgesichter mit klugem Blick. Unvergeßlich wird jedem, der ihn einmal gesehen hat, der mächtige Schädel des sechzigjährigen Gringmuth-Robert sein: unter hoch aufsteigender, runzelloser Stirn ein gerötetes, bartloses Gesicht mit hellen Augen, dicker Nase und breitem Mundschlitz — das Urbild bedächtiger Schlaueit und hinterhältiger Schalkheit; wer sein Alter nicht weiß, wird es schwerlich von seinem Gesicht ablesen können, der eine wird sagen, er sei noch längst nicht vierzig, der andere Mitte fünfzig. Unvergeßlich auch der vorhängende Raubvogelkopf des langen Gottlieb Söhnel, den sie den Loba Lieb nennen; das feine Diplomatenantlitz Pfeifer-Adolfs mit dem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen; das komisch wirkende Rundgesicht des schon verstorbenen selbstgefälligen, nichtsnutzigen Schöps-Gottwald mit dem gewichsten Bart; das furchteinflößende Minenspiel des großmäuligen und brutalen Krakeelers Julius Ertel. Eine wahrhaft rührende, ehrwürdige Gestalt aber war die des Barg-Jirga Tischers, der bei seinem Ableben vor drei, vier Jahren sogar in Breslauer Blättern als Eiserner-Kreuz-Dreßler gefeiert wurde; den Tambour von Wörth nannten ihn die Zeitungsschreiber, einen der wenigen noch lebenden Augenzeugen der Kaiserproklamation von Versailles. Ich kannte ihn genau, wir haben oft zusammengesessen; es war ein von weißem Haar umwehter Generalkopf mit einem zarten Antlitz, aus dessen hellblauen Augen kindliche Einfalt und freundliche Güte sprachen.

Die Querbacher Mädchen sind als Kinder oft von süßestem, frischstem Reiz. Man trifft goldige Dinger, die auf einen zukommen und grüßend ein Patschel geben. Zierliche

Gestalt, liebliche Gesichtsbildung, zarte Farbe der Wangen zeichnen sie aus. Ihre eigenartigste Anmut aber beruht auf dem Gegensatz der braunen, blanken Augen und des hellblonden Kraushaars.

Die jungen Mädels von fünfzehn oder sechzehn Jahren aber müssen bereits jede schwere Männerarbeit tun, auf dem Felde und im Walde, von früh bis in die Nacht. Vom Buschrand bis zum Hause hinab schleppen sie Heubürden auf dem Rücken, daß man glaubt, sie müßten darunter zusammenbrechen.

Da ist es kein Wunder, daß die Frauen bald verhutzelt aussehen; sie werden klein, krumm, mager, flachbusig, dickleibig. Die Rest-Kleenern ist eine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren; sie sieht wie fast sechzig aus, und jeder Fremde bedauert sie als einen geborenen Krüppel. So krumm geht sie, den Kopf fast bis zu den Knien hinabgebogen. Sie ist aber in Wahrheit gar nicht verwachsen oder bucklig; die Arbeit hat sie so krumm gemacht.

So gestalten der Felsgrund des Gebirges und die Wolken über ihm die Leiber der Menschen. — Auch die Seelen formt die Landschaft.

Wie die Schatten der grauen Himmelssegler die Hänge verdüstern, so lastet ein fast schwermütiger Ernst auf den Stirnen der Menschen, die unter den Schindeldächern wohnen. Mit ruhigem Gleichmut nehmen sie die seltenen Freuden und die häufigen Kümernisse, Armut, Mißernte, Hunger und Krankheit hin. Sie toben nicht, sie schreien nicht, ihr Lachen ist nicht fröhlich schallend. Sie sind stets auf alles gefaßt. Sie sprechen wenig, ihre Zunge ist langsam, der Ton der Stimme gedämpft; aber was sie sagen, ist bestimmt und klar.

Sie hängen natürlich treu am Alten. In der Giehrener Kirche sitzen noch wie vor Jahrhunderten auf den ererbten Plätzen in der ersten Bankreihe die Bauern, in der zweiten die Gärtner, in der dritten die Stellenbesitzer, die Männer oben auf dem Chor, die Weiber unten im Schiff. Noch heut sind die meisten gläubige Christen. Aber die religiöse Grübelei der einsamen Winterabende gebiert Anschauungen, die an Inbrunst und Sehnsucht nach Handgreiflichkeit weit über die Lehren des Pastors hinausgehen; was der „Pforr“ sagt, ist ihnen oft viel zu wenig. Vor dreißig Jahren hat der Bart-Dreßler, der Großvater des jetzigen Schenker-Fleischers, eine Gemeinde von Schwärmern um sich gesammelt. Sie ließen das Glas auf dem Tisch und das Sieb an der Schere laufen und beteten dazu den Bibelspruch: „Herr, wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge und wohnen in deinen heiligen Hütten, ohne Wandel einhergehen, recht tun und die Wahrheit sagen von Herzen?“ So erforschten sie die Stunde, zu der sie gen Himmel fahren würden. Auf dem Kahlen Berge warteten sie darauf, nachdem sie einen Ochsen als Opfertier geschlachtet hatten. — Und ein Jahr ist's erst her, da streute Eckert-Dreßlers Bruno, ein junger Mann aus des Bart-Dreßlers Verwandtschaft, der jeden Sonnabend zu den Adventisten nach Friedeberg ging, den Teufelchen unter den Steinen seines Hausflurs Brot zur Speise hin; auch las er Nächte durch im siebenten Buch Mose. Er hat den Urlabörner Ertel, der bei ihm arbeitete, so verdreht gemacht, daß er Katze und Kuh dem lieben Gott zur Ehre erstach und sogar seiner Frau mit dem Messer nachstellte; nachts wollte er immer zum Fenster hinaus, und drei Männer mußten ihn bewachen, bis man ihn nach Plagwitz in die Anstalt brachte. Jetzt ist er wieder zu Hause und arbeitet still und fleißig, und man hat nichts weiter bei ihm bemerkt.

Was an abergläubischen Vorstellungen und Bräuchen hier umläuft, kann ich jetzt nicht einmal kurz andeuten; vielleicht schreibe ich später noch ein Buch darüber. Erwähnen will ich nur, daß ausgerechnet der Zimmermann Stelzer, einer der Aufgeklärten im Dorfe, behauptet, ihn habe voriges Jahr an einem Julitage in der Mittagstunde auf dem Wege beim Hüttenhübel, an der Stelle, wo der Förster Mandel erschossen wurde, ein Mann ohne Kopf verfolgt; da ist er gerannt, was er konnte, und hat solche Angst gehabt, daß er, der starke Mann, halbtot in Kunzendorf ankam und sich krank ins Bett legen mußte.

Die Querbacher helfen sich gegenseitig stets in nachbarlicher Bereitschaft. Der Pfeifer-Adolf ist sofort beim Theuner, wenn es heißt, das Kalb aus der Kuh ziehen oder dem kranken Pferde die Pille in den Hals würgen. Wenn einer stirbt, fordert der Grabebitter zwölf Männer der Nachbarschaft zum Sargtragen auf, und es ist Ehrensache, der Bitte zu entsprechen. Die Hinterbliebenen, wenn sie arm sind, kriegen von allen Seiten Geld statt der Kränze, und am Tage der Beerdigung sind stets genügend hilfreiche Hände da, die beim Kochen, Abwaschen und Aufräumen helfen.

Was die Leute sagen, darauf kannst du dich verlassen; du mußt freilich ihre verschwiegene, wortkarge Art und ihre Heimlichtuerei kennen, auch ihre ängstliche Scheu, sie könnten sich durch zuvieles Reden um Gewinn, Vorteil und Gunst bringen.

Denn sie haben ihre sonderbare Schlaueit und Piffigkeit. Gar dem Fremden gegenüber sind sie voller umständlicher, zweideutiger Vorbehalte und verbergen ihr Mißtrauen und ihre Klugheit hinter einer gut gespielten Einfalt und Begriffsstutzigkeit. Auf diese Weise hat einmal der Gringmuth-Robert einen Baurat, der als Bevollmächtigter der Regierung mit ihm über eine Schindellieferung verhandelte, übers Ohr gehauen; der feine Herr hatte das „einfache Bäuerlein“ für einen Tropf gehalten.

Man soll nun aber nicht denken, daß die Herzen der Iserleute der Freude unzugänglich wären. Sie können sich in ihrer stillen Art kindlich freuen über Spaßworte, scherzhafte Vorkommnisse und hübsche Dinge. Sie sind Meister des kurzen treffenden Witzwortes, der schlagenden Gegenrede, des trockenen Spottes. Der Gringmuth-Robert und der dicke Schulmenz sind noch niemandem eine Antwort schuldig geblieben. An Vereinen, die Tanzvergnügen und Preisschießen veranstalten, fehlt's in Querbach auch nicht; da ist der Militärverein, der Radfahrer-, der Turnverein, der Riesengebirgsverein. Theaterspielen ist eine Hauptbelustigung der Dorfjugend, und wenn die Mädchen zum Kranzwinden zusammenkommen, singen sie ein altes Lied nach dem andern. Die Krone aber aller Feste ist die Kirmes im November.

Auf solche Eigenschaften also gründet sich meine Liebe zu den Isergebirgsleuten. Wie man in Anbetracht der geistigen Eigenart dieses Volkes begreifen wird, ist es eine Liebe, die nur langsam hat entstehen und wachsen können. Man wird sich vielleicht sogar wundern, daß ich diese Zuneigung überhaupt habe fassen können. Und wenn ich nun gar noch die bösen, dunklen Flecken in dem Charaktergemälde, für die ich durchaus nicht blind bin, die ich aber bisher verdeckt gehalten habe, zeigen werde, so wird man mich wahrscheinlich für einen schrullenhaften Liebhaber skurriler Absonderlichkeiten halten. Demgegenüber muß ich betonen, daß die Querbacher trotz allem meiner und eurer Liebe würdig sind. Wer freilich

an jodelnden und zitherspielenden Salonbuan und liebegirrenden Operettendirndeln sein Gefallen findet, der soll meinen Leuten beileibe fernbleiben. Ich aber weiß, warum ich diesen wackern Menschenschlag liebe.

Sie haben böse Fehler, die Leute in den Schindelhütten am Nordabhange des Kemnitzkammes. Die dunkeln Wolken brüten über ihnen, und was sie ausbrüten, ist nicht alles gut. Die heiße Sonne und der von ihr erhitzte Felsgrund kochen in dem Blut der Menschen Säfte mit, die bares Gift sind, und im Winterdunkel der schneeverwehten, wolkenverhängten Berg- hütte verdicken sie sich und gären und brodeln, bis sie plötzlich als ekle, fressende Schwären aus dem Gemüt brechen. Ich sprach schon von Aberglauben, religiösem Wahnwitz, trotziger Verschlossenheit, verhängnisvoller Grübelsucht einsamer Winterabende. Es gibt aber schlimmere Dinge, und sie gehören leider durchaus zum Alltäglichen. Holzdiebstähle sind an der Tages- ordnung, der Nachbar denunziert den Nachbarn, auf einen Meineid kommt's nicht an; der Friedeberger Landjäger sagt, hier oben sei der schwierigste Teil seines Bezirks. Früher knallte die verrostete Flinte im Walde häufiger als jetzt; besonders vom alten Steinspeller Pohl, der noch lebt und der mir erst kürzlich seine aus Ofenruß und eigenem Wasser hergestellte Tätowierung auf dem Oberarm zeigte, erzählt man, er habe so manches Stück Wild verzehrt, wenn ihm die ewigen Apperna nicht mehr schmecken wollten, und erst recht dann, wenn er nicht mal die hatte. Aber noch letzten Winter soll der Ertel-Julius ein Reh die Dorfbachschlucht abwärts, wo ihn niemand sehen konnte, zu seiner Bude geschleppt haben.

Aber der schlimmste Teufel sitzt im Kornschnaps. Was der in den Häusern hier herum schon angerichtet hat, ist gar nicht auszusagen. Im Winter brauchen die Holzarbeiter im Walde den wärmenden Alkohol, das ist gar keine Frage; der Kaffee würde übrigens in den Kannen gefrieren. Aber da oben in der Winterkälte gewöhnen sie sich das Saufen an, daß sie es nicht mehr lassen können. Die tägliche Schnapsmenge wird immer größer. Der Lobel- Ernst vertrug unglaubliche Mengen, betrunken war er selten; aber als er einmal erkältet war, soff er als Heiltrank eine ganze Literflasche auf einmal aus, schlief ein und wachte nicht mehr auf. — Beim Kiesewalter-Rotegel im Gemeindehaus haben sie die kleinen Kinder das Laufen mit Hilfe von Korn gelehrt; an eine Stubenwand wurde das Kind gestellt, an die gegenüber- liegende ein Glas mit Schnaps, und wenn der Kleine bis zum Glasla lief, durfte er es zur Be- lohnung austrinken.

Im Kretscham säuft der Siebzehnjährige des Sonntags genau soviel wie der Greis. Früher, in der alten Überschenke, beim alten Bart-Dreßler, soll's noch schlimmer gewesen sein.

Aus der dunklen Iserwolke zuckt der Strahl verderblich hernieder. Im Schnapsdunst der Schenke zischt die Leidenschaft auf. Plötzlich ist das Messer in der Faust, der Gegner fällt plumpsend zu Boden. Oder sie torkeln in die Dunkelheit hinaus, und am nächsten Morgen liegt einer tot in der Dorfbache. Ist er in der Trunkenheit hineingestolpert? Hat ihn einer hineingestoßen? Darüber wird nie Klarheit geschaffen werden.

Ich habe drei Jahre als junger Mensch hier oben gehaust, und auch in mir ist's manchmal dunkel und wirr zugegangen; ich habe den Einfluß der Wälderdüsternis, der Schneeöde und der Wolkenschwere nicht immer als Sieger bekämpft. Es war vielleicht gut, daß ich dann in die große Stadt kam. Wer weiß, was mir die Geister des Gebirges sonst noch angetan hätten!

GEORG MUCHE

Von Dr. Max Goering

Professor Georg Muche wurde ab 1. Oktober als Lehrer an die Breslauer Akademie für Kunst und Kunstgewerbe berufen.

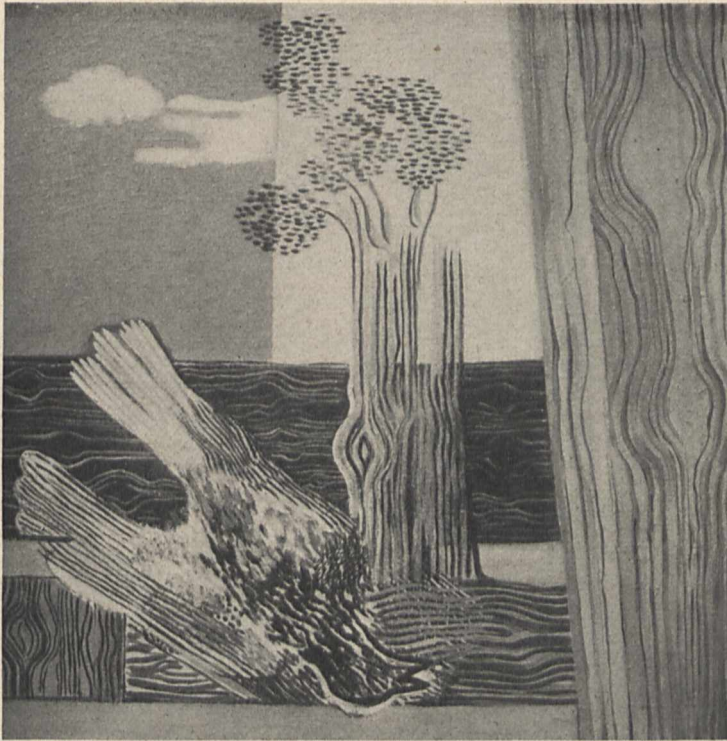
Schon in den Jahren vor dem Kriege geriet die Jahrhunderte währende, stets ruhige Entwicklung der Malerei ins Wanken. Ein Kämpfen und Suchen setzte ein, neue Formprobleme erwachsen, neue Möglichkeiten tauchten überall auf. Um Farbe, Form, Komposition, um alle Einzelheiten der Bildergestaltung wurde gerungen. Dieser Kampf ist bis heute noch nicht entschieden. Nur ist es jetzt stiller geworden um die Kämpfer. Der Krieg ist zu langwierig, die Tatsache der großen Veränderung läßt sich nicht mehr ernstlich ableugnen.

Damals, als die Wandlung im Entstehen begriffen war, fing Georg Muche an zu malen. Zu jener Zeit ist seine Kunst entstanden. Nicht wild und ungezügelt, wie man meinen könnte. Zart und beinahe abgeklärt, schmiegsam und weich, so treten Muches Bilder und Zeichnungen vor den Beschauer. Sie umgehen die Fragen der Kunstkrise nicht, aber sie gehen auch nicht darin unter. Bei aller Zartheit der Form, bei aller Gelöstheit der Komposition sind die einzelnen Teile in klare, scharfumrissene Konturen gebannt. Die Farben sind weich, freundlich und hell. Es ist ein erfreuliches Zeichen und ein schönes Verdienst der Breslauer Akademie, daß sie diesen lyrischen Maler jetzt in ihren Lehrkörper berufen hat.

Muche, der 1895 in Querfurt geboren wurde, studierte 1912 bis 1915 in München und Berlin, wo er sich dann bis 1916 aufhielt. Nach dem Feldzug kehrte er hierher zurück, bis er 1920 seine Tätigkeit als Professor am Bauhaus in Weimar aufnahm. Am Bauhaus hat er die Textilwerkstätten geleitet und war auch im Architekturbüro tätig. Damals sind allerlei Bauentwürfe entstanden. Er hat 1926 in Dessau ein Stahlhaus errichtet und den Stahlhausbau auch in Artikeln propagiert. 1927 verließ Muche das Bauhaus und lehrte dann bis 1931 an der Itten-Schule in Berlin.

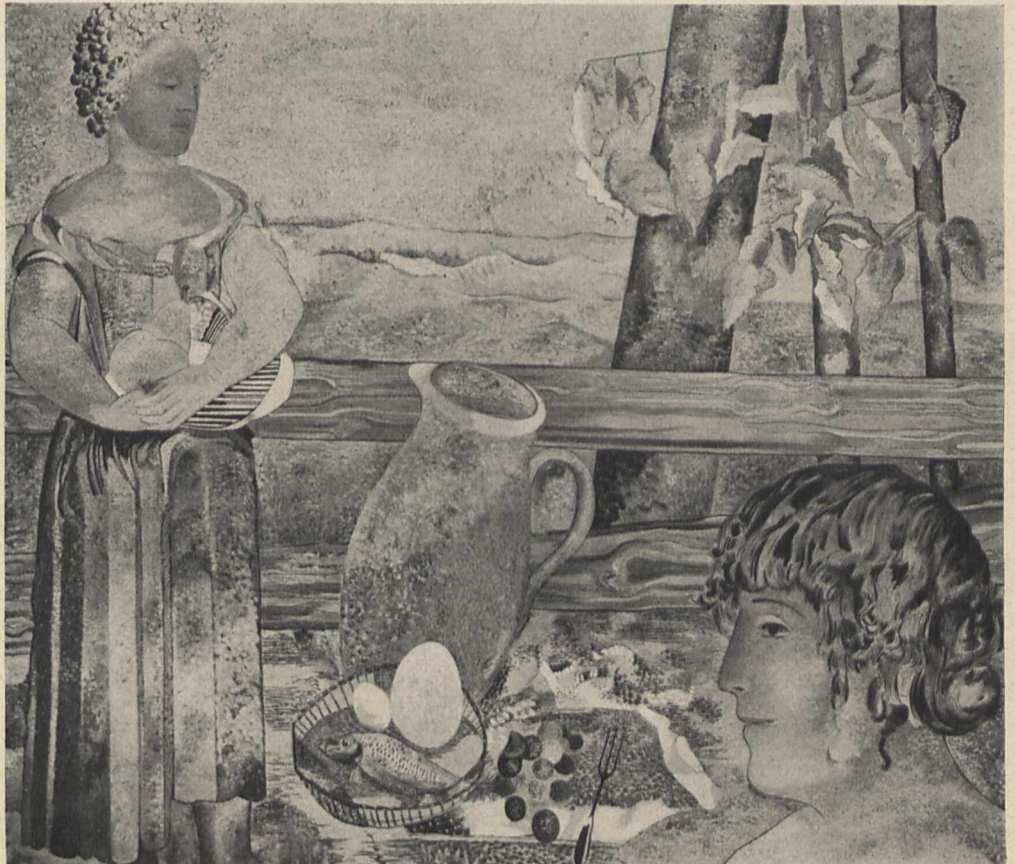
Diese Vielseitigkeit hat zweifellos auch die Entwicklung von Muches Malerei beeinflusst. Während die Tätigkeit in der Textilklasse des Bauhauses Muches Sinn für ornamentmäßig-dekorative Lösungen entgegenkam, mußte die Beschäftigung mit der Architektur sich auch auf die Formenklarheit seiner Malerei fruchtbringend auswirken.

Aus den abstrakten Bildern der Kriegszeit, die ein wenig an Paul Klee gemahnen, hat er sich später zu festgefügtten Kompositionen gesammelt. Freilich sind auch diese zart und leicht. Das Gegenständliche wird nie verleugnet, erscheint aber stets abstrahiert von der Erdschwere, wie schwebend im Raum. Bei manchen Werken wie z. B. dem „Bild mit dem toten Vogel“ (Abb. 1) wird man an jene japanischen Farbenholzschnitte erinnert, deren Formen, fast zum Ornament geworden, sich in Duft und Zartheit aufzulösen scheinen. Ein Wellenmotiv, wechselreich gestaltet und doch in festen Grenzen gehalten, herrscht hier als dekoratives Ornament. Das stilisierte Blattwerk des Baumes löst sich, zerschwirrend, im sachlich-einfachen Block des Hintergrundes auf. Zart stilisierte Wolkenflecken entschweben von hier. Der Vogel vorn ist in die Ornamentik des Grundes eingespannt. Das Ganze klingt ineinander wie ferne Musik zu einem zarten Bild feinsten Lyrik.



1. Georg Muche
Bild mit totem Vogel

2. Georg Muche:
Frühstück im Freien



Besitz der Stadt Berlin



3. Georg Muche, Fünf Köpfe

Das „Frühstück im Freien“ (Abb. 2) hat viel Konkretes. Schon durch das Thema bedingt. Aber doch wieder siegt das Ornament, das Dekorative! Nicht, daß Muche die Figuren oder Gegenstände verleugnete; aber sie verlieren an Eigenwert durch Aufgehen im Gesamtornament der Komposition. Ein bisschen wird man an Klassisch-Antikes erinnert. Das mag an der duftigen Zartheit liegen, die seit Pompeji so selten geworden ist. Links steht eine Frau, vollkörperlich, aber doch stilisiert zum Begrifflich-Abstrakten hinüber. So im Kopf, in der Bewegung des Haltens und im Einpassen ins Ganze.

„Fünf Köpfe“ (Abb. 3) heißt ein drittes Bild. Leicht stilisiert sind die Gesichter, hauchzart, fast wie ein Nebel. Und doch überzeugend im Ausdruck, sicher gestaltet im Zusammenwirken. Besonders interessant ist hier die Komposition. Der vorderste rechts, leicht im Profil, ist am größten, die anderen blicken nach links alle hinaus aus dem Bild. Nur der Facekopf links unten wahrhaft mit stark intensivem Blick die Dominante der Richtung nach dem Beschauer. Und doch ist das Ganze zusammengefügt zu völliger Einheit, wie alle Kompositionen dieses Künstlers.

So sieht das neuere Schaffen Georg Muches aus. Zarte Figuren fast schwebend. Halb Nebel oft, halb stilisiert, aber nie steif oder hart, stets weich und zart bis zum feinsten Duft. So schwebt Muches Kunst wie lyrische Musik leicht über dem erdschweren Ringen der Malerei unserer Zeit.

Die Historische Kommission für Schlesien

Von Dr. Herbert Gruhn

Am 12. November kann die Historische Kommission für Schlesien ihr zehnjähriges Bestehen feiern. Das gibt Veranlassung, ihrer reichen Tätigkeit zu gedenken.

Die Romantik erweckte die Liebe zur deutschen Vergangenheit. Das Bewußtsein der Werte ihres Volkstums, der Gedanke, die nationalen Kräfte an dem Ideal einstiger Größe zu stärken, schloß die Freunde vaterländischer Geschichte zur Erforschung der allgemeinen und der landesgeschichtlichen Quellen zusammen. 1819 gründete Freiherr vom Stein die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und veranlaßte die Sammlung aller deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters in den Monumenta Germaniae historica. Um die gleiche Zeit entstanden die ersten landschaftlichen und örtlichen Geschichts- und Altertumsvereine.

1818 rief der Breslauer Provinzialarchivar und Professor J. G. G. Büsching einen Verein für Schlesische Geschichte und Altertümer ins Leben, der, ganz auf seine Person gestellt, nach sieben Jahren einging. Der von Büschings Amtsnachfolger G. A. H. Stenzel unternommene Versuch, die Lücke durch die innerhalb der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur seit 1819 bestehende historisch-geographische Sektion zu schließen, mißlang. Durch Stenzels Energie kam 1846 der Verein für Geschichte Schlesiens zustande. Das weitreichende Programm, das Stenzel dem Verein gab, ist heute noch dessen Arbeitsgebiet. Wie weit es in 85 Jahren erfüllt worden ist, das beweisen 17 Bände der *Scriptores rerum Silesiacarum*, 35 des vorwiegend Urkunden enthaltenden *Codex diplomaticus Silesiae*, 8 der *Acta publica* (Akten der schlesischen Fürstentage), die 32 der Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte und die 65 Jahresbände der Zeitschrift mit ihrer seit 1908 erscheinenden Nebenreihe „Schlesische Geschichtsblätter“. Ein imponierendes Monument der Heimatsforschung, geschaffen und erhalten von dem opferwilligen Interesse einer Gemeinschaft von Trägern und Pflegern geschichtlicher Überlieferung.

Was in Schlesien bisher als Aufgabe und Leistung einem Verein zufiel, wird in anderen deutschen Gauen seit 1877 in korporativem Zusammenwirken bewältigt. Die Zusammenfassung aller landesgeschichtlichen Bestrebungen geschieht in der Organisationsform der Historischen Kommission, die zumeist ihren Ausgang von den lokalen Geschichtsvereinen genommen hat. Die Historische Kommission ist die Vereinigung möglichst aller landesgeschichtlich interessierten Personen und Körperschaften, die unter verantwortlicher Mitwirkung von Fachleuten und Sachverständigen planvolle und umfassende Veröffentlichungen auf lange Sicht in Angriff nimmt. Ein Vorstand führt die Geschäfte, der von den Mitgliedern gewählte, in Fachgruppen gegliederte wissenschaftliche Ausschuß stellt das Arbeitsprogramm auf und leitet die Ausführung. Da durch private Mittel oder durch gelegentliche Beihilfen eine gesicherte Arbeit nicht möglich ist, werden einige Historische Kommissionen gleich den Museen und der Denkmalpflege von den Staats- oder Provinzialbehörden erhalten. So sind z. B. die Historischen Kommissionen für Bayern, Baden, Hessen, Thüringen, Württemberg staatliche Einrichtungen. Die älteste Kommission in Preußen, 1877 für die Provinz Sachsen und das Land Anhalt gegründet, ist ein Organ der Provinzialverwaltung. In den übrigen preußischen Pro-

vinzen führen sie nach dem Vorbild der seit 1881 bestehenden Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde ihre Existenz aus Mitteln privater Stifter und Förderer und vor allem aus regelmäßigen Beiträgen der Kommunal- und Provinzialbehörden.

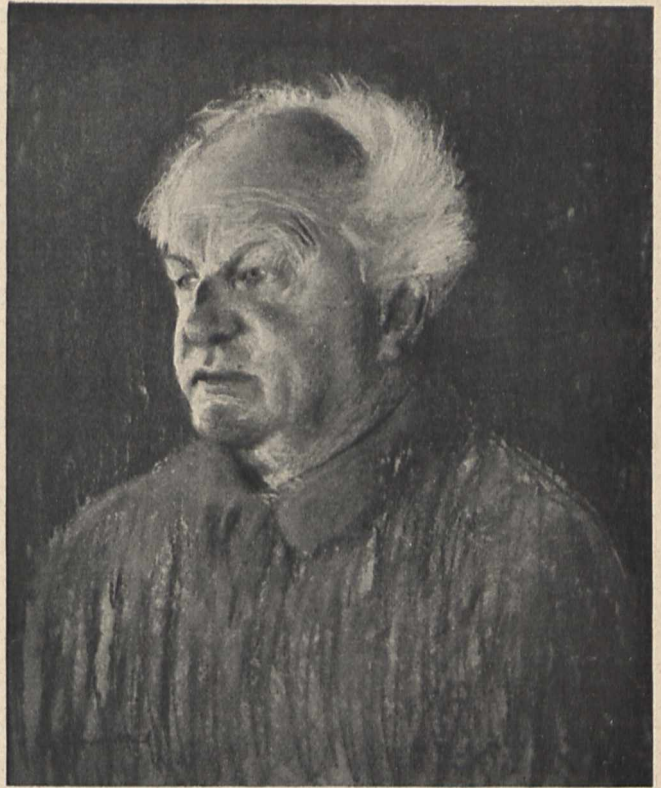
Fast ganz Deutschland ist mit einem Netz derartiger Organisationen überzogen, deren Tätigkeitsfeld durch die historischen Stammesgrenzen gegeben ist. In Ostdeutschland bildeten sich die Historischen Kommissionen in der Nachkriegszeit unter der veränderten Lage gegenüber den neuerstandenen Nachbarstaaten und unter dem Zwange kultureller Selbstbehauptung. Aus der Erkenntnis für die geschichtliche Tragweite der Zerreißung Schlesiens durch den Genfer Machtspruch vom 20. Oktober 1921 wurde am 12. November in dem Vorstand des Vereins für Geschichte Schlesiens auf Anregung des Staatsarchivrats Dr. V. Loewe die Historische Kommission für Schlesien als Zentrale der Heimatgeschichtsforschung zur Lösung großer Aufgaben gegründet. Die „Ziele und Grundsätze der Historischen Kommission“ hat Loewe in der gleichnamigen Schrift 1925 umrissen.

Das erste Jahrzehnt der Wirksamkeit gibt Veranlassung, das Ergebnis der Tätigkeit zu überblicken.

Gemeinsam mit dem Geschichtsverein nahm die Kommission zunächst die Fortführung des Codex diplomaticus Silesiae auf. Die 1875 vom Verein begonnene Verzeichnung des urkundlichen Materials in Regesten, d. h. in übersichtlichen, zeitlich geordneten und alles Wesentliche bringenden Auszügen, war bis zum Jahr 1333 gefördert worden. Unter Mitwirkung der Kommission ist sie durch H. Bellée, E. Randt und K. Wutke bis 1342 fortgeschritten und ihrem Abschluß mit dem Jahr 1355 wesentlich nähergerückt. In weiterer Ferne liegt das Ziel, den Bestand der nichtstaatlichen Archive der 61 Kreise des ungeteilten Schlesiens zu Nutz und Schutz aufzunehmen. Seit 1908 sind durch K. Wutke die Kreise Grünberg, Freystadt, Glogau, inventarisiert worden, seit 1921 durch E. Graber weitere 5, nämlich Sprottau, Sagan, Neustadt, Habelschwerdt und Jauer. Aus den Archivalien werden als selbständige Veröffentlichungen der Kommission ein Urkundenbuch mit der Wiedergabe der ältesten schlesischen Schriftendkmäler, ein die Entwicklung der Ordensniederlassungen aufzeigendes Klosterbuch und die Geschichte der Säkularisation der Klöster und Stifter erstehen. Die Vorbereitungen stehen z. T. vor dem Abschluß.

Für die gründliche Aufhellung des vielseitigen Besiedelungsproblems hat die Kommission eine Sammlung der Flurnamen veranlaßt, aus deren kritischer Auswertung der Kolonisationsprozeß auf dem Lande erkannt werden kann. 45 000 Namen sind als ein vor dem Untergang bewahrtes Sprachgut aus fast 50 Prozent aller schlesischen Ortschaften bereits beisammen. Der Sammeleifer wird durch eine von F. Geschwendt verfaßte Anleitung „Wie sammle ich Flurnamen“ und durch den in zwanglosen Heften erscheinenden, von E. Maetschke herausgegebenen „Flurnamen-Sammler“ wach erhalten. Für die Erforschung der städtischen Siedlung werden die mittelalterlichen Stadtpläne systematisch verzeichnet und Vorstudien über Bau und Bild der Stadt von G. Schoenaich in der Zeitschrift des Geschichtsvereins veröffentlicht. In engem Zusammenhang mit der Siedlungsgeschichte steht ein Historischer Atlas von Schlesien, der 1929 in das Arbeitsprogramm der Kommission aufgenommen ist. Andere

Das neueste Bildnis von
Gerhard Hauptmann,
gemalt von Willy Jaeckel



Aus der Herbstausstellung
der Akademie der Künste

deutsche Gebiete sind mit derartigen Kartenwerken vorangegangen, vom Historischen Atlas Polens sind zwei Blätter nebst Texten und drei Hefte der „Arbeiten“ erschienen. Als wichtige Vorarbeit für das schwierige Unternehmen, über dessen Organisation, Gestaltung und Bedeutung die Schlesischen Geschichtsblätter 1929, Heft 3 unterrichten, sind die Karten von Schlesien bis etwa 1866 in Berlin und Breslau festgestellt worden. Als erste Lieferung ist eine Siedlungskarte von Oberschlesien rechts der Oder auf Grund der ersten staatlichen Landesaufnahme von 1746—1806 in Aussicht genommen. Als allgemeines kartographisches Hilfsmittel sind 1927/28 die Grundkarten Breslau, Glatz, Sagan, Ratibor von M. Hellmich ausgegeben worden.

Das Schrifttum Schlesiens in den Geistes- und Naturwissenschaften, soweit es für die Wissenschaft von Bedeutung ist, macht die in der großzügigen Anlage wohl einzig dastehende Schlesische Bibliographie namhaft. Von dem für den Gelehrten wie für den interessierten Laien ebenso nützlichen wie unentbehrlichen Nachschlagewerk liegen 5 z. T. sehr umfangreiche Bände vor: Geschichte von V. Loewe (1922), Vor- und Frühgeschichte von E. Boehlich (1928), Volkskunde von E. Boehlich (1929/30), Botanik von F. Pax (1929), Zoologie von F. Pax und H. Tischbierek (1930). Die Bände Kunst wie Theater und Musik sind druckfertig. Die Jahresübersichten über die Literatur zur Schlesischen Geschichte von 1920—1927 haben H. Bellée und H. Jessen zusammengestellt. Eine schlesische Biographie bildet die Reihe der „Lebensbilder“, von der unter der Redaktion von F. Andreae, M. Hippe, P. Knötel, O. Schwarzer bzw. H. Wendt der vierte Band in Kürze ausgegeben wird. Das durch einen

großen Stab bedeutender Mitarbeiter eine eigene Note zeigende Werk hat Anregung und Vorbild für ähnliche Unternehmungen in Deutschland gegeben und werbende Kraft in weiten Kreisen bewiesen. Möglichst allen Gebieten landesgeschichtlicher Forschung sollen die „Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte“ gerecht werden. Die Sammlung wurde 1922 mit der Schrift „Ergebnisse der schlesischen Wirtschaftsgeschichte“ von H. Wendt eröffnet. 1929 folgte von H. Heckel die „Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien“ (1. Band: Von den Anfängen bis zum Ausgange des Barock), die mit ihrer Vollendung einen jahrhundertalten Mangel in dem Schrifttum beseitigt haben wird. Das schwer zugängliche Werk eines Dichters, der den von der Literaturgeschichte bisher vergeblich gedeuteten Barockmenschen verkörpert, hat W. Milch 1930 in dem Buch „Daniel von Czepko: Geistliche Schriften“ ediert. Ein aktuelles Thema, das oberschlesische Volksbildungsproblem, hat A. M. Kosler in der Untersuchung „Die preußische Volksschulpolitik in Oberschlesien 1742 bis 1848“ behandelt. Kunstdenkmäler, die dem Land und seiner Hauptstadt ein charakteristisches Gepräge geben, sind in den neuesten, reich ausgestatteten Veröffentlichungen gewürdigt: L. Baruchsen: Die schlesische Mariensäule und R. Stein: Das Breslauer Bürgerhaus.

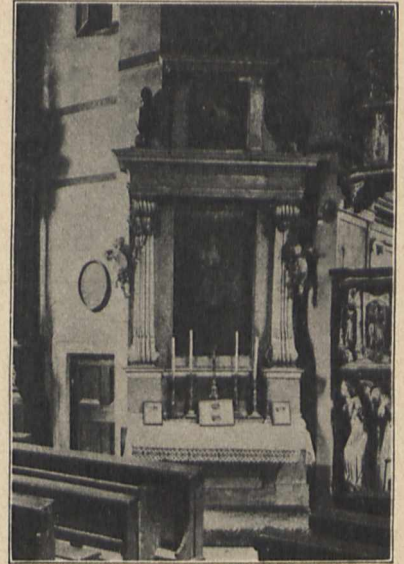
Die Leistung, die nur einen Anfang darstellt, zeigt, mit welcher Intensität die Historische Kommission ihren Zweck erfüllt, Hand in Hand mit dem Geschichtsverein „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der schlesischen Heimat in einer den Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Weise herauszugeben und Mittel dafür zu sammeln.“ Das mannigfaltige Erbe der Vergangenheit zu heben und in Wirkung umzusetzen, bedeutet heute in Schlesien nicht allein wissenschaftliche Repräsentation, sondern kulturelle Lebensnotwendigkeit. Wie zu keiner Zeit ihrer Geschichte bedarf die zertrümmerte Provinz jetzt der geistigen Aktivität, die zu fördern und zu erhalten die Historische Kommission sich zur Aufgabe macht. Dabei muß sie der tatkräftigen Anteilnahme der weitesten Kreise sicher sein.

BRESLAUER BAROCKALTÄRE

VON DR. ROSE SCHWARZ

Die Verfasserin, die vor kurzem im Priebatsch-Verlage eine interessante Arbeit über das gleiche Thema erscheinen ließ, gibt im Folgenden eine kurze Darstellung über Wesen und Wert Breslauer Barock-Altäre.

Keine der großen Städte jenseits der Elbe birgt in ihren zahlreichen Gotteshäusern so viele wertvolle und prunkende Altäre wie Breslau. Als Stadt der gotischen Bauten wird Breslau in der Kunstgeschichte registriert, und doch nimmt der Besucher ihrer Kirchen und alten Bürgerhäuser immer wieder den Eindruck eines überragend barocken Gepräges mit. Woran liegt das? Es war einst eine Fülle mittelalterlicher, also überwiegend gotischer Altaranlagen im Innern der hochragenden Kirchenbauten vorhanden. An ihre Stelle wurde seit dem Dreißig-

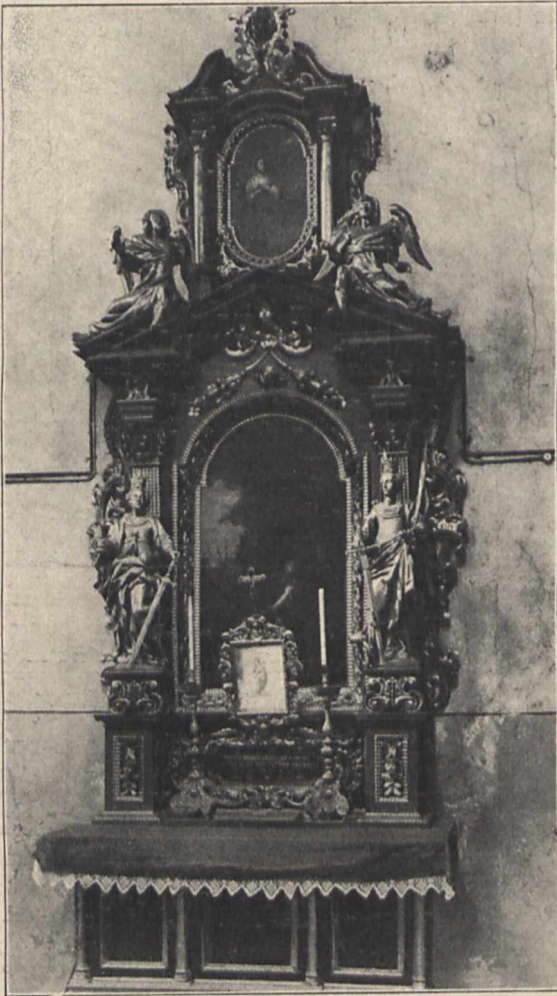


Beispiel eines klassizistischen Altars

jährigen Kriege mehr und mehr barockes Kunstwerk gesetzt, Kunstwerk von einer Fülle und Eindringlichkeit, die den Beschauer leicht vergessen läßt, daß es ein romanisches oder gotisches Portal war, durch das er eintrat. So gewinnen die Breslauer Kirchen einen besonderen eigentümlichen Reiz und es würde sich wohl lohnen, die Sonderwirkungen, die solche Polarität des Kunstschaffens in einem und demselben Bauwerk ausübt, einmal ästhetisch grundlegend zu untersuchen.

Hier soll diesmal nur auf die äußere Erscheinungsform eingegangen werden. Die mittelalterlichen Altaranlagen, die der ursprünglichen Struktur der Breslauer Kirchen entsprachen, sind teils zerstört, teils in die Museen gewandert, zum großen Teil aber den Landkirchen in der Provinz zum Geschenk gemacht worden. Es sollte mit aller Macht Platz für den neuen Kunststil geschaffen werden. Mit großer Kunst und eifrigem Bemühen hat man die Barockaltäre auch in die Räume anderen Stils eingegliedert, und so das alte Gesamtkunstwerk reizvoll neugeformt. Darum beansprucht dieses Kapitel Breslauer Kunstgeschichte über den einzelnen Gegenstand hinaus allgemeineres Interesse. Wir lassen im Folgenden eine Anzahl von besonders charakteristischen Altarbeschreibungen folgen. Vielleicht wird der eine oder der andere an Hand dieses Studienmaterials sich dann gern etwas näher mit den eben kurz angedeuteten Dingen beschäftigen.

Ein Altar aus dem Frühbarock — der Eustachiusaltar der Vinzenzkirche aus dem Jahre 1665 — eröffne hier den Reigen (Bild 2). Bei dieser Altaranlage steckt in der ausgesprochenen Vertikalbewegung, in der immerwährenden Durchbrechung der Formen noch viel geheime Spätgotik. Als flacher, schmalbrüstiger Wandaltar stellt sich das Kunstwerk dar, flach und in zartem Relief ist das Ornament behandelt: ein stilisiertes Arabesken- und Kartuschenwerk mit phantastisch gehaltenen, knorpelartigen Gebilden. Die plastischen Figuren sind noch steif und unfrei in den Gebärden. Das Ganze ist mehr ein verheißungsvolles, knappes Gerüst



2. Eustachiusaltar der Vincenzkirche (Breslau)

als schon ausdrucks-gesättigte Form. Aber gerade das macht dieses Altarwerk reizvoll, dieser Verzicht auf fremden Reichtum, der unbekümmert und sorglos eine aus eigener Phantasie entstehende Formenwelt schafft.

Inzwischen bereitet sich eine Geschmackswandlung vor, der italienische Barock wird maßgebend mit seiner Monumentalität und den geordneten Formen. In diese Stilperiode gehört der Hochaltar der Antoniuskirche vom Ende des 17. Jahrhunderts. Wenn diese Altaranlage im italienischen Geist maßgebend für die weitere Durchbildung dieser und der folgenden Epoche geworden ist, so ist doch die Wahrnehmung zu machen, daß die echt heimische Formenfreude und das Bewußtsein eigener an Erfindung reicher Gestaltungskraft bald wieder seine eigenen Wege geht. Architektur wird gelockert, aus dem Wandaltar tritt man heraus zur frei sich entfaltenden Säulenarkade, bis man schließlich auf Architektur völlig verzichtet, den Aufbau hinter der Mensa in einen Rankenrahmen oder, wie beim Altar am Schlusse des rechten Seitenschiffes der Corpus-Christi-Kirche (Abb. 3), in einen Wolkenkranz auflöst, dessen Schöpfer vermutlich Urbansky ist. Das Flache der Frühzeit ist einer Vollsaftigkeit und lockeren Plastik gewichen. Die Formenwelt steigert sich zu einer Üppigkeit, die fast an die schwüle



3. Seitenaltar der Corpus-Christi-Kirche (Breslau)

Schwere des Prunks bayrischen Barocks erinnert. Die Figuren sind von unendlich feiner Beweglichkeit, welche sich durch ihren leisen Schwung aufs zarteste ausspricht.

Das schlesische Rokoko zeigt seine Geschmacksumstellung lediglich im Ornament. Der Aufbau ist dem Barock verhaftet. Wie der Altar der Gymnasialkirche zeigt, kennt man in Breslau nicht den einheitlichen Bewegungsimpuls einer zur letzten Konsequenz entwickelten Stilphase. Im Gegensatz zu Bayern, wo das Rokoko zu einer dekorativen Freiheit der Formensprache gelangt, erhält sich hier eine mehr statuarische Tradition. Allein die ornamentale Verzierung erreicht die spielerische Leichtigkeit dieser Zeit.

Die klassizistischen Formen haben daher kaum Widerstände zu überwinden. Kein Wunder, wenn sie sich früh durchsetzen. Die Voraussetzungen für ihre klare Entfaltung liegen hier außerordentlich günstig. Ein anderer Altar der eben erwähnten Gymnasialkirche (Abb. 1) besitzt daher die Merkmale dieser Periode in besonders reiner Ausprägung. Er erhält seine Schönheit aus der klassisch-antiken Welt, bezeichnend ist die zurückhaltende Flächigkeit, die durchgehenden graden Linien, das Fehlen jeglichen Ornaments. Das Rückläufige einer Bewegung welche die Renaissance ihres Ursprungs erlebt, tritt klar zutage.

Musik

Es kommt zur Stunde nicht nur darauf an, zu den musikalischen Ereignissen als ästhetischer Beobachter Stellung zu nehmen. Soziale und kulturpolitische Fragen stehen so weit im Vordergrund, daß sie von der Kritik einbezogen werden müssen. Allerdings nicht in der Form, die von manchen Stellen gewünscht wird, die mit der Kritik eine Art Stillhalteabkommen treffen und der Kritik ein soziales Fürsorgeramt zuweisen möchten. Das Publikum braucht und erwartet sachliche Beurteilung der Kunstpflege; es würde in lediglich fürsorglicher Behandlung des Kunstgeschehens etwas Abgemachtes, gegen künstlerische Überzeugungen Toleriertes vermuten und mißtrauisch werden. Dieses Verfahren würde nicht werben, sondern abdrängen. Außerdem liegt es bei uns glücklicherweise so, daß ein Stillhalteabkommen gar nicht nötig ist. Gewiß hat unsere Oper in früheren Zeiten mehr Glanz entfaltet als jetzt. Wir konnten mit unserm Symphonieorchester Musikfeste veranstalten, wir besaßen ein eigenes Kammermusikensemble von hohem Rang. Aber unsere Opernaufführungen können sich immer noch sehen lassen. Nehmen wir z. B. die letzte Neueinstudierung: „Hoffmanns Erzählungen“. Als Ganzes genommen eine Prachtauführung. Erstmals ein einfühlungsfähiger, gestaltungskräftiger Dirigent; interessant, temperamentvoll, von der Musik bis ins Innerste erfaßt (Hans Oppenheim). Dann eine Regie, die das Werk nicht überindividualistisch aus den eigenen Dimensionen hebt, die deutlich bleibt, ohne zu übersteigern, die den Gesetzmäßigkeiten der Musik folgt und doch das Szenisch-Dramatische durchdringen läßt. In den meisten Rollen durchaus vollwertige Vertreter. Was macht es schließlich aus, daß dem Bariton ein exponierter Ton der Arie mißglückt; er (Karl Rudow) fesselt als Darsteller außerordentlich und stellt auch in dieser Rolle als Sänger seinen Mann. Die mit der Darstellung der Puppe betraute junge Sängerin ist keine Virtuosa, eine solche ist hier erwünscht. Zugegeben, daß hier eine Fehlbesetzung vorlag. Man kann für weitere Aufführungen eine bessere Kraft einsetzen; sie ist vorhanden. Aber da haben wir im zweiten Akt Erika Darbo, verführerische Gestaltung der Giulietta, im dritten Akt Barbara Reitzner, eine warm und innerlich singende Antonia. Ventur Singer besticht durch vornehme gesangliche Formen, die kleineren Rollen werden sorgfältig behandelt. Alles das ergibt eine Aufführung, die das Publikum anregt und die vor jedem kritischen Urteil besteht.

Und das Vordringen der Amüsieroperette? Nun ja, zu weit darf man's nicht treiben lassen; denn Subventionen gelten einem Kunst-, nicht einem Amüsierbetriebe. Aber in beschränktem Umfange wird man heut der Kassenpolitik Konzessionen machen dürfen. Schließlich kommt die erfolgreiche Kassenpolitik auch wieder dem Kunstbetriebe zu gute. Die Amüsieroperette „Die Zirkusprinzessin“ wird zudem in einer so glänzend durchgearbeiteten Form herausgestellt, daß man sie als vorübergehend angewandtes Stützungsmittel der Kasse ohne Bedenken hinnehmen kann. Wir haben schon in unserm letzten Bericht darauf hingewiesen, daß sich unter den jungen und jüngsten Mitgliedern der Oper bedeutsame Kräfte befinden, und es darf der Opernleitung das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie mit Eifer und Gewissenhaftigkeit arbeitet. Die Kritik steht also vor Tatsachen, die sie den Darbietungen gegenüber zu nichts anderm als zu sachlicher Beurteilung nötigen. Das Institut und das Publikum werden dabei am besten fahren. Mit größter Sorgfalt muß allerdings die Spielplanfrage behandelt werden. Popularisierung, das scheint jetzt der einzige Orientierungsgedanke zu sein. Möglich, daß er sich eine Zeitlang bewährt. Aber es muß dringend davor gewarnt werden, ihn ausschließlich vorherrschen zu lassen. Es gibt immerhin noch ein Opernpublikum, daß Ernst, Größe, Tiefe, ja sogar Probleme sucht, das seinem kostspieligsten Kunstinstitut die Würde erhalten sehen will. Auch die breitere Masse wird instinktmäßig ihr Niveaufühl äußern und vielleicht sogar verstimmt werden, wenn sie sich zu niedrig eingeschätzt sieht. Popularisierung ist nur in Verbindung mit planmäßigem Aufbau — Kunsterziehung ist in den Bauplan einzubeziehen — richtig. Verflachung zerstört unter allen Umständen. Die Wunschzettelspielerei halte ich für durchaus verfehlt. Von der Leitung eines Kunstinstituts ist zu verlangen, daß sie genug Einsicht in die Psyche des Publikums besitzt, um den Spielplan formen zu können. Die Intendanz muß sich gutgemeinten, aber naiven Vorschlägen dilettantischer Berater nicht unterstellen, wenigstens nicht in Dingen der Spielplanpolitik. An eigener Einsicht und fachlicher Beratung fehlt es nicht. Ebenso scharf wie ins Opernwesen greifen die Zeitverhältnisse in die Betätigung der Schlesischen Philharmonie ein. Bei ihr geht es überhaupt um Sein oder Nichtsein. Selbstverständlich versucht man es auch in diesem Falle mit dem sozialen Dr. Eisenbartmittel: Abbau. Auf dem Papier läßt sich leicht

darstellen, welche Ersparnisse man durch eine Verringerung der Kopfzahl der Musiker erzielen kann. Es sind aber auch andre Folgeerscheinungen zu buchen: Herabminderung der Qualität, damit verbunden ein Nachlassen der Werbekraft. Überanstrengung der Orchestermitglieder, damit verbunden die Unmöglichkeit, die vorhandenen physischen und geistigen Kräfte auszunutzen, ferner Erkrankungen und Vertretungen, die den Etat belasten. Abgesehen von der Steigerung der Erwerbslosenziffer. Man hat auch den Gedanken geäußert, den Etat dadurch elastischer — so drückt man sich fachmännisch aus — zu gestalten, daß man in den Verträgen ganz kurze Kündigungsfristen vorsieht. Einen elastischen Etat hätte man dann allerdings, aber auch kein Orchester mehr, kein eingespieltes Ensemble. Man möge sich an die Zeit erinnern, wo die Philharmonie in den Bläsern so schwach war, daß für jedes Konzert Ersatzkräfte herangeholt werden mußten. Was waren das für Aufführungen! Damals war Krieg und die Kritik zum Stillhalten selbstverständlich verpflichtet. Damals gab's aber auch Publikum, ein nach Musik hungerndes Publikum. Für Orchesterkonzerte ist heut nur die Qualität werbend, nichts andres. Breslau ohne Kulturorchester? Undenkbar! Was vom künstlerischen Standpunkte aus darunter zu verstehen ist, braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Die Konzerte der Philharmonie haben ihren Anfang genommen. Man hat die Preise etwas ermäßigt, an der seit Jahrzehnten bestehenden alten Struktur aber festgehalten: Abonnements- und Volkskonzerte. Ob in der Programm-anlage Anregungen, wie sie verschiedentlich gegeben worden sind — auch an dieser Stelle — berücksichtigt werden, muß sich erst erweisen. Will man die Philharmonie erhalten, so ist es wichtiger, daß man über die Art der Verwendung des Orchesters berät und nicht nur über Personalabbau und Gehaltskürzungen. Außerordentlichen Erfolg hatten die Konzerte im Schloß. Ein guter Geschäftsgedanke wurde künstlerisch durchgeführt. Das Besondere der Veranstaltungen war die Stileinheit, Einheit des Raumes, der

Musik, des Kostüms und der Wiedergabe. Barock- und Rokokomusik in dieser Form aufgeführt, entzückt, erheitert und erhebt die Menschen. Das Besondere des Gesamtstils wirkte auch auf die Künstler anregend. Was sie bei diesen Veranstaltungen zu tun bekamen, lag außerhalb der „betrieblichen“ Tätigkeit. Beteiligt waren die Kapellmeister Oppenheim und Schmidt-Belden, die Konzertmeister Schätzer und Tschirner, die Vokalisten Reitzner und Hotter und das Ballet des Stadttheaters. Nach weiteren Möglichkeiten, den künstlerischen Apparat in Veranstaltungen, die besonderes Gepräge besitzen, einzusetzen, sollte man suchen. Im Schloß handelte es sich um Aufführungen intimen Charakters. Für sie gibt es übrigens noch andere Themen als Deutsches Barock und Rokoko; z. B.: Englische Musik aus dem Elisabethinischen Zeitalter, galante französische Musik. Man könnte auch an Beispiele der alten Opera buffa denken, selbst an Hillersche deutsche Singspiele. Mit einer künstlerischen Wiedergabe dieser und ähnlicher Sachen würde man nicht nur sogenannte Kenner und historisch interessierte Musikfreunde, sondern weite Kreise des Volkes anziehen. Der Besuch müßte nur zweckmäßig organisiert werden. Diese Überlegungen und Unternehmungen dienen alle der Aufrechterhaltung kulturellen Lebens.

Die Schauspielaufführungen des Lobetheaters bedürfen gelegentlich musikalischer Ausschmückung, jetzt häufiger als früher. Man kann mit Befriedigung, und Anerkennung feststellen, daß das Musikalische mit der notwendigen Aufmerksamkeit bedacht wird. Für die Aufführung des Brucknerschen Schauspiels: „Elisabeth von England“ hat Kapellmeister Hans Krieg stilgerechte Musik zusammengestellt — teils englische Originale, teils eigne Kompositionen — und er zeigt durch die Wiedergabe, daß er das Wesentliche der Schauspielmusik, die weder opernhaft noch konzertant sein darf, erkennt und darzustellen vermag. In Hans Krieg besitzt das Lobetheater einen feinsinnigen und geschmackvollen musikalischen Berater.

Rudolf Bilke.

Gedanken zum Schlesienjahr 1932

Zur Förderung des schlesischen Kulturlebens sowie zur Werbung für Schlesien im Reiche und im angrenzenden Auslande beabsichtigt, wie in der Tagespresse zu lesen, der Oberpräsident der Provinz Niederschlesien, Lüdemann, unter Mitwirkung einer großen Reihe von Verbänden und Organisationen 1932 ein Schlesienjahr zu veranstalten.

Der Zeitpunkt ist glücklich gewählt, denn 1932 feiert Gerhart Hauptmann seinen 70. Geburtstag; das wird in erhöhtem Maße die Blicke auf Schlesien lenken. Hauptmann ist ja nicht nur, wie manche anderen Dichter im Reiche, in Schlesien geboren; sein

ganzes Schaffen wurzelt nach Erlebnis und Gestaltung in schlesischer Erde; durch seine Bühnenwerke ist der schlesische Dialekt und mit ihm der schlesische Mensch in die Weltliteratur eingegangen. Das Breslauer Kunstgewerbemuseum bereitet eine Ausstellung „Gerhart Hauptmann“ vor, deren Programm in diesen Heften bereits ausführlich entwickelt wurde. Diese Ausstellung ist bestimmt, den Mittelpunkt des Schlesienjahrs 1932 zu bilden, und wenn auch die Zahl der auswärtigen Besucher bei den heutigen Verhältnissen nicht allzu hoch geschätzt werden darf, das Ereignis als solches wird jedenfalls in der gesamten Presse ein

lebhaftes Echo finden, und es wird Sache einer geschickten Werbung sein, Wort und Bild dieser Ausstellung über ganz Deutschland zu propagieren.

Weiterhin wird es gewiß aufhorchen lassen, daß das Thaliatheater, nachdem es die Breslauer Volksbühne erworben und aus seinem unwürdigen baulichen Zustand befreit hat, im September nächsten Jahres als Gerhart-Hauptmann-Theater wiedererstehen soll. Die Bezeichnung ist hier durchaus organisch gewachsen, denn sie gilt nicht nur dem großen Dramatiker, sondern zugleich demjenigen Dichter, der mit den Worten des Volkes zum Volke selber gesprochen hat. In diesem Theater werden gewiß die Hauptmannschen Stücke in einem Zyklus aufgeführt werden, dem man durch besonders sorgfältige Einstudierung, vielleicht auch durch die Hinzuziehung einzelner Gäste, eine erhöhte Bedeutung geben könnte. Wenn solche Hauptmann-Zyklen auch in den großen Städten ganz Deutschlands stattfinden dürften, so wird der Aktionsradius dieser Breslauer Festspiele jedenfalls Schlesien umfassen.

Eine Anregung zum weiteren Ausbau dieses Schlesienjahrs geht nun dahin, auch in anderen Städten Schlesiens die dort geborenen Dichter und Denker feiern zu lassen; in Görlitz den Mystiker Jakob Böhme, in Glogau Andreas Gryphius, in Kreuzburg Eichendorff, in Habelschwerdt Hermann Stehr, in Jauer Christian Günther, in Sprottau Heinrich Laube, in Grünberg Otto Julius Bierbaum. Ich hoffe, daß man von diesem Gedanken recht bald wieder Abstand nimmt, denn solche Massen-Ehrungen, zumal wenn sie Geistesgrößen von so ungleichem Wert und Charakter betreffen, würden die Einzigartigkeit der Hauptmannschen Würdigung ernstlich in Frage stellen.

Um aber dann die Bezeichnung Schlesien-Jahr rechte fertigen zu können, hat man noch weitere Veranstaltungen zusammengebracht, die sich vom Januar an bis in den Winter erstrecken.

Da soll es in Breslau ein großes Trachtenfest, verbunden mit einem deutschen Liedertag, und an gleicher Stelle einen Arbeiter-Kulturtag geben; da sollen Eislaufkämpfe von Internationalen Eishockey-Spielen und Turnerfesten gefolgt werden; da soll, guter Tradition gemäß, in Görlitz ein großes Musikfest stattfinden und in Grünberg das Weinlesefest nicht vergessen sein. Auch die Heimatspiele in Zobten, auf dem Kynast, in Bolkenhain, Krummhübel, Lähn und Priebus sollen in diesem Schlesischen Jahr figurieren. Über Breslau hinaus soll der schlesische Gedanke vor allem nach der Hauptstadt getragen werden. Anfänglich dachte man an eine Schlesien-Ausstellung in der Akademie am Pariser Platz, aber diesen Plan hat man, da er mit allzu vielen Kosten verknüpft ist, wieder fallen gelassen. Dafür wird man sich an einer großen Ausstellung beteiligen, die der Deutsche Ostbund —

derselbe, der die in diesem Hefte gewürdigte Magdeburger Schlesien-Ausstellung so hübsch arrangiert hat — in Berlin, wahrscheinlich im Schloß Bellevue, unternimmt. Wenn man hier auch den deutschsprechenden Osten insgesamt vorzuführen gedenkt, so hofft man doch, der Herausarbeitung Schlesiens in seiner Schlüsselstellung innerhalb der ostdeutschen Kultur vom Baltikum bis nach Siebenbürgen besonderes Gewicht verleihen zu können. Auch ein schlesischer Presseabend ist für Berlin in Aussicht genommen. Für alle diese Veranstaltungen, deren Zahl mit dieser Nennung noch nicht erschöpft ist, soll ein einheitlicher Terminkalender, eine einheitliche Werbung geschaffen werden, die man innerhalb und außerhalb Schlesiens verbreiten will; ein einheitliches Signet soll ihre Gemeinsamkeit im Dienste des Schlesienjahres noch besonders hervorheben.

Man wird sich zunächst einmal der Initiative, die aus diesem ganzen Unternehmen spricht, zu freuen haben, und das besonders an dieser Stelle, denn die Schlesischen Monatshefte wollen ja auch nichts anderes, als das so oft verkannte Schlesien dem Reiche in besserem Lichte zu zeigen. Aber man wird gerade in den Schlesischen Monatsheften dafür Sorge tragen müssen, daß ein solches Schlesienjahr das gesteckte Ziel auch wirklich erreicht. Da ist nun zunächst ganz allgemein zu bemerken, daß nicht die Vielzahl, sondern allein die Besonderheit und die Qualität der dargebotenen Veranstaltungen eine propagatorische Wirkung auszuüben vermag.

Auf die Gerhart-Hauptmann-Ausstellung ist darum besonderer Nachdruck zu legen. Wie wir hören, hat die Stadt bis heute noch nicht einen Pfennig dafür bewilligt. Man wird, fürchte ich, diese Bewilligung so lange hinausziehen, bis die Zeit für eine sorgfältige Vorbereitung knapp, vielleicht allzu knapp geworden ist. Und man wird diese Mittel wahrscheinlich so sparsam bemessen, daß die Ausstellung schon aus diesem Grunde nicht das wird darstellen können, wozu sie berufen wäre. Würde man dagegen diese Ausstellung hinreichend dotieren, würde man ihr über den Rahmen Hauptmanns hinaus ein allgemein schlesisches Gesicht geben können, indem man z. B. das kunstvolle alte Breslau, das den jungen Hauptmann beherbergte, die Schönheiten des Riesengebirges, in dem Hauptmanns Wohnhaus steht, mit ihr verquickte, so könnte man eine solche Ausstellung durch ein paar große deutsche Städte laufen lassen und würde damit allenthalben Interesse finden. Überhaupt sollten alle diejenigen werbenden Mittel bevorzugt werden, die von Schlesien nach außen zu dringen vermögen: der Schlesische Rundfunk, eine größere Verbreitung unserer Zeitschrift, die ein Hauptmann-Sonderheft herausbringen könnte, im Reiche, die Tätigkeit des Schlesischen Verkehrsverbandes usw. Mit sportlichen Wettkämpfen, die es überall gibt, mit gutgemeinten, aber

doch nicht vollendet ausfallenden Heimatfestspielen wird man die Fremden zum Besuche von Schlesien nicht veranlassen können; hier muß schon Außergewöhnliches, über die Provinz Hinausgehendes geboten werden — und selbst dann wäre der Erfolg bei der heutigen Wirtschaftslage noch in Frage gestellt. Und endlich sei noch ein Wort über die Finanzierung gesagt. Sie wird gewiß eine größere Summe erfordern, und diese Summe wird man, wenn sie richtig ausgegeben wird, sicherlich gutheißen können. Nur mit der einen Einschränkung, daß diese Ausgaben nicht auf Kosten bereits bestehender Kulturgüter gemacht

werden dürfen. In einer Zeit, in der alle kulturellen Institutionen Schlesiens um ihr nacktes Dasein zu kämpfen haben, in der sich die Behörden mehr und mehr der früher gewährten Unterstützung entziehen, in der man — um ein Beispiel zu nennen — mit der Absicht umgeht, die Museen zu schließen, um das Geld für die Heizung zu sparen, in einer solchen Zeit sollte man doppelt bedacht sein, das bereits Bestehende zu erhalten, um auf diesem Fundamente weiterzubauen. Erst mache man sein Heim wohnlich und warm, dann zünde man das Licht darin an und lasse es in die Ferne hinausleuchten. Landsberger.

Bildende Kunst

Zwei Berliner Ausstellungen

Die Herbstausstellung der Akademie der Künste besteht traditionsgemäß aus Aquarellen und Zeichnungen. Wenn man die weiten Säle der Akademie so mit intimer Kleinkunst füllen will, muß sich, besonders in einer auch künstlerisch so wirren und ungeklärten Zeit wie der unseren, eine Flut größter Verschiedenheiten über den Beschauer ergießen. Bei aller Uneinheitlichkeit dieser großen Schau, die die intensiven Farben eines George Groß neben das ruhig-ernste Bleistiftbildnis Max Liebermanns hängt, die ein hauptsächlich weltanschaulich fixiertes, konstruktivistisches Aquarell von Oskar Nerlinger ebenso beherbergt wie die französisierenden, an Boucher geschulten Rötzeichnungen von Raphael Schuster-Woldan, bei all diesen Kontrasten dünkt sie uns doch noch nicht kontrastreich genug. Wieder fehlen viele gerade der Besten aus den Reihen wirklich lebendiger Kunst. Auf manches möchte man gern verzichten, wenn dafür Nolde und Klee, Kirchner und Dix oder die Meister der Breslauer Akademie wie Schlemmer, Mücke, Moll erschienen. Die schönen Blätter der Schmidt-Rottluff, Gawell und Grodel können nicht allein entschädigen in einer Akademieausstellung, in der nicht einmal Slevogt und Pechstein vertreten sind. Von Schlesiern ist hier gewiß manches Gute zu sehen. Willy Jaeckel zeigt zwei weibliche Rückenakte in interessanten Stellungen bei lebhafter Bewegung. Der Künstler experimentiert immer weiter in dieser Richtung und vermag stets das Interesse des Beschauers neu zu fesseln. Ein tiefer Ernst der Kunstauffassung geht durch all seine Werke. Ein strenges Selbstporträt und das Brustbild Gerhart Hauptmanns (siehe die Abb. auf S. 487) schließen sich an. Der abgeklärte Kopf des greisen Dichters ist gut durchgearbeitet und mit viel Wärme gesehen, aber es fehlt hier eine Nuance jener Kraft, die Jaeckels Werke sonst so sehr auszeichnet. Wolf Röhrich stellt drei Aquarelle mit Berliner Ansichten aus. Durch Aussparen vieler Stellen des

lebhaften Kolorit eine starke Lebendigkeit erzielt. Dieser neue Weg Röhrichscher Aquarelltechnik scheint mancherlei für sich zu haben, trägt aber auch die Gefahr des Zerfallens in sich. Ferner treten drei Breslauer Maler auf. Das stärkste Talent ist wohl J. Aschheim, der sich mit vier französischen Landschaften präsentiert. In den satten Farben haben sie unter Vermeidung alles Kleinlichen eine angenehme und zugleich stark persönliche Note. Peter Ludwig Kowalski hat seine Stiere und Hühner in Italien gesehen. (Warum eigentlich? Italien sollte doch Interessanteres bieten!). Immerhin zeichnen sie sich durch angenehme warme Farbgebung aus. Die „Sonnenblume“ erinnert eher an Cézanne oder andere Franzosen, woher sie vielleicht auch die stärkere Kraft entlehnt hat. Der dritte ist Berthold Vier, dessen hübsche Mädchenbilder eine leichte, — vielleicht nicht unbeabsichtigte — Härte in der Strichführung aufweisen, die noch überwunden werden sollte. Reizende zarte Städtebilder gibt Paul Plontke in seinen vier Aquarellen, wenn auch die Kraft seiner Ölbilder fehlt. Alfred Knispel, der sich im Federstrich gern an Rembrandtzeichnungen zu erinnern scheint, hat doch in der Gruppe vor einem italienischen Café mit impressionistischer Technik eine sehr lebendige Wirkung erzielt. In einem Kabinett mit Bildhauerzeichnungen fallen fünf zarte Frauenakte von Joachim Karsch besonders auf. Seine Kleinplastiken, ein sitzender Bronzeakt, der „Stehende“ und der „Sitzende“ in getöntem Gips zeigen erneut Karschs Können im warmen Betrachten ärmlicher Menschlichkeit. Von René Sintenis ist ein schönes ernstes Selbstbildnis (Bronzekopf) ausgestellt.

Eine zweite große Ausstellung findet im Haus der Juryfreien statt unter dem Titel „Frauen in Not“. Sie ist ungleich interessanter als die Akademieausstellung. Das liegt schon daran, daß es sich nur darum handelte, Kunstwerke zum gegebenen Thema zusammenzustellen, ganz gleichgültig, wann und wo sie

entstanden sind. In der Akademie dagegen sollen die Aussteller möglichst mit ihren letzten Werken, alles aus einer Epoche also, vor die Öffentlichkeit treten. Außerdem ist freilich auch das Aufgebot an qualitativ höchstwertigen Leistungen von heute viel stärker; die meisten prominenten, für die gegenwärtige Kunst wirklich bedeutungsvollen Maler haben diese Ausstellung beschickt. Nolde, Schmidt-Rottluff, König, Scholz, Dix, Käthe Kollwitz, Chagall u. v. a. sieht man hier einmal wieder zusammen. Dazu kommt noch eine internationale Abteilung, die u. a. Arbeiten von Munch und Picasso zeigt. Schlesien ist hier am besten durch drei der schönsten, farbigen Zigeunerlithographien von Otto Müller vertreten. Ganz eindrucksvoll ist auch das Arbeitslosenpaar von Schrammek, Görlitz. Sehr hübsch und voll Humor hat Käthe Münzer-Neumann das Thema einer „frommen Gemeinde“ behandelt. Georg Kinzer, der sich im letzten Monat schon in diesen Räumen

vorstellte, zeigt hier wieder eine kleine Kollektion seiner Arbeiten. Die „sachlichen“ Farben gemahnen an Otto Dix, dessen Perversion für besondere Häßlichkeiten auch eine höchst realistische Darstellung — „Vor der Tür“ betitelt — nahekommmt, wenngleich hier der Ernst des Konstatierens an die Stelle des Dixischen Wühlens in der Häßlichkeit tritt. Ein paar Zeichnungen voll lebendiger Plastik sind recht erfreulich. Sehr interessant ist es, einmal drei große Ölbilder von Hans Baluschek aus ganz verschiedenen Epochen nebeneinander zu sehen. Die Entwicklung von weicher Farbigkeit um 1900 im großen Fabrikarbeiterinnenbild zu der eigenartigen, halb getupften, harten Technik seiner heutigen Bilder, vertreten durch das realistische Konstatierungsbild „Dirnenwinkel“ von 1928, läßt sich hier gut verfolgen. Das dritte Gemälde „Elend“ von 1920 zeigt eine alte verhärmte Frau am Wegrand. Die Linie zur heutigen Technik dieses Malers ist hier schon betreten.

Max Göring.

Ausstellung „Kult und Form“

Das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer und der Schlesische Bund für Denkmalpflege und Heimatschutz veranstalten vom 10. Januar bis 10. Februar 1932 eine Ausstellung „Kult und Form“ im Lichthof und in den Erdgeschoßräumen des Museums. Es handelt sich um moderne religiöse Gebrauchskunst für den Kult der katholischen, protestantischen und jüdischen Konfessionen, im wesentlichen also um metallnes Kultgerät und um Paramenten, jedoch nicht um religiöse Malerei und Skulptur. Die Ausstellung, die der Kunstdienst, Dresden, zusammengestellt hat, soll in Breslau um eine schlesische Abteilung erweitert werden.

Wir richten darum an die schlesische Künstlerschaft die Bitte, sich an dieser Ausstellung zu beteiligen.

Um einen Überblick über das zur Verfügung stehende Material zu haben, ersuchen wir zunächst um Übersendung von Photographien, eventuell auch von Entwürfen der in Frage kommenden Kunstgegenstände. Über die Annahme entscheidet eine Jury. Die Frist zur Annahme läuft am 15. Dezember 1931 ab. Das Büro der Ausstellung befindet sich im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau I, Graupenstraße 14, zu den üblichen Besuchszeiten: 9—14 Uhr (Sonntags 11—14 Uhr), wohin auch die Einsendungen zu richten sind.

Schles. Museum für Kunstgewerbe
und Altertümer

Schles. Bund für Denkmalpflege
und Heimatschutz.

Das schöne Schlesien!

Von der Ausstellung des Ostbundes in Magdeburg

Wenn Schlesien in seinem landschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Querschnitt immer so liebevoll und geschickt in einer so wunderschönen Umgebung und in einem so eindrucksvollen Rahmen gezeigt würde wie unlängst in Magdeburg, dann wäre seine Propaganda in guten Händen. Schon das Ausstellungsgelände ist ein vollkommener Genuß von Kultur und Ästhetik. Gegenüber der schönen alten Stadt am Ufer der Elbe erheben sich am Eingang zu dem herrlichen Rotehornpark die Ausstellungsgebäude. An der Pforte eines von diesen Gebäuden gebildeten Ehrenhofes ragt der alles beherrschende Turm von Albin Müller-Darmstadt, ein Wahrzeichen modernster Städtebaukunst. Zur Linken wird der Hof begrenzt von der imponierenden Stadthalle des Magdeburger Stadtbaurates Göderitz. Es ist ein wuchtiger Bau aus gedrungener Türmen und mächtigen Würfeln. Seine Materialien Klinker und Glas klingen harmonisch zusammen. Gegenüber dem Eingang des Hofes öffnet

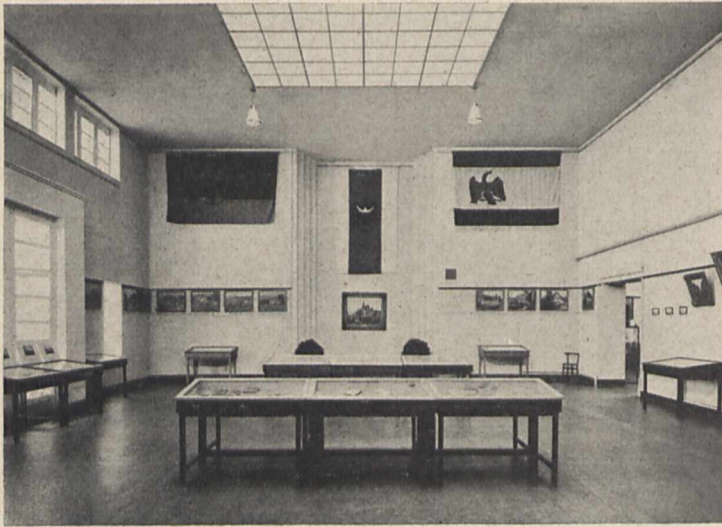
sich eine Lücke, durch die der Blick zwischen den Silhouetten bizarrer alter Akazien und feinblättriger Ulmen hinübergleitet auf die alte Stadt am anderen Elbeufer mit Magdeburgs Wahrzeichen, dem doppel-türmigen Dom. Rechts erhebt sich der zweite Eingang zu diesem Hof, ein Tor, gebildet aus sechs leichten Klinkerbögen, und zwischen ihnen erheben sich 12 Meter hohe Klinker-Säulen, bekrönt von springenden Rosse-Leibern. An dieses Rosse-Tor schließen sich die flachen Ausstellungsgebäude an mit der weit sichtbaren Schrift „Das schöne Schlesien“. Ein geschmackvolles Plakat mit grau-weißem Hintergrund, ein schlesisches Rathaus mit Giebelhäusern andeutend, grüßt uns. Beim Eintritt in die Halle fühlen wir uns sogleich zu Hause. Durch einen Vorraum mit den Bildern schlesischer Schriftsteller der Gegenwart geschmückt, schreiten wir, und unser Blick fällt sogleich auf das große Fahnentuch mit dem schlesischen Adler darunter als Symbol, Wölflis altes feines Bild



des Breslauer Rathauses. Die freundlichen Bilder schlesischer Bauernhäuser von Gertrud Staats und den guten alten Zeichnern Buchwald (Vater), Siegfried Härtel und Finster zieren den Raum ebenso wie eine Anzahl Landschaftsbilder des Verkehrsverbandes. Dazwischen weitere Wölffs und als Leihgabe einer Magdeburgerin, Frau Geheimrat Wertheim, eine Anzahl entzückend feiner Aquarelle des gleichen Meisters. In Vitrinen verteilt sind die führenden Werke über Schlesiens Kunst, Kunsthandwerk und Architektur. Die Neuerscheinungen der schlesischen Verlage von Korn-Breslau, Heege-Schweidnitz und des Oberschlesiens und andere mehr. Alles mit Auswahl und nicht ermüdend an Fülle, aber dafür doppelt ansprechend in der Form und der Zusammenstellung. Den Höhepunkt bildet der anschließende Kuppelraum, der schlesischer Kunst aus grauester Vorzeit bis zur Gegenwart gewidmet ist. Ganz wenig ist darin enthalten, aber das Wenige so erlesen aufgestellt, daß Vergangenheit und Gegenwart einen guten Zusammenklang bilden. Das Landesamt für Vorgeschichte Schlesiens hat seine besten Beispiele in Nachbildungen gezeigt. Der Widder von Jordansmühl, die Hirschjagd-Vase aus Lasse, die herrlichen Silber-Fibeln aus den Sacrauer Fürstengräbern und einige prunkvolle Bronzeringe geben Kunde vom Können der großen Kunstperioden der Vorgeschichte. Das Mittelalter ist vertreten durch einen feinen kleinen gotischen Klappaltar, dem Helereuter Altar und zwei charakteristischen Figuren. Ein prachtvoller gewebter Teppich mit dem Wappen der Stadt Breslau und ein wundervolles Meßgewand aus dem Kunstgewerbe-

museum zeigen uns die alte Textilkunst, während farbige Webarbeiten der Warmbrunner Werkstätte sich ganz harmonisch in den Rahmen der alten Kunst einfügen. Beherrscht wird der Raum aber von den Werken des Barock. Sechs friedliche Willmann-Gemälde grüßen uns, zwei betende Heilige, ein Abendmahl, die heilige Familie und zwei Landschaftsbilder; Vitrinen mit Gleiwitzer altem und neuem Eisenguß wechseln ab mit einer Vitrine schlesischer Zinngießerkunst, und in vornehmer Einsamkeit erhebt sich auf einem Sockel, der geschmückt ist mit einem ganz modernen Teppich, eine eindrucksvoll wirkende Barock-Monstranz. Die moderne religiöse Kunst ist vertreten durch ein treffliches Bild von Platzeck, die heilige Familie darstellend, und durch Arbeiten der Holzschnitzschule Warmbrunn.

Wir schreiten durch die Räume zurück, erfreuen uns im Vorraum, in dem die schlesischen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart abgebildet sind, an einem lebenswahren Freilichtbild des verstorbenen Paul Barsch, einigen Proben moderner Graphik und einer Vitrine mit historischen Zeitungsexemplaren der Schlesienschen Zeitung von 1730, 1813 und 1870. Das schlesische Kunstgewerbe der Gegenwart ist in mehreren kleinen Räumen trefflich mit altem Kunsthandwerk verbunden. Die Textilarbeiten der Schönwalder Stickstube sind ebensogut aufgestellt wie die Arbeiten der Warmbrunner Webwerke des Hausfleißvereins und der zarten und kostbaren Gebilde der Spitzenschule der Fürstin Pleß. Dazwischen sind Trachtenstücke geschickt verteilt, und sehr gute Photos von Siegert-Hirschberg, Trachtengruppen und



Der Fahnenraum der Ausstellung
„Das schöne Schlesien“
in Magdeburg

Gruppen aus den bekannten Hochzeitszügen darstellend, vervollständigen das Bild.

Der gegenüberliegende Raum ist der schlesischen Keramik gewidmet. Bunzlau ist in einer Anzahl guter und wohlfeiler Erzeugnisse von Karl Werner-Tillendorf und Reinhold u. Co., Bunzlau, vertreten, und schlesisches Glas wird in den bekannten guten Arbeiten der Josephinenhütte, Meister Bennas und der immer wieder eindrucksvoll vergeistigten Arbeiten von Süßmuth-Penzig gezeigt.

Haben wir in diesem Raum die Erzeugnisse schlesischer Kunst und schlesischen Kunstgewerbes auf uns wirken lassen, so wirkt in der folgenden Flucht doppelt eindrucksvoll das Bild- und Kartenmaterial der bedrängten schlesischen Wirtschaft. Die großen Karten der Provinzial-Verwaltung Niederschlesiens reden eine stumme und doppelt eindringliche Sprache schlesischer Not. Im ersten Raum sind nur fünf große Karten aufgehängt. Schlesiens Kohlenabsatz von 1913 und 1927. Schlesien ist, wie immer wieder betont werden muß, von seinem Absatz abgeschnitten. Es verbraucht seine Kohle zur Hälfte in der eigenen Provinz, die andere Hälfte geht ins Reich, Bruchteile seiner Förderung ins Ausland.

In dem folgenden Raum sprechen drei Karten und sieben statistische Bilder davon, daß 98 Prozent der schlesischen Kohlenförderung geraubt ist und daß der Anteil des Gesamteinkommens, gemessen am Anteil an der Gesamtbevölkerung im Osten, minus 36 Prozent beträgt. Der Osten ist arm.

Sehr gute und sprechende statistische Bilder lieferte der oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein. Es werden gegenübergestellt die Roheisenproduktion Oberschlesiens von 1929 und 1930, die von 180 000 t zurückgegangen ist auf 87 000 t. Es werden gegenübergestellt die Belegschaften der Bergwerke vor der Zerreißung Oberschlesiens, die Belegschaften der polnischen Gruben und Hütten und die der deutschen.

Ein Raum ist gewidmet dem wehrlosen Ostdeutschland. Eindrucksvoll ist eine Karte der Verteilung deutscher Kultur in Ost und West, gemessen an seinen öffentlichen und privaten Bibliotheken. Breslau aber, das große alte Kulturzentrum, steht in der Anzahl seiner Bibliotheken Leipzig nicht nach. Das Landesamt Ratibor zeigt eindringliches Kartenmaterial —

Oberschlesien im Schatten von Versailles. Der Verlust an Kaufkraft, Steuerkraft, Straßennetz und Stadtgebiet wird eindringlich dargestellt. Die Karten Rogmanns Werk, „Ostdeutschlands große Not“, reden für sich ebenso wie die Reihe der Anschauungskarten „Was Oberschlesien verlor“. Nach diesen traurigen Bildern ist im folgenden Raum dargestellt „Die Förderung des Tages“, „Das Siedlungswesen Preußens“. Die Wanderausstellung des preußischen Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten zeigt in vortrefflichen Anschauungsplänen die Geschichte der Siedlung des Deutschen Ordens des Großen Kurfürsten, Friedrich des Großen und der nachfolgenden Zeit. 1786 bestand ein Drittel der preußischen Bevölkerung aus Kolonisten und deren Nachkommen. Preußen hat seine politische Sendung auf dem Gebiete der Siedlung erhalten und führt sie auch in der Gegenwart vorbildlich durch. Es schafft durch 9 Landeskulturämter und 100 Kulturämter im Jahre 7400 Neusiedlungsstellen, das sind 156 Dörfer in einem Jahr oder 13 Dörfer in einem Monat, 3 Dörfer in einer Woche.

Deutsches Land und vornehmlich Schlesien kann dem Deutschtum nur dann erhalten werden, wenn ein starker, moderner, lebensfähiger Bauernstand erhalten und weiter geschaffen wird. Deshalb ist der kommende Raum angefüllt mit Anschauungsbeispielen der Siedler-Beratungsstelle Halle. Die drei Räume, die die Ausstellung beschließen, zeigen noch einmal Schlesien in schönen Landschafts- und Städtebildern. Liegnitz und Neisse, Görlitz und Breslau, das Riesengebirge und das Glatzer Land sind ebenso vertreten wie die oberschlesische Landschaft in vortrefflichen Photos von Max Glauer in Oppeln, Hans Ulrich Siebert zeigt Bilder aus dem Hirschberger Tal, Photos und Stadtpläne aus der Sammlung Konviarz und eindrucksvolle Bilder schlesischer Kirchenkunst aus Glogau und Liegnitz und geben dem vierzehnten Raum die Note.

Der letzte Raum ist gefüllt mit Bildern aus dem Waldenburger Berglande. Sehr gut ist vertreten der Grenzkreis Freystadt, nicht nur mit Photos, sondern auch mit einer alten Karte, mit Zeichnungen und Aquarellen der Gegenwart, sowie Erzeugnissen der Gruschwitz-Textilwerke in Neusalz. Die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse verbot es, umfang-

reicherer Material zu entsenden, aber gerade die feine Zusammenstellung des Gegebenen brachte eine Ausstellung hervor, die Schlesiens Kultur und Wirtschaft den deutschen Volksgenossen aus anderen Landschaften vor das geistige Auge stellt.

Die vorbildliche Arbeit des Ausstellungs- und Verkehrsamtes Magdeburg half in trefflicher Weise dem Schöpfer dieser Ausstellung, Dr. Thiele vom Deutschen Ostbund. Der Direktor des Verkehrsamtes, Dr. Germar, geleitete mich als Abschluß zum hohen Turm, von dessen Plattform man einen wunderbaren Blick auf das reiche, schöne Stadtbild von Magdeburg hatte.

Ein klarer Septemberhimmel wölbt sich über die Landschaft. Zu Füßen liegt der weite Rotehornpark

mit seinen prachtvollen Baumgruppen und großen Wiesenflächen, umflossen von den Armen des mehrfach geteilten mächtigen Elbestromes. Über dem Strom erhebt sich die alte Stadt mit dem Dom und den vielen doppeltürmigen Kirchen, und drüben auf der anderen Seite ragen die Fabrikschlote von Schönebeck mit Magdeburgs gewaltiger Industrie empor. Immer wieder aber wird das gesamte Stadtbild durchzogen von großen grünen Flächen, die alles in eine wundervolle landschaftliche Harmonie vereinigen. Es wäre für Schlesien zu wünschen, daß es noch oft, wenn es einmal sein Gesicht außerhalb seiner Grenzen zeigen will, ein solches schönes Ausstellungsgelände und eine so verständnisvolle Besucherschaft fände wie in Magdeburg. Edmund Glaeser.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Selbsthilfe

Zwei symptomatische Selbsthilfeaktionen zur Minderung der Arbeitslosigkeit und Wiederankurbelung der gewerblichen Tätigkeit sind in Schlesien zu registrieren. In Neurode und den umliegenden Bergarbeiterdörfern hat sich ein Ausschuß zur Bildung einer Betriebsgemeinschaft für die bekanntlich seit Januar stillliegende Wenzeslaus-Grube gebildet. Ehemalige Arbeiter und Angestellte der Grube, Gewerbetreibende und kleine Landwirte der Gegend haben den Plan, auf genossenschaftlicher Basis den Grubenbetrieb wieder fortzuführen, mit großem Enthusiasmus begrüßt. In wenigen Tagen sind aus den außerordentlich bescheidenen Mitteln von 2500 Menschen Zeichnungen für eine zu gründende Genossenschaft in Höhe von 330 000 Mark erfolgt. Weitere 500 Menschen haben sich nach kurzer Zeit noch angeschlossen. Das endgültige Ergebnis der Aktion liegt bis zur Drucklegung dieses Heftes nicht vor.

Denn inzwischen kamen für Neurode außerordentlich enttäuschende Nachrichten aus Berlin. Das Preußische Handelsministerium glaubt, die Verantwortung für das Experiment nicht übernehmen zu können und will auf andere Weise, durch Notstandsarbeiten, durch landwirtschaftliche Ansiedlung der Bergarbeiter, zu helfen suchen. Der Kampf um die Wenzeslausgrube geht nun schon ein reichliches Jahr. Unter dem Eindruck der furchtbaren Katastrophe aus dem vorigen Juli, wo durch einen Kohlendioxid-Ausbruch an einem einzigen Tage 151 Bergleute den Tod fanden, hatte man zunächst in der Öffentlichkeit energisch für eine Schließung der Grube plädiert. Dann aber kamen die vielen Tausende, denen die Wenzeslaus-Grube das, wenn auch sehr kärgliche Brot gegeben hatte. Sie wiesen darauf hin, daß es völlig unmöglich sei, im Neuroder Revier irgendeine andere Arbeitsmöglichkeit als die im Schacht zu finden. Es sind darum wirklich durchgreifende, dauerhafte Maßnahmen zur Behebung der furchtbaren Wirtschaftsnot im Neuroder

Gebiet gefordert worden, die in einer umfassenden Aussiedlung der Arbeiterschaft und in der Schaffung von Ersatzindustrien, im Zusammenhang beispielsweise mit dem großen Holzreichtum des Gebietes, bestehen sollten. Auch heute ist theoretisch nicht einzusehen, warum nicht in dem Gebiet zwischen Eulengebirge, Waldenburger Bergland und Heuscheuer daselbe möglich sein sollte wie beispielsweise in den Tälern des Schwarzwald, wo bis weit hinauf in einsame Gründe eine hoch qualifizierte Holzverarbeitungsindustrie zu Haus ist. Leider sieht die Praxis etwas anders aus. Reich und Staat stellen fest, daß ihnen die großen Mittel fehlen, die zu solcher umfangreichen Aktion notwendig sind. Die fruchtlich über die allgemeinen schlesischen Schwierigkeiten in dieser Beziehung hinaus besonders ungünstigen Verkehrsverhältnisse des Gebiets gewährleisten nicht einen rentablen Absatz. So hat man sich ein Jahr lang auf die üblichen Notstandsmaßnahmen auch hier beschränkt. Aber die Neuroder Bergarbeiter können sich damit wirklich nicht zufrieden geben, eben wieder aus dem Grunde, weil für sie die durch die Stilllegung der Wenzeslaus-Grube entstandene Arbeitslosigkeit unter keinen Umständen ein vorübergehendes Stadium sein kann.

Wenn es nach dem Gefühl ginge, müßte man alles daran setzen, um die wahrhaftig bescheidenen Forderungen der um Arbeit kämpfenden Bergleute zu erfüllen. Sie verlangen heute nichts weiter als eine Million zu einem billigen Zinsfuß und sind fest entschlossen, dann unter großen persönlichen Opfern, getragen von einem Solidaritätsgefühl, wie es selten so entschlossen zum Ausdruck kommt, an die Arbeit zu gehen. Die Ziffern über die gegenwärtig für das Revier notwendigen Unterstützungsmittel könnten, wenn man die Frage isoliert betrachtet, von der Richtigkeit der von den Vertretern der Betriebsgemeinschaft aufgestellten Rechnung überzeugen. Der Kreis

Neurode und die beteiligten Gemeinden brauchten, sehr knapp gerechnet, für die nächste Zeit mindestens eineinhalb Millionen Mark von Reich und Staat, um die Wohlfahrtsunterstützungen aufrechterhalten zu können. Es wäre sicherlich nicht nur rentabel, diese Summe für die Betriebsaufnahme der Wenzeslaus-Grube zu verwenden, sondern es läge das durchaus auch im öffentlichen Interesse.

Der Kampf um Arbeit wird in diesem abgelegenen Neuroder Winkel mit soviel Mut und Opferbereitschaft geführt, daß ein völlig negativer Ausgang nur von sehr verhängnisvollen Rückwirkungen begleitet sein könnte. Wenn die Arbeiter bereit sind, vier Wochen ohne Lohn, lediglich mit der schmalen Wohlfahrtsbeihilfe zu arbeiten, um ihren Genossenschaftsanteil aufzubringen, wenn andere auf ihre Wohnungseinrichtung verzichten wollen, nur, um die Räder des Förderturmes wieder in Gang zu bringen — und solche Beispiele ließen sich beliebig vermehren —, dann gilt das mehr als jedes große Wort von letzter Entschlossenheit, dann muß man aber auch erkennen, daß ein Zurückweisen solcher Opferbereitschaft nicht nur letzte Verzweiflung nach letztem Aufrufen ergeben muß, sondern daß hier positive Kräfte zu absoluter Negation gewandelt werden und für immer zerbrechen.

Die Gründe der ablehnenden Haltung der öffentlichen Instanzen beruhen darauf, daß diese sich verantwortlich nicht nur für den Kreis Neurode, sondern für das gesamte niederschlesische Industrieviertel fühlen. Man befürchtet, daß eine Wiederaufnahme der Arbeit auf der Wenzeslaus-Grube die Stilllegung anderer Betriebe im Waldenburger Revier zur Folge haben müßte. Man hat unter sehr großen Opfern dem Waldenburger Bergbau geholfen, ihn mit Kredit und Betriebsmitteln ausgestattet. Man hat eben erst das Seine dazu beigetragen, um einen völligen Zusammenbruch des Pleß-Konzerns und die damit dann einhergehende Stilllegung der Grubenbetriebe zu verhindern. Man will dieses ganze Sanierungswerk nicht gefährden, und — wie die Dinge heute nun einmal liegen — man fürchtet sich davor, wieder neue Bittsteller auf den Plan zu rufen. Die Führer der Betriebsgemeinschaft der Wenzeslaus-Grube haben Rechnungen aufgemacht, die solche Bedenken zerstreuen sollen. Es ist verständlich, wenn man diesen Aufstellungen kritisch gegenübertritt. Aber, wenn man tatsächlich nach bestem Gewissen überzeugt ist, daß man die Neuroder Selbsthilfe-Aktion nicht unterstützen kann, muß man unbedingt in viel weitergehender Form andere Abhilfemaßnahmen treffen, muß man den 2500 Arbeitslosen Hoffnungen geben, deren Erfüllung in naher Sicht steht. Die Neuroder Aktion hat im ganzen Reich größtes Aufsehen erregt. Ihr völliges Scheitern würde weit über diesen verlorenen Landzipfel zwischen schlesischen Bergen hinaus von unheilvollen Folgen sein.

Der zweite in unserer Heimat aufgetauchte Plan für Arbeitsbeschaffung hat größere Aussichten auf Erfolg. In unserer Übersicht vom letzten Monat wurde auf Verhandlungen aufmerksam gemacht, die zwischen der Schuhfabrikationsfirma Langermann-Pirmasens und der Stadt Breslau schweben. Es handelt sich darum, in dem zusammengebrochenen Betrieb der Schuhfabrik Dorndorf neue Arbeitsplätze zu errichten, zunächst für einige hundert, später vielleicht — nach den Angaben von Langermann — für mehrere 1000 Mann. Dorndorf ist von Langermann im Juli dieses Jahres gekauft worden. Der neue Besitzer hat den Plan, seine gesamte Fabrikation aus den bisherigen Anlagen nach Breslau zu verpflanzen, stellte aber die Bedingung, daß als Anlernungsbeihilfe für seinen mit neuen Methoden arbeitenden Betrieb die Stadt den größeren Teil der Wohlfahrtsunterstützungen auf 26 Wochen an ihn weiterzahle, für jeden Arbeiter, den er aus dem Heer der Wohlfahrtserwerbslosen einstellen wird. Es hat innerhalb der Stadtverwaltung recht große Schwierigkeiten gegeben. Allerhand prinzipielle Bedenken wurden geäußert, doch scheint jetzt die Einigung bevorzustehen.

Man mag in normalen Zeiten solchen und ähnlichen Projekten aus guten Gründen ablehnend gegenüberstehen. Die Zeiten sind heute so anormal wie nur möglich. Die industrielle Verödung Schlesiens ist von Jahr zu Jahr immer weiter fortgeschritten. In manchen Fällen waren daran Bedenklichkeiten schuld, die sich hinterher bitter gerächt haben. Andere Städte, andere Provinzen haben aus ihnen Vorteil gezogen. Das jahrelange Verhandeln über Hilfsaktionen für den Osten hat — das soll man offen zugeben — seine eigene Initiative nicht immer gestärkt. Als mildernder Umstand mag allerdings gelten, daß das volle Verständnis für zweckmäßige und notwendige Maßnahmen gerade auch auf dem Gebiet der gewerblichen Wirtschaft erst recht langsam bei den Zentralstellen gewachsen ist. Jetzt aber ist der letzte Augenblick, um die eigenen Kräfte für zweckmäßige Aktionen zusammenzuraffen.

Die Idee des freiwilligen Arbeitsdienstes, die an sich lediglich einen jugendfürsorgischen und nicht gerade wirtschaftlichen Charakter hat, kann für Selbsthilfeaktionen, wie sie in letzter Zeit gerade in Schlesien eingesetzt haben, sicherlich nutzbar gemacht werden. Allerdings sollte man sie in der Weise umbiegen, daß unter Zuhilfenahme der öffentlichen Erwerbslosen- und Wohlfahrtsunterstützungsmaßnahmen nicht lediglich sogenannte „zusätzliche“ Arbeiten ausgeführt werden sollen, die in der Regel keinerlei wirtschaftliche Werte schaffen. Man sollte auch ihre Durchführung des mehr oder weniger vereinmäßigen Charakters entkleiden. Wir brauchen keine neuen Parkanlagen oder Segelflugzeugschuppen. Es scheint nicht unbedingt wichtig, daß auf einem

Friedhof ein Weg verbreitert wird oder bei einer Jugendherberge ein neuer Spielplatz entsteht. Wenn die Neuroder Bergarbeiter unter schwersten persönlichen Opfern einen Grubenbetrieb auf lange Sicht wieder in Gang bringen wollen, wenn ein Unternehmer bereit ist, einen Fabrikationsbetrieb aufzu-

machen, der Tausende beschäftigen kann, dann ist es sicherlich wichtiger, auf so etwas sein Augenmerk zu richten und das öffentlich zu unterstützen, als sich lediglich auf Beschäftigungsspiele zu beschränken, gegen deren ideellen Wert damit nichts gesagt sein soll.
Darge.

Sport

Das große Fußballereignis am 18. Oktober.

Seit April 1928 hatte der Breslauer Fußballsport keinen großen Tag mehr gesehen. Seit dem Sieg im Endspiel des Deutschen Fußballpokals im Breslauer Stadion war kein nennenswerter Erfolg mehr erzielt worden, der Südosten galt als Fußballgebiet zweiten Ranges. Ein einziges Mal wurde ein Südostdeutscher — bei dem Länderspiel gegen Norwegen im November 1930 — in die deutsche Ländermannschaft aufgenommen, aber das war nur eine höfliche Geste gegen den Gastgeber und fand keine Fortsetzung.

Als am 18. Oktober die beiden Mannschaften von Südostdeutschland und Westdeutschland in der Vorrunde des Deutschen Fußball-Pokals auf dem Sportfreundeplatz in Breslau antraten, waren die 15 000 Zuschauer wohl durchweg von dem sicheren Siege der Westdeutschen überzeugt. Man erwartete die geschlossene Stürmerreihe von Schalke 04, dem berühmten Verein, mit den internationalen Größen Kuzorra und Szepan, dem internationalen Verteidiger Weber, daneben kampferprobte Spieler eines Verbandes von hoher Spielkultur, und auf unserer Seite elf Spieler aus neun verschiedenen Vereinen, eine Verlegenheitsaufstellung wie schon so oft. Wie sollte die gegen die Geschlossenheit und Erfahrung der Westdeutschen aufkommen? Oft genug hat man darauf hingewiesen, daß derartige Mannschaften keine geschlossenen Leistungen vollbringen können.

Aber die ersten 45 Minuten dieses Spiels brachten eine Offenbarung. Die Mischung aus den neun Vereinen war gut. Der Sturm, links gestützt auf erprobte Leute wie Pryssok, den alten Blaschke, Steuer, hatte plötzlich einen äußerst lebendigen rechten Flügel, der die fünf Spieler dauernd vor das feindliche Tor trieb und den Gegner durch Angriffsfuror lahmlegte. Diese beiden jungen Männer aus Hoyerswerda, aus der Fußballprovinz der zweiten Klasse, wurden die große Entdeckung des Tages. Unermüdlich, aufopfernd trugen sie Angriff auf Angriff vor, umspielten die feindliche Verteidigung, sandten Schüsse auf das Tor. Die Breslauer rasten und tobten vor Begeisterung. Noch vermochte der hervorragende Tormann der grünweißen Westdeutschen in höchster Not abzuwehren, noch gingen Schüsse, die sitzen mußten, daneben. Aber schon hörte man überall in den Zuschauerreihen: Das Spiel ist zu gewinnen! Einer sprach es

zum andern, die geheime Hoffnung dem unbekanntem Nachbarn offenbarend. Und plötzlich saß das erste Tor. Minutenlang tobte Beifall durch die Massen, während mit äußerster Energie die gelbweißen Schlesier neue Angriffe versuchten, vom Strom der Begeisterung getragen. Dreimal gelingt es dem Hoyerswerdaer Joppich, in kurzer Zeit den Ball einzusenden, nach aufopfernder Vorarbeit seiner Nebenleute. Auf den steilen Rängen explodiert die Freude, fliegen die Mützen hoch, winken Tausende von Fähnchen! Bei Halbzeit steht es 3 : 0 für Südost.

Es hat schon oft Spiele gegeben, die 3 : 0 begannen und mit einer Niederlage endeten. Die Westdeutschen werden sich in der zweiten Halbzeit umstellen, die berühmten Torschützen Kuzorra und Szepan werden in Erscheinung treten, die größere Routine wird sich geltend machen. Aber nichts Wesentliches geschieht in dieser zweiten Halbzeit. Ein Dauerregen rieselt hernieder, ein Wald von Regenschirmen steht über den Zuschauern, aber niemand weicht von seinem Platz. Die Südostdeutschen verteidigen zäh ihren Vorsprung, ohne weitere Vorteile erlangen zu können, und legen die gefürchteten Gegner lahm. Sie vermögen das 3 : 0 zu halten.

Das gab eine allgemeine Freude in Breslau und in Schlesien, als das Resultat bekannt wurde! Dann kam das Echo aus der deutschen Presse, aus Berlin zuerst, und dann aus Westdeutschland. Zitieren wir: „Es war ein triumphaler Erfolg für den südostdeutschen Fußballsport“ (Dortmunder General-Anzeiger). „Man wird sich ein für allemal daran gewöhnen müssen, Südostdeutschland nicht als zweitklassige Gegnerschaft anzusprechen“ (Düsseldorfer Nachrichten).

Übertreiben wir die Wichtigkeit eines Sportereignisses? Ist es nicht letzten Endes gleichgültig, ob Westdeutschland oder Südostdeutschland gewinnt?

Die 15 000 Zuschauer waren anderer Meinung. Und es steckt doch etwas Großes und Wertvolles in solcher Begeisterung: Weltwirtschaftslage, Arbeitslosigkeit, politische Übertemperatur, Krisenzuspitzung haben nicht vermocht, dem Gefüge des Sports etwas anzuhaben. Der geht ruhig seinen Weg, unbeeinflusst, über den Parteien, und seine großen Entscheidungen folgen sich in ihren festgesetzten Abständen wie die Jahreszeiten.
F. Wenzel.

Günther Grundmann: Das Riesengebirge in der Malerei der Romantik

Band 1 der Monographienreihe „Schlesien“. Breslau (Wilh. Gottl. Korn) 1931

Man sieht es dem Thema kaum an, welcher kunstgeschichtliche Horizont sich daran entwickeln ließ: Die Geschichte der romantischen Landschaftsmalerei von C. Nathe über C. D. Friedrich zu L. A. Richter, mit dem Vorspiel der Landkartendichtung und Vedutenstecherei bis etwa 1800 und dem Nachspiel der spätromantischen Kunst bis zum Naturalismus A. Dreßlers. Das Riesengebirge als künstlerisches Ausdrucksphänomen ist also von den Romantikern entdeckt worden, und daraus läßt sich schließen, daß es selbst spezifisch romantische Eigenschaften besitzen muß. Um die beiden Fragen handelt es sich in der Tat: welches ist das Wesen dieses Gebirges und zu welchen Eingebungen hat es die Seelen der Künstler entzündet?

Die erste Frage verlangt einen neuen Einsatz vom Autor: ein ganz persönliches Verhältnis zum Gegenstand als solchem. Da überzeugt ein Blick auf ein paar Hauptstellen des Buchs, daß es sich hier nicht nur um eine topographische Kennerschaft bis in den einzelnen Waldwinkel handelt, sondern um eine Blutverbundenheit mit der Landschaft, die stellenweise zu einer seltenen sprachlichen Ausdrucksfähigkeit führt. Als Charakteristik eines Mittelgebirges, dessen Fuß ins Dunkel der Waldschluchten taucht, dessen Scheitel aber schon von der erkältenden Öde des Hochgebirges hat, ist der Anfang des ersten Kapitels kaum zu überbieten. Aus dieser Kenntnis ergibt sich eine rhythmische Gruppierung der Künstler und Stile, die dem Buch den seltenen Vorzug konstruktiver Gestaltung verleiht. Man begreift, warum die dunkelphantastische und zugleich kuriose Landkartendichtung seit dem 16. Jahrhundert sich des Stoffes bemächtigen mußte, man begreift, warum der sachlich beherrschte und gesellschaftlich gebundene Klassizismus vor der Aufgabe fast ganz versagt hat, und man versteht die Inbrunst, mit der sich Romantiker wie C. D. Friedrich, Carus, Richter und Schwind dieser Motive angenommen haben. Um aber die Darstellung auf den Gipfel emporzuführen, den sie mit Friedrich erreicht, hat der Verfasser eine mühevollere Vorbereitung nicht gescheut. In einem interessanten Aufsatz der Schlesischen Monatshefte hat er schon 1930 die bisher nur im allgemeinen bekannte Reise Friedrichs ins Riesengebirge bis in die einzelne Etappe aufgedeckt, indem er an Hand der Skizzenbuchreste den Weg selbst nachwanderte, eine Reihe von Gemälden (Christiania, Moskau u. v. a.) mit topographischer Genauigkeit festlegen und eine überzeugende Chronologie aufstellen konnte. Auf dieser sicheren Grundlage erhebt sich nun jene feinfühligere Interpretation, die das Weltverhältnis des Künstlers bis zu jener erschütternden Gleichung zwischen dem Ich und dem in Starrheit und Wandel verlorenen Geheimnis dieser Natur ver-

folgt, wie es sich in den transzendenten Riesengebirgsdichtungen des Münchner und Berliner Bilds niedergeschlagen hat. An diesem Maßstabe erst werden die individuellen Brechungen bei den übrigen Romantikern doppelt fühlbar: der Einschlag naturwissenschaftlicher Exaktheit bei Carus, das Liebliche oder doch Beschwichtigende bei Richter, das romantisch Verallgemeinernde bei Schwind. Kein Wunder, daß dieses seelenhafte Gebirge dem nahenden Naturalismus immer weniger von seinen einmaligen Inhalten mitteilt, daß selbst unter den Händen des talentvollen A. Dreßler die geistige Synthese sich in dem Hang zu impressionistischer Analyse verliert.

Aber nicht nur um die Verewigung künstlerischer Höchstleistungen handelt es sich in dem Buch, sondern um den erschöpfenden Nachweis aller Riesengebirgsdarstellungen überhaupt. Auch von dieser philologisch-archivalischen Seite her ist die Arbeit zu bemerkenswerten Ergebnissen gelangt. Die Zusammenstellung der frühen Karten und topographischen Darstellungen, die Einbeziehung A. Zinggs in den Kreis der Riesengebirgsmaler, die erstmalige Veröffentlichung der Zeichnungen C. G. Carus', die Untersuchung über Richters Bilder vom Kleinen Teich, die Beziehungen Caspar Scheurens zum Riesengebirge — das und vieles andere ist neu und verbindet sich mit dem Kernstoff zu einer lückenlosen Geschichte der Riesengebirgsmalerei. Diesem Tatbestande gegenüber wiegen die wenigen Einwände, die sich erheben lassen, leicht: nach der formalen Seite ein Überfluß an Zitaten aus der kunstgeschichtlichen Durchschnittsliteratur, die der Verfasser nicht nötig hat, nach der inhaltlichen Seite die stellenweise zu große Nachsicht gegenüber Künstlern geringeren Grades.

Entscheidend aber bleibt die neue Fragestellung und ihr geistesgeschichtlicher Gewinn. Unter dem Gesichtswinkel eines bestimmten landschaftlichen Motivs schließen sich bestimmte Gruppen von Künstlern — über ihre geschichtlichen Zusammenhänge hinweg — zu einer Art weltanschaulicher Gemeinschaft zusammen. In diesem Sinne berühren sich die Romantiker mit den frühen Landkartendichtern enger als mit Klassizisten vom Schlage eines Frégevize oder Petz. Das beleuchtet die Situation auch nach der andern Seite. Wie das romantische Weltgefühl erst an dieser Landschaft zu seinen reifen Leistungen durchbricht, so sind es diese Schöpfungen wieder, die den eigentümlichen Charakter, die tatsächlichen Gehalte dieses Gebirges erst vollständig offenbaren. Angesichts dieser Ergebnisse bleibt nur zu wünschen, daß Gesichtspunkt, Methode und Durchführung der Arbeit auf alle späteren Unternehmen ähnlicher Art vorbildlich wirken möge.

Dr. Ernst Kloß.

Schlesisches Himmelreich

Eine Malerrechnung

Frau Geheimrat Kroll sendet uns eine alte Handschrift, der wir die folgende schnurrige Malerrechnung entnehmen.

Der Decorationsmaler namens Jaques Caspour hatte im Jahre 1700 eine Klosterkirche renovirt und 78 Francs 10 Sous Brabanter Münze dafür gefordert. Der Abt des Klosters hatte diese Rechnung übertrieben gefunden und verlangte, der Maler solle seine Arbeiten detaillirt aufzählen und somit seine Forderungen im Einzelnen darthun. Diesem Verlangen entsprach Jaques Caspour und man hat nun in den Papieren des Klosters die detaillirte Berechnung aufgefunden, welche wirklich äußerst amüsan abgefaßt ist, — sie lautet:

1. Die zehn Gebote corrigirt und frisch überstrichen	13 Livres —	Sous
2. Pontius Pilatus verschönert u. ein neues Band an seine Mütze gesetzt	4 —	17 —
3. Dem Hahn von St Petrus einen neuen Schwanz gemacht und seinen Kamm reparirt	2 —	4 —
4. Den guten Schächer wieder ans Kreuz befestigt und ihm einen neuen Finger gemacht	1 —	8 —
5. Den linken Flügel des Erzengel Gabriel erneuert und vergoldet	15 —	19 —
6. Die Magd des Hohenpriester Caiphas gewaschen und frisches Roth auf ihre Wangen aufgetragen	6 —	13 —
7. Den Himmel erneuert, zwei Sterne hinzugefügt, die Sonne frisch vergoldet und den Mond gesäubert	8 —	15 —
8. Das Gewand des Herodes überstrichen, zwei seiner Zähne und seine Perücke neu hergestellt	3 —	5 —
9. Die Lederhosen des Haman ausgebeßert und zwei Knöpfe an seine Weste gesetzt	2 —	5 —

10. Dem jungen Tobias, welcher mit dem Engel Gabriel reist, ein Paar neue Stiefletten und einen neuen Riemen an seinen Reisesack	2 —	6 —
11. Die Ohren von Bileams Esel gesäubert und denselben frisch beschlagen	4 —	7 —
12. Einen neuen Stein an Davids Schleuder gemacht, Goliaths Kopf vergrößert und seine Beine weiter zurückgestellt	3 —	3 —
13. Ein Paar neue Ohrgehänge für Abrahams Weib Sarah	4 —	1 —
14. Dem Eselskinnbacken, womit Simson die Philister erschlägt, neue Zähne eingesetzt	1 —	5 —
15. Die Arche Noahs frisch getheert und dem Vater Noah ein Paar neue Ärmel gemacht	7 —	— —
16. Das Hemde des verlorenen Sohnes ausgebeßert, seine Schweine gewaschen und Waßer in ihre Tröge gethan	3 —	4 —
17. einen neuen Henkel an den Krug der Samariterin gemacht	1 —	5 —

Summa . . . 78 Livres 10 Sous

Ferien

Man schreibt uns:

Der Lehrer des Dorfes D. im Kreise Löwenberg hält sehr streng auf artiges Grüßen der Kinder. Ich fahre während der sogenannten „Kartoffelferien“ durch dieses Dorf mit dem Rade und treffe einen, mir als sehr höflich bekannten blonden Jungen von etwa 9 Jahren, der sonst immer artig sein Mützchen zog, diesmal aber keinerlei Notiz von mir nimmt. Ich frage ihn freundlich: Nun, mein Junge, du grüßt ja heute gar nicht, kennst du mich denn nicht?“ — „Nu nee“, sagte er da treuherzig, „merr honn doch jitzte Ferien, do grißa merr kenn Menscha nich!“

Wilhelm v. Kries:

Herren und Knechte der Wirtschaft

Dieses Buch trifft in das Zentrum der geistigen Situation unseres Wirtschaftslebens: es führt die drängenden Zeitfragen auf ihren menschlichen Gehalt zurück und zeigt den Zusammenhang der religiösen Problematik unserer Zeit mit der kaufmännischen Gestaltung unserer Umwelt. Es ist ein Buch für jeden: es lehrt nicht Begriffe, sondern es erzieht zur Freiheit.

Aus den ersten Urteilen:

Bohemia, Prag: „Unter den vielen Büchern, die sich bemühen, aus dem Chaos der gegenwärtigen Begriffswelt zu neuen Vorstellungen, aber auch zu neuen Lebenswerten zu gelangen, ist das Werk von Wilhelm v. Kries **unter allen Umständen lesenswert.**“

Germania, Berlin: „... eine Arbeit, die eine **interessante Ergänzung zu der katholischen Auffassung** vom Wesen des Wirtschaftlichen darstellt und zeigt, daß man auch auf dem konservativ-protestantischen Flügel den Wert der religiösen und ethischen Momente im Wirtschaftsleben erkennt.“

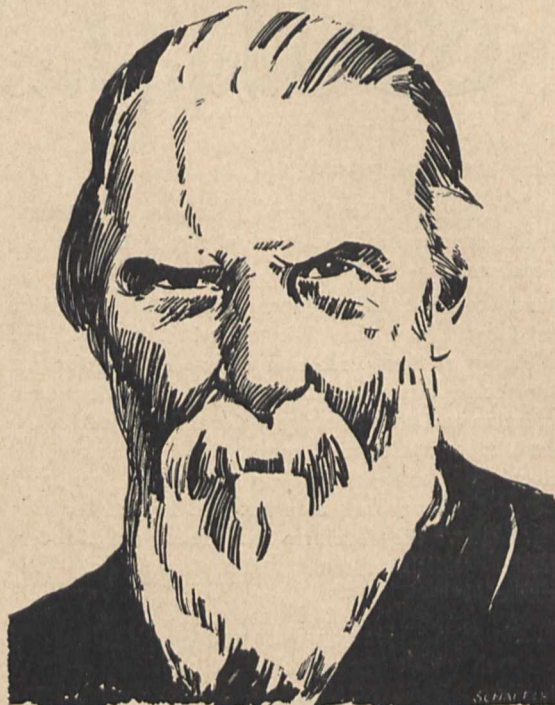
Der Tag, Berlin: „Wir horchen auf, wenn hier einmal wirtschaftliche Probleme **von einer ganz anderen Grundlage her**, als wir sie sonst gewohnt, angepackt werden.“

Preis: in Ganzleinen **RM 5.30**
kartoniert . . . **RM 4.40**

Verlag Deutsche Rundschau
G. m. b. H.
Berlin W 30 Geisbergstr. 43

Das Volksbuch über Raabe

WILHELM FEHSE Im Spiegel des alten Proteus



Wilhelm Raabe als Seher unserer Zeit

Aus neuen Urteilen der Presse:

Frankfurter Zeitung: „... ein gründliches Buch, aus tiefer Erkenntnis gewonnen, das Raabe als Seher unserer Zeit darstellt und dessen 12 Kapitel Ausgezeichnetes über den Dichter aussagen.“

Deutsche Literaturzeitung: „Was das Lesen des Buches zu einem besonderen Genuß macht, ist der fesselnde, flüssige, durch seine durchsichtige Klarheit das Verständnis unendlich erleichternde Stil.“

Hamburgischer Correspondent: „Man kann nur wünschen, daß dieses lebensvoll und klar geschriebene Buch ein genügend großes Publikum findet, um es zum echten Volksbuch über Raabe werden zu lassen.“

Preis: gebunden **4.60 RM.**, kartoniert **3.80 RM.**

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. m. b. H. BERLIN